
Chroniken von Elarion
Der Preis der Wahrheit

INHALT

TEIL I – ERDE UND ELARION 5

1. ERDE: DER GARTEN GETHSEMANE 7
2. ERDE: DER KUSS DES JUDAS II 11
3. ELARION: ELARIONS SONNE 12
4. ERDE: MARIA MAGDALENA 17
5. ELARION: NITRA, HAUPTSTADT DER UNION 34
6. ERDE: DER KUSS DES JUDAS 50
7. ELARION: DER GOLDENE RING 60
8. ERDE: DER TAG DER SCHEIDUNG 63
9. ELARION: DIE SCHICHT 68
10. ERDE: DER VERFLUCHTE FEIGENBAUM 80
11. ELARION: MAREIA LIOREN 100
12. ERDE: JESUS AUF DEM BERG 106
13. ELARION: ARIEN KORVETH 111
14. ERDE: DER BEGINN EINES NEUEN GESCHLECHTS 135

TEIL II: DIE AUFTEILUNG EINES VERBRECHENS 141

15. 30 WÄHRUNGEN 141
16. DIE WUNDE ERHÄLT EIN BUDGET 146
17. STIFTUNGEN DES SCHUTZES 151
18. BIO-KI OHNE HASS 157
19. LABORE OHNE KARTE 162
20. MAREIAS VERDACHT 167
21. DER TEST DER BLINDHEIT 174
22. AUSNAHMEN 185
23. DIE LETZTE ZAHLUNG 193
24. DAS ERSTE FIEBER 207

TEIL III: DIE PEST DES GOLDENEN RINGS 220

25. DIE HÄUSER AURIOLAS 220

26. SYSTEME OHNE DAS GANZE 229
27. DER NAME, DEN SIE NICHT AUSZUSPRECHEN WAGTEN 238
28. DER GOLDENE RING HINTER GLAS 245
29. JESAIRS STIMME UND MOST AUF DEM WEG ZUM EINHEITLICHEN ELAR 253
30. DAS DRITTEL 269
31. HINTER GLAS 285
32. DIE KOMMENDEN 290

TEIL IV: ELARION OHNE DAS DRITTEL 301

33. FEHLENDE HÄNDE 301
34. DER ANTEIL DER LEBENDEN 313
35. DAS FINANZIELLE SKELETT DER PANDEMIE 323
36. DER MENSCH, DER DIE KARTE HATTE 332
37. NICHT NUR ARIEN 342
38. DER KONVENT NACH DEM DRITTEL 348
39. EIN ELAR 364
40. DAS GEWICHT DER MACHT 375

LEHREN FÜR DIE ERDE 401

Das Problem der unkontrollierbar wachsenden Macht der Technologien auf dem Planeten 401
Korruption und ein ineffizienter Staat 402
Probleme im Zusammenhang mit Steuerflucht 402
Das Ende kriegerischer Konflikte und die sofortige Aufdeckung jeglichen Unrechts mit Geld 403
Die gerechte und transparente Einführung des UBI — des universellen Grundeinkommens 404
Herausforderungen des ewigen Lebens — transparente Lösungen für die Bevölkerungsprobleme des Planeten 405

DIE POLITISCHE BEWEGUNG HTTPS://HUMANITYUNITEDMOVEMENT.ORG 406

Gesunder Menschenverstand als Grundlage der Politik 406
Die politische Akademie 408

Eine globale Bewegung für eine globale Welt 410
Transparenz als Grundlage des Vertrauens 411
Technologischer Fortschritt und die Zukunft der Arbeit 414
Chancengleichheit und die Würde des Menschen 415
Langfristiges Denken und Verantwortung für die Zukunft 416
Wie die Bewegung selbst funktionieren soll 417
Was wollen wir eigentlich erreichen? 418
Ein Aufruf an die neue Generation 419

Teil I – Erde und Elarion

Nicht jede Entfernung im Universum bedeutet Trennung.

Dreißig Lichtjahre sind für den Körper ein Abgrund. Für das Licht ein weiter Weg. Für die Erinnerung vielleicht weniger. In einem Bereich des Sternenraums kreisten zwei Planeten um ihre Sonnen. Sie waren nicht aus derselben Materie entstanden und gehörten nicht demselben Stern. Und doch ähnelten sie einander, wie zwei ferne Träume einander ähneln können.

Beide hatten Meere, die sich am Morgen in Silber verwandelten. Beide hatten Wolken, Berge, Flüsse, Wüsten und Landschaften, in denen der Wind seit Ewigkeiten seine stille Schrift in den Staub zeichnete. Auf beiden fiel Regen auf Steine, wuchsen Bäume aus der Erde und lernten Lebewesen, zwischen Schmerz und Sehnsucht zu unterscheiden, zwischen Angst und Hoffnung, zwischen dem, was gegeben ist, und dem, was sich verändern lässt.
Einer dieser Planeten hieß Elarion.

Der andere sollte den Namen Erde erhalten.

Sie lagen weit voneinander entfernt, doch nicht so weit, dass nicht eines Tages Licht, ein Gedanke, ein Wille oder etwas noch Stilleres von einem zum anderen gelangen könnte. Das Universum kennt nicht nur die Wege der Schiffe. Es kennt auch die langsamen Strömungen des Einflusses, die unsichtbaren Bande zwischen geschichtlichen Entwicklungen und die seltsame Wiederkehr von Dingen, die verloren schienen.
Diese beiden Welten verband mehr als eine zufällige Ähnlichkeit.

Nicht auf einfache Weise. Nicht so, dass man es ohne Weiteres in Karten einzeichnen oder in Chroniken festhalten könnte. Ihr Band gehörte zu jenen Dingen, die sich erst im Nachhinein zeigen, wenn sich das Schicksal erfüllt und man plötzlich begreift, dass Ereignisse, die getrennt erschienen, die ganze Zeit Teil ein und desselben Satzes waren.

Auf Elarion waren die Menschen bereits hoch emporgestiegen. Ihre Städte berührten den Himmel, ihre Schiffe kannten die Dunkelheit zwischen den Planeten, ihre Maschinen berechneten Dinge, die einst nur der Ahnung zugänglich gewesen waren. Sie hatten gelernt, das Leben zu verlängern, den Körper zu heilen, Wüsten zu verwandeln, Welten unter Kuppeln zu bauen und ihrer eigenen Zukunft mit dem Mut von Wesen

entgegenzusehen, die zu glauben begonnen hatten, dass fast nichts für immer unmöglich sei.

Doch selbst die fortschrittlichsten Zivilisationen bleiben menschlich, solange in ihnen Wesen leben, die lieben, beneiden, vergeben, sich fürchten und nach Macht verlangen können. Und wo der Mensch ist, ist Geschichte niemals nur die Geschichte der Technik. Sie ist auch die Geschichte des Herzens.
Zu jener Zeit lebten auf Elarion zwei Menschen.

Jesair Davion.

Mareia Lioren.

Ihre Namen gehörten noch keinem Mythos an. Es waren nur Namen, ausgesprochen in Zimmern, auf Wegen, in Gärten, unter Freunden und jenen, die sie aus der Nähe kannten. Doch manche Namen haben ein seltsames Schicksal. Zuerst gehören sie einem Menschen. Dann dem Schmerz. Dann der Erinnerung. Und schließlich kehren sie in einer Gestalt zurück, die niemand mehr ganz erkennt. Diese Geschichte beginnt auf Elarion, im Licht einer fremden Sonne.
Doch ihr Echo wird nicht für immer dort bleiben.

Denn es gibt Leben, die nicht an der Grenze einer einzigen Welt enden. Es gibt Begegnungen, die sich selbst vorauszugehen scheinen. Und es gibt Lieben, die in der Geschichte nicht deshalb wiederkehren, weil sie nicht gehen könnten, sondern weil sie noch nicht alles gesagt haben.

1. Erde: Der Garten Gethsemane

Als sie die Psalmen des Passahfestes zu Ende gesungen hatten und Jerusalem in die Nacht versank, ging Jesus mit seinen Jüngern hinaus, über den Bach Kidron. Hinter ihnen atmete die Stadt noch die Wärme des Tages, doch in den Tälern lag bereits Kälte. Über dem Ölberg ruhte eine Stille, als hielten selbst die Steine den Atem an.

Sie kamen an einen Ort, den man Gethsemane nannte. Dort war ein Garten, mit Olivenbäumen, deren Stämme sich wanden und deren Blätter leise rauschten. Die Jünger kannten ihn; es war kein feierlicher Ort, sondern ein gewöhnlicher, ein Ort der Einsamkeit, an den man sich zurückzog, wenn man ohne Zeugen mit Gott sprechen musste.

Jesus blieb stehen. Sein Gesicht war ruhig, doch nicht von jener Ruhe, die ein Mensch in unbeschwerten Stunden trägt. Es war eine Ruhe, die etwas zutiefst Erschüttertes zusammenhielt.

„Setzt euch hierher", sagte er leise, „während ich beten gehe."

Dann nahm er Petrus, Jakobus und Johannes ein Stück weiter mit. Die drei folgten ihm, ohne Fragen zu stellen. Sie spürten, dass etwas geschah, das sie nicht verstanden. Jesus, der vor ihren Augen Kranke geheilt, den Sturm zum Schweigen gebracht und mit einer Vollmacht gesprochen hatte, wie sie sie von niemandem sonst kannten, ging plötzlich schwerer. Als trüge jeder Schritt eine Last, die sie nicht sehen konnten.

Schließlich wandte er sich auch ihnen zu.

„Meine Seele ist betrübt bis in den Tod", sagte er. „Bleibt hier und wacht mit mir."

Diese Worte trafen sie härter als ein Vorwurf. Petrus öffnete den Mund, als wollte er noch einmal Treue geloben, doch Jesus ging bereits fort. Nicht weit – nur so weit, dass sie ihn noch sehen konnten, nur ein kleines Stück –, und doch tat sich plötzlich eine Entfernung zwischen ihnen auf, die niemand überwinden konnte.

Jesus blieb bei einem Olivenbaum stehen. Der Wind berührte sein Gewand. Über ihm zitterten die silbernen Blätter, und auf dem Boden lagen Schatten wie verschüttetes Wasser.

Er kniete nieder.

Dann fiel er mit dem Gesicht zur Erde.

Und in diesem Augenblick wurde die Nacht um ihn tiefer.

Sie kamen zu ihm wie lebendige Bilder, schärfer als Träume oder gewöhnliche Erinnerungen – unerbittlich, ohne Erbarmen.
Er sah Fackeln zwischen den Bäumen.

Er sah die Schritte bewaffneter Männer, hörte das Klirren von Metall, Flüstern und Befehle. Und unter ihnen Judas. Sein Gesicht war blass, doch entschlossen. Er ging voran wie ein Mensch, der eine Grenze bereits überschritten hat und sich nun fürchtet, zurückzublicken. Er trat zu ihm und kennzeichnete ihn mit einem Kuss statt mit einem Schwert oder einer Anklage.
In der Vision spürte Jesus die Berührung von Judas' Lippen auf seinem Gesicht und wusste, dass dieses Zeichen ihn ausliefern würde.
„Freund", erklang in ihm das Wort, das er würde sagen müssen. Und es schmerzte mehr als die Fesseln.

Das Bild wechselte.

Er sah den Hof im Haus des Hohepriesters. Feuer. Das Gesicht einer Magd, von Flammen erhellt. Petrus, der sich unter Fremden wärmte und ihren Blicken auswich. Er hörte die Frage: „Warst nicht auch du bei ihm?"
Und dann hörte er Petrus' Antwort.

„Ich kenne ihn nicht."

Jesus schloss die Augen, doch die Vision verschwand nicht.

Die zweite Verleugnung. Dann die dritte. Petrus erhob die Stimme, vor sich selbst erschrocken, und schwor, diesen Menschen nicht zu kennen. Da trug die Nacht den Schrei eines Hahns heran. Schrill. Kurz. Schrecklich klar.
Und Jesus sah Petrus' Augen in dem Augenblick, in dem er sich erinnern würde.

In Petrus' Augen sah er den Freund, zerbrochen an seiner eigenen Angst.

Jesus erbebte.

„Vater", flüsterte er, „sie sind Staub. Sie sind schwach. Und ich liebe sie."

Dann kam ein weiteres Bild.

Ein Hof. Hohn. Ein Gesicht, von Schlägen verhüllt. Ein Schilfrohr in den Händen der Soldaten. Dornen, in den Kopf gedrückt. Das Geschrei der Menge, das wogte wie Feuer im Wind. Hände, die ihn schlugen und nicht wussten, wen sie berührten. Münder, die ihn verspotteten und nicht begriffen, dass ihr Atem ihnen von Gott gegeben war.
Dann ein Hügel.

Das Holz des Kreuzes.

Nägel.

Jesus sah seine Hände auf dem Balken ausgestreckt. Er sah das Eisen auf der Haut seines Handgelenks liegen. Er sah den erhobenen Hammer. Noch bevor er niedersauste, spannte sich sein Körper vor Schmerz an, als wäre die Zukunft durch die Gegenwart gedrungen und hätte ihn schon jetzt gefunden.

Ein leises Stöhnen kam über seine Lippen.

Auf seiner Stirn erschienen Schweißtropfen. Zuerst klar, dann dunkler. Sie rannen durch sein Haar und über seine Schläfen, schwer und rot wie Blutstropfen. Sie fielen auf die Erde des Gartens Gethsemane, in den Staub zwischen den Wurzeln der Olivenbäume.

Jesus zitterte, doch er floh nicht.

„Mein Vater", sagte er so leise, dass nur die Nacht ihn hörte, „wenn es möglich ist, lass diesen Kelch an mir vorübergehen."

Stille.

Keine leere Stille, sondern die Stille des Vaters, der näher ist als der Atem und einem doch den Weg nicht abnimmt, den man gehen muss.

Jesus presste die Handflächen auf den Boden. Seine Finger gruben sich in die Erde. Die Visionen hörten nicht auf. Er sah seine Mutter unter dem Kreuz. Er sah den Jünger, den er liebte, an ihrer Seite stehen. Er sah Menschen, die ihr Gesicht abwandten. Er sah den Himmel, der sich verdunkeln würde. Er sah, wie sein Körper sich unter Krämpfen aufbäumen würde, um Atem zu schöpfen. Er sah den Durst. Er sah die Verlassenheit. Er sah den Tod. Und er sah Maria Magdalena, wie sie mit drei Fingern sein von einem Nagel durchbohrtes Handgelenk berührte.

Und doch sah er hinter all dem noch etwas anderes.

Er sah es nur undeutlich, wie einen schmalen Streifen Licht am Rand der Nacht.

Er sah Gesichter, die es noch nicht gab. Menschen ferner Zeiten und Länder. Er sah Sünder, die über ihre Schuld weinen würden. Er sah Kranke, die sich an seinen Namen klammern würden. Er sah Gebrochene, die in seinen Wunden Hoffnung finden würden. Er sah Petrus, der nach seinem Fall noch einmal aufstehen würde. Er sah die Jünger, die sich zerstreuen und dann zurückkehren würden. Er sah, dass Liebe auch durch Verrat, Angst und Tod hindurchgehen kann – wenn sie nicht aufhört, Liebe zu sein.

„Nicht wie ich will", sagte er schließlich, „sondern wie du willst."

Als er das ausgesprochen hatte, hörte sein Körper nicht auf zu schmerzen. Die Angst verschwand nicht. Die Stunde, die herankam, wich nicht von ihm. Doch in seinem Inneren festigte sich ein stiller Gehorsam, der keine Niederlage war, sondern eine Gabe.
Er hob den Kopf.

„Vater", bat er, „gib mir die Kraft, sie bis zum Ende zu lieben. Gib mir die Kraft, jene nicht zu verfluchen, die mich schlagen werden. Gib mir die Kraft, Petrus mit Erbarmen anzusehen. Gib mir die Kraft, Judas' Kuss ohne Hass anzunehmen. Gib mir die Kraft, das Kreuz zu tragen, wenn mein Körper zusammenbricht. Gib mir die Kraft, dein Sohn zu bleiben, auch wenn ich aussehen werde wie ein von Gott verlassener Mensch."
Da regte sich der Wind im Garten. Die Blätter der Olivenbäume rauschten, als striche eine unsichtbare Hand über ihn hinweg. Jesus atmete schwer, doch gleichmäßiger. Die blutigen Tropfen auf seiner Stirn kühlten langsam ab.
Als er zu den Jüngern zurückkehrte, fand er sie schlafend.

Petrus hatte den Kopf gesenkt, Jakobus lag schweigend im Schlaf, und Johannes atmete unruhig, als berührte auch ihn das nahende Grauen. Sie waren müde vor Trauer. Schwach an Körper. Menschlich.
Jesus sah sie eine Weile an.

„Konntet ihr also nicht einmal eine Stunde mit mir wachen?", fragte er.

Darin lag nicht nur ein Vorwurf. Darin lag der Schmerz eines Menschen, der in seiner schwersten Stunde allein geblieben war. Aber auch die Zärtlichkeit dessen, der ihre Schwäche kannte, noch bevor sie sie selbst eingestanden.
„Wacht und betet", sagte er, „damit ihr nicht in Versuchung geratet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."
Dann wandte er sich wieder der Dunkelheit des Gartens zu.

Sie wussten nur, dass er fortging, um zu beten.

Er aber wusste, dass er jener Stunde entgegenging, die bereits mit Fackeln auf dem Weg war.

Anmerkungen des Autors zum Kapitel:

Der Text stützt sich weitgehend auf die Schilderung der Szene im Garten Gethsemane im Neuen Testament. Hinzugefügt wurden Jesu Visionen der Zukunft.

2. Erde: Der Kuss des Judas II

Als er im Garten zu Jesus trat, kehrte die Nacht an der Mauer so jäh zurück, dass er für einen Augenblick weder die Soldaten noch die Fackeln sah.
Wieder stand er vor ihm. Wieder spürte er seinen eigenen Atem. Wieder hörte er: genug.

Nur hatte er diesmal bewaffnete Männer hinter sich.

„Sei gegrüßt, Rabbi“, sagte er.

Jesus sah ihn an, und Judas begriff, dass er von den Hohepriestern und dem Silber wusste, vor allem aber verstand, warum er gerade dieses Zeichen gewählt hatte.
Judas küsste ihn.

Diesmal wirkte es nach außen ruhiger. Kurz, öffentlich, wie es Brauch war. Aber gerade deshalb war es schrecklicher. Der erste Kuss war ein Versagen der Leidenschaft gewesen. Dieser war ihr toter Zwilling: keine Bitte mehr, angenommen zu werden, sondern die Kennzeichnung des Opfers.
Jesus sagte:

„Judas, mit einem Kuss lieferst du den Menschensohn aus?“

Und Judas hörte in diesem Satz noch einen anderen, unausgesprochenen:

Mit demselben, was ich dir einst verweigern musste, lieferst du mich jetzt aus?

Judas wich zurück.

Er erwartete, dass sich in ihm ein Gefühl des Sieges einstellen würde. Wenigstens ein kleines. Wenigstens ein bitteres. Doch es kam nichts. Nur Leere, in die er zu fallen begann.

Anmerkungen des Autors zum Kapitel:

Der Text stützt sich weitgehend auf die Schilderung der Szene im Neuen Testament. Judas' innere Überlegungen wurden ergänzt und so ausgestaltet, dass sie sich in den übrigen Verlauf des Buches einfügen.

3. Elarion: Elarions Sonne

Über dem mittleren Teil Elarions ging die Sonne langsam auf, als brauchte auch sie einen Augenblick, um die Welt zu betrachten, die sich unter ihr in den vergangenen Jahrhunderten stärker verändert hatte, als irgendjemand es sich hätte vorstellen können.

Man nannte sie einfach Elarions Sonne. In den alten Sprachen hatte sie viele Namen; in den Liedern der Seleniten klang ihr Name weich wie der Atem des Waldes, in den Navigationskarten der Veyraner war sie mit einem genauen Spektralcode verzeichnet, und in den aurelianischen Familienchroniken beschrieb man sie als ein Auge, das sich an alle Geschlechter erinnerte. Doch für die meisten Menschen war sie nur die Sonne. Licht über den Städten, Wärme über den Meeren, Glanz auf den metallenen Kanten der Orbitalringe. Aus der Höhe sah Elarion aus wie ein Planet, der nicht mehr verwundbar sein konnte.

Seine Ozeane waren durch ein Netz schwimmender Energiefelder miteinander verbunden. Über den Kontinenten schwebten Verkehrsebenen, in denen sich Frachtkorridore, Personenmodule, autonome Schiffe und Rettungssysteme lautlos bewegten. Auf der Nachtseite des Planeten gab es keinen Ort, an dem das Licht ganz erlosch. Die Städte leuchteten wie das Nervensystem eines gewaltigen Lebewesens.

Um den Äquator zog sich in einem weiten Bogen ein Orbitalring. Er war nicht geschlossen wie ein Kreis, den ein Kind mit der Hand gezeichnet hatte. Er bestand aus Tausenden von Stationen, Docks, Bergbauknotenpunkten, Forschungsgärten und Energieankern. Zwischen ihnen bewegten sich Flotten automatisierter Schiffe auf dem Weg nach Thaeron, dem zweiten Planeten des Systems.

Thaeron war einst nur eine harte Kugel unter einem dünnen Himmel gewesen. Er hatte Wasser, aber nicht genug. Er hatte eine Atmosphäre, aber keine, die man ohne Aufbereitung hätte atmen können. Er hatte eine Nacht, die zu lange dauerte, und Wüsten, in denen der Wind sich wie ein Feind verhielt. Dennoch hatten die Elarianer schon vor Jahrhunderten beschlossen, ihn nicht tot zu lassen.
Zuerst schickten sie Maschinen dorthin.

Dann Stationen.

Dann Städte unter Kuppeln.

Dann abgeschlossene Gärten und Waldkuppeln.

Und schließlich Kinder, die auf Thaeron unter Kuppeln geboren wurden und sein hartes Licht für selbstverständlich hielten.

Gerade Thaeron lehrte Elarion aus einem sehr praktischen Grund, in kosmischen Maßstäben zu denken: Eine Zivilisation mit einer zweiten Welt in Reichweite hatte kein Recht, an eine einzige gebunden zu bleiben. Thaeron war ein Atemzug in Reserve. Ein Rohstoffspeicher. Ein Labor der Zukunft. Ein Ort, an den sich ganze Industriezweige verlagern ließen, ganze Forschungsprogramme, ganze Träume vom Überleben.
Und so wuchs Elarion.

Es wuchs schnell.

Vielleicht zu schnell.

In den vergangenen zweihundert Jahren hatten seine Bewohner gelernt, Krankheiten zu heilen, die einst ganze Städte entvölkert hatten. Sie bauten Nahrung in geschlossenen Farmen an, errichteten Bauwerke mithilfe autonomer Maschinen und leiteten Wasser quer durch die Kontinente. Sie konnten geschädigte Organe regenerieren, wenn der Patient Zeit hatte und sein Körper die lange Behandlung durchstand. Manchen Wissenschaftlern begann der Tod deshalb wie ein Problem zu erscheinen, das sie eines Tages vielleicht besser verstehen würden; in den Krankenhäusern aber blieb er weiterhin Wirklichkeit.

Künstliche Intelligenz arbeitete in Krankenhäusern, Schulen, im Verkehr und in Finanznetzen. Sie konnte in den Daten, die sie erhielt, rasch ein Muster finden. Die einzelnen Systeme gehörten jedoch unterschiedlichen Staaten und Institutionen. Auch das beste Modell konnte keine Unterlagen vergleichen, auf die es keinen autorisierten Zugriff hatte, und selbst die genaueste Berechnung ersetzte nicht den Menschen, der eine Entscheidung unterschreiben musste.
Elarion hatte ungefähr neun Milliarden Einwohner.

Drei große Zweige.

Aurelianer.

Seleniten.

Veyraner.

Sie waren Elarianer, alle. Sie teilten den Planeten, die Städte, die Geschichte, die Schulen, ihre Lieben, Konflikte, Gesetze und gemeinsamen Katastrophen. Ihre Unterschiede reichten jedoch über Kultur und Politik hinaus; sie waren tiefer

eingeschrieben, in den inneren Bau des Körpers, in die Erbanlagen und in die Art, wie bestimmte Merkmale über Generationen weitergegeben wurden.
Die Aurelianer trugen einen goldenen Ring in den Augen.

Er war nicht immer zu sehen. Er zeigte sich bei bestimmtem Licht, bei Fieber, bei starker Konzentration, bei Schmerz oder in Augenblicken, in denen ein Mensch an die Grenze seiner selbst gelangte. Für die Aurelianer war er ein Zeichen der Kontinuität. Für Dichter ein Beweis, dass die Seele einen Saum aus Licht hatte. Für Ärzte ein genetisches Phänomen. Für Politiker eine heikle Frage der Identität. Für manche Menschen ein alter Grund zum Misstrauen.

Die Seleniten waren für ihre Fähigkeit bekannt, das Gleichgewicht von Systemen wahrzunehmen. Ihre Stärken lagen in der Medizin, der Psychologie, in ökologischen Netzen, im Umgang mit Landschaften, Wasser und Traumata. Sie mochten es nicht, wenn man sie als sanft bezeichnete. Sanftheit war nur die Oberfläche. Darunter lag oft die Härte von Wurzeln.

Die Veyraner waren Organisatoren. Verwalter, Strategen, Verhandlungsführer, Erbauer von Institutionen. In vielen Staaten nahmen sie eine starke Stellung in Bankennetzen, Konsortien, Verwaltungsräten, Verkehrssystemen und Teilen der außerplanetaren Strukturen ein. Es wäre ungerecht gewesen, sie machthungrig zu nennen. Genauer wäre es gewesen zu sagen, dass sie die Sprache der Macht sehr früh verstanden und nie wieder vergessen hatten.
Elarion war nicht geeint.

Es hatte vierzig Staaten. Manche waren so alt wie die Schrift, andere erst vor wenigen Generationen entstanden. Fast jeder hatte seine eigene Währung, seine eigene Zentralbank, seine eigenen Steuerregeln, seine eigenen Ausnahmen in der Rechnungslegung und seine eigenen Vorstellungen von Freiheit.

Einige der kleinsten Staaten hatten ihre geringe Größe zum Geschäftsmodell gemacht. Sie hatten keine großen Städte, Fabriken oder Forschungszentren. Sie hatten niedrige Steuern, nicht öffentliche Eigentümerregister und Gesetze, nach denen Geheimhaltung eine vom Staat erbrachte Dienstleistung war. Anderswo entstand Wert, anderswo arbeiteten die Menschen, und anderswo produzierten die Maschinen, doch auf dem Papier wurde der Gewinn genau dort geboren. Aus Elarion flohen keine Fabriken. Es floh die Grundlage, aus der Schulen, Krankenhäuser und der gemeinsame Anteil der Bürger bezahlt werden sollten.

Der größte und technologisch wie politisch einflussreichste Staat war die Union.

Ihre Hauptstadt war Nitra. Eine Stadt, erbaut an einem Fluss und auf sieben Hügeln.

In Nitra wurde oft über Angelegenheiten entschieden, die sich national gaben, in Wahrheit jedoch den ganzen Planeten betrafen. In Nitra saßen Finanzräte, die größten Rechenzentren, diplomatische Vertretungen, Gesundheitskonsortien, Bankenknotenpunkte und Archive, zu denen selbst manche Minister keinen Zugang hatten.

Aus der Umlaufbahn betrachtet, sah Elarion wie ein Erfolg aus.

Wer genauer hinsah, sah Risse.

Die KI produzierte mehr, als die Menschen verbrauchen konnten, doch ein großer Teil der Bevölkerung verlor seine traditionelle Arbeit schneller, als die Gesellschaft ihr einen neuen Sinn geben konnte. Die Produktion wuchs, doch das Eigentum an den Produktionssystemen konzentrierte sich. Politiker sprachen von einem universellen Grundeinkommen, aber niemand konnte eine faire Antwort darauf geben, auf welcher Grundlage es berechnet werden sollte, wer seine tatsächlichen Gewinne offenlegte und wer über den Anteil des Menschen an einer Welt entschied, die er nicht mehr mit eigenen Händen hervorbrachte.

Der medizinische Fortschritt versprach ein immer längeres Leben und vielleicht eines Tages sogar ein Leben nahezu ohne natürliches Ende. Noch tauchten nur leise Fragen auf, was mit einer Zivilisation geschehen würde, wenn weiterhin Menschen geboren würden, sie aber allmählich aufhörten zu sterben.

Die Macht sprach von Sicherheit.

Die Bürger sprachen von Freiheit.

Die Banken sprachen von Privatsphäre.

Die Staaten sprachen von Souveränität.

Und unter all diesen Worten floss das Geld.

Ein Teil sichtbar. Das meiste nicht.

Darin lag der künftige Untergang verborgen.

Dieser künftige Untergang entsprang keinem Mangel an Intelligenz. Elarion hatte mehr davon als jede Zivilisation vor ihm.

Auch an Maschinen fehlte es ihm nicht; sie konnten Stürme, Epidemien, Marktbewegungen und Spannungen in den Städten vorhersagen.

Ebenso wenig fehlte es an moralischen Worten. Davon hatte es zu viele.

Seine Schwäche lag anderswo.

Die Macht hatte gelernt, sich so zu bewegen, dass sie keinen sichtbaren Schatten hinterließ.

Und wenn Macht keinen Schatten hinterlässt, glauben die gewöhnlichen Menschen, dass niemand zwischen ihnen und dem Licht steht.

In dem Jahr, in dem diese Geschichte beginnt, ging Elarions Sonne über einem Planeten auf, der glaubte, die größten Gefahren gehörten bereits der Vergangenheit an.
Auf Thaeron wurden neue Kuppeln eröffnet.

In Nitra bereitete man eine große Debatte über das UBI vor.

Im aurelianischen Haus der Davions wehrte sich ein Mann erneut dagegen, als Erbe der Wunder bezeichnet zu werden.

Eine Frau rang mit der Entscheidung, ob sie den Mann, vor dem sie sich inzwischen zu fürchten gelernt hatte, für immer verlassen sollte.

Eine Schwester ohne goldenen Ring betrachtete Finanzdaten und spürte, dass darin etwas fehlte, das sichtbar sein müsste.
Und ein Veyraner, der Liebe mit Besitz verwechselt hatte, wusste noch nicht, dass er seinem Schmerz eines Tages ein Budget geben würde.
Die Welt war schön.

Und gerade deshalb wollte ihr niemand glauben, dass sie zerbrechen konnte.

Anmerkungen des Autors zum Kapitel:

Alles, was das Buch als Geschehen auf Elarion schildert, ist Fiktion. Die Wahrscheinlichkeit, dass auf anderen Planeten humanoide Zivilisationen existieren, ist meiner Ansicht nach jedoch sehr hoch. Und viele von ihnen teilen vermutlich in ihren Grundzügen ein sehr ähnliches Schicksal wie die Menschheit auf der Erde.

4. Erde: Maria Magdalena

Magdala lag am Wasser, und Wasser war dort überall.

Es war in den Netzen, die morgens am Ufer glitzerten. Es war an den Händen der Fischer, die es von den Seilen und aus ihrem Haar schüttelten. Es war in den Tonkrügen der Frauen, die schon vor Sonnenaufgang durch die Gassen gingen. Es war in der Luft, im salzigen Atem des Sees, im Geschrei der Vögel und im Fischgeruch, der an der Stadt haftete wie eine zweite Haut.
Und doch hatte Maria das Gefühl, durstig zu sein.

Ihr Durst saß tiefer als in der Kehle oder im Körper; er war roh, weckte sie mitten in der Nacht und zwang sie, sich im Dunkeln aufzusetzen, auf ihren eigenen Atem zu lauschen und zu warten, ob wieder eine fremde Stimme daraus hervortreten würde.
In Magdala sprach man leise über sie.

Manche behaupteten, sie sei krank. Andere, sie sei verflucht. Wieder andere, ihr sei etwas zugestoßen, das einer Frau nicht hätte zustoßen dürfen, und seither irre ihre Seele wie Rauch durch das Haus. Die Kinder fürchteten sich vor ihr, die Frauen bekreuzigten sich, wenn sie vor ihnen stand, die Männer taten, als sähen sie sie nicht. Wenn sie über den Markt ging, verstummten die Gespräche. Wenn sie die Augen hob, wandten die Menschen ihr Gesicht ab.
Und Maria lernte, so zu gehen, dass sie niemandem im Weg war.

Doch in ihr war es laut.

Es waren nicht immer Stimmen. Manchmal waren es nur Böen, wie Wind, der gegen eine Tür schlägt. Manchmal schien es ihr, als seien ihre Gedanken nicht ihre eigenen. Als säßen mehrere Wesen in ihr, und jedes wollte etwas anderes. Eines lachte. Eines weinte. Eines flüsterte ihr zu, Gott habe sie verworfen. Eines zwang sie, sich an Dinge zu erinnern, die sie vergessen wollte. Eines fürchtete die Menschen. Eines verachtete sie. Eines wollte zum Wasser laufen und nicht zurückkehren.
Und das siebte schwieg.

Das war das schlimmste.

Es saß tief in ihr, ohne Stimme und ohne Namen, und wartete nur. Wenn es kam, fühlte Maria nichts. Keinen Schmerz, keine Scham, keine Angst. Nur Leere. Als hätte

jemand ihr das Herz herausgenommen und in ihrer Brust einen Hohlraum zurückgelassen, durch den ein kalter Wind wehte.
An jenem Tag hörte sie von Jesus, noch bevor sie ihn sah.

Er sei aus Kafarnaum gekommen, erzählten die Leute. Er lehre in den Synagogen. Er spreche vom Reich Gottes, aber nicht wie die Schriftgelehrten. Er heile Kranke. Er berühre Unreine. Er esse mit denen, die fromme Menschen nicht an ihrem Tisch haben wollten. Und manche sagten auch, er gebiete den bösen Geistern, und sie gehorchten ihm.
Maria lachte zunächst darüber.

Nicht laut. Nur innerlich. Bitter.

Noch ein heiliger Mann, dachte sie. Noch einer, der von Sünde, Buße und Reinheit reden und, wenn er eine Frau wie sie sah, den Saum seines Gewandes an sich ziehen würde, damit sie ihn nicht berührte.
Sie ging nicht zu ihm.

Das glaubte sie zumindest.

Doch als die Stadt sich am Nachmittag zum Ufer hin in Bewegung setzte, ging auch sie mit. Zunächst nur, um zu sehen, warum alle in dieselbe Richtung drängten. Dann, weil die Menge sie mittrug. Und schließlich, weil etwas in ihr – keine Stimme, kein Dämon, eher ein längst vergessener Rest ihres eigenen Willens – wenigstens einen Satz hören wollte, der nicht nach Verurteilung klang.
Jesus stand nicht weit vom Wasser entfernt.

Er war nicht so, wie sie ihn sich vorgestellt hatte. Er trug nichts, was ihn von den anderen galiläischen Männern unterschied. Seine Sandalen waren staubig. Sein Gewand schlicht. Sein Gesicht müde vom Weg und von der Sonne. Männer standen bei ihm; manche erkannte sie an ihrer Sprache und ihren Händen – Fischer. Einer von ihnen war kräftig gebaut und hatte unruhige Augen. Ein anderer war jünger, still, als bewahrte er alles in seinem Gedächtnis.
Auch Frauen waren dort.

Das überraschte sie. Nicht abseits, nicht bloß als Zuhörerinnen am Rand. Sie standen nahe bei ihm. Eine hatte die Haltung einer Frau aus gutem Hause, eine andere trug einen Korb mit Brot, eine weitere unterhielt sich mit den Jüngern so selbstverständlich, als gehöre sie zu ihnen.
Jesus sprach vom Sämann.

Von dem Korn, das auf den Weg fiel, auf Fels, unter die Dornen und auf gute Erde. Maria lauschte und hatte das Gefühl, jedes Wort falle an eine andere Stelle. Manche auf die Härte in ihr. Manche auf die flachen Stellen, an denen nichts Bestand hatte. Manche unter die Dornen der Angst. Und eines – ein einziges – irgendwo tiefer hinein.
„Wer Ohren hat zu hören", sagte Jesus, „der höre."

Da bemerkte er sie.

Doch vielleicht traf das nicht zu. Vielleicht hatte er sie schon vorher bemerkt, noch bevor ihr Blick sich aus dem Staub hob. Vielleicht hatte er sie vom ersten Augenblick an gesehen, als die Menge sich bewegte und sie sich unter Menschen wiederfand, die gelernt hatten, ihr auszuweichen wie einem Stein auf dem Weg.
Jesus verstummte mitten im Satz.

Petrus, der bei ihm stand, beugte sich zu ihm, als wollte er fragen, ob er weitergehen solle. Johannes blickte dorthin, wohin der Meister sah. Auch einige Menschen in der Menge drehten sich um.
Maria spürte es, noch bevor sie es begriff.

Einen Blick.

Der Blick, mit dem er sie ansah, ähnelte nichts, was sie aus Magdala kannte. In ihm fehlten Angst, Abscheu, Neugier und jenes herablassende Mitleid der reinen Menschen, das manchmal grausamer sein kann als Verachtung.
Dieser Blick suchte sie nicht, um sie bloßzustellen.

Dieser Blick kannte sie.

Und gerade deshalb wollte sie vor ihm fliehen.

Jesus stand nicht weit vom Wasser und sah sie an. In diesem Augenblick schien er das Rufen der Fischer, das Gemurmel der Menge, das Plätschern der Wellen und die unruhigen Fragen seiner Jünger nicht mehr zu hören. Alles rückte in die Ferne, und vor ihm blieb nur die Frau in den Falten ihres Mantels, die Hände dicht am Körper verborgen, die Schultern leicht hochgezogen, als erwarte sie immer einen Schlag.
Er sah das Leid in ihr.

Das war unverkennbar.

Er sah die Dunkelheit in ihr, die an ihrer Seele haftete, als wäre sie ihre eigene Haut. Er sah zerrissene Nächte, Scham, Angst, Zorn, Leere. Er sah sieben Schatten, die in ihr um ihren Namen stritten.

Doch noch vor all dem sah er etwas anderes.

Nähe.

Sie kam plötzlich und still. Wie wenn man ein fremdes Haus betritt und einen Geruch wahrnimmt, den man aus seiner Kindheit kennt. Wie wenn in einem Lied ein Ton erklingt, den man seit Jahren nicht gehört hat, und man doch weiß, wie es weitergeht. Jesus sah sie an, und in seinem Inneren regte sich etwas, das älter war als Erinnerung.
Er konnte es mit keinem menschlichen Wort benennen.

Es war, als hätten ihre Seelen einst einander in jenem Licht gestreift, aus dem die Menschen in die Welt kommen, und sich nun für einen Augenblick durch Staub, Krankheit, Scham und menschliche Körper hindurch wiedererkannt.
Maria aus Magdala.

Noch hatte niemand diesen Namen ausgesprochen, und doch schien es ihm, als kenne er ihn.

Nicht so, wie man einen Namen kennt, den man gehört hat. Eher so, wie ein Hirte die Stimme eines Schafes kennt, das sich in der Nacht verirrt hat. Wie eine Mutter den Schritt ihres Kindes hinter der Tür kennt. Wie Gott einen Menschen kennt, noch bevor dieser lernt, seinen eigenen Namen auszusprechen.
Maria stand in der Menge und kämpfte mit sich selbst.

Jesus sah, wie sich ihr Mund leicht bewegte, obwohl sie nichts sagte. Er sah, wie ihre Finger sich um den Stoff schlossen. Er sah, wie sich etwas in ihr gegen ihn erhob, noch bevor er sie angesprochen hatte.
Und doch – unter all dem – war sie.

Unter der Krankheit, der Scham und all den Namen, mit denen die Menschen sie bezeichneten, sah er einfach sie.

Und gerade dieser verborgenen Maria fühlte er sich augenblicklich nahe.

Es war eine Nähe, die er nicht erklären konnte.

So sehr, dass es schmerzte.

Denn in diesem Augenblick sah er nicht nur ihr gegenwärtiges Gesicht. Er sah gleichsam die Schatten von Wegen, die sie nicht gegangen war und die doch in ihr lagen. Er sah ein Mädchen am Wasser, noch unberührt von den Worten, die die Menschen ihr später an die Haut heften würden. Er sah eine Frau, die nachts voller Grauen erwacht und nicht weiß, ob die Stimme in ihrem Kopf ihr gehört oder einem Fremden. Er sah ihre

Zukunft, obwohl sie noch nicht geschehen war: ihre Schritte hinter ihm, ihre Hände, die Brot trugen, ihr Gesicht unter dem Kreuz, ihr Weinen am Grab.
Und in jener fernen Zukunft – in einem Garten, noch im Dunkeln – sah er sie wieder.

Sie würde dort stehen, gebrochen vor Trauer, und glauben, selbst das letzte Licht verloren zu haben. Sie würde ihn unter den Toten suchen. Und er würde sie wieder beim Namen rufen.
Maria.

Dieser Name erklang schon jetzt in ihm.

Noch bevor er ihn laut aussprach.

Er tat einen Schritt auf sie zu.

Da hob sie plötzlich die Augen. Ihre Blicke begegneten sich.

Maria erstarrte.

Sie war menschliche Blicke gewohnt. Angst. Verurteilung. Männliche Neugier. Weibliche Verachtung. Den Blick derer, die helfen wollen, aber erst verlangen, dass der Leidende ihren Vorstellungen vom Leiden entspricht.
Dieser Blick war anders.

Er drang nicht gewaltsam in sie ein. Er musterte sie nicht. Er suchte keinen Makel, den er benennen konnte. Er wog ihre Schuld nicht ab. Er schätzte ihren Preis nicht.
Er kannte sie.

Das war das Schrecklichste.

Und das Schönste.

Maria hatte plötzlich das Gefühl, sich vor diesem Mann nicht verbergen zu können. Nicht, weil er sie vor der Menge bloßstellen wollte, sondern weil sie vor ihm auch aufhören müsste, sich vor sich selbst zu verstecken. Und das war schlimmer als alle verächtlichen Blicke Magdalas.
Sie wich einen Schritt zurück.

„Nein“, flüsterte sie.

Jesus blieb stehen.

„Fürchte dich nicht.“

Diese Worte trafen sie mit unerwarteter Kraft. Wie oft hatten die Menschen ihr schon gesagt, sie solle keine Angst haben? Doch immer hatte das bedeutet: Beruhige dich, denn

du machst uns Angst. Oder: Beherrsche dich, denn du störst uns. Oder: Sei still, denn wir wissen nicht, was wir mit dir anfangen sollen.
Bei ihm bedeutete es etwas anderes.

Fürchte dich nicht, denn ich kenne dich.

Fürchte dich nicht, denn du bist mehr als das.

Fürchte dich nicht, denn das, was dich festhält, ist nicht stärker als der, der dich ruft.

Maria erbebte.

„Du kennst mich nicht“, sagte sie.

Jesus sah sie lange an, mit einer stillen Gewissheit, die in ihr die Erinnerung an etwas weckte, das sie nie erlebt hatte.
„Doch“, sagte er.

Die Menge um sie herum verstummte.

„Woher?“, fragte Maria.

In ihrer Stimme lag Trotz, doch darunter eine Bitte.

Jesus antwortete nicht sofort.

Er blickte auf den See. Der Wind strich über die Wasserfläche und zerbrach das Licht in tausend kleine Funken. Dann wandte er sich ihr wieder zu.
„Von dort“, sagte er leise, „wo Gott jeden Menschen beim Namen ruft, noch bevor er geboren wird.“

Maria verstand die Worte nicht, doch sie verstand den Ton.

Und in diesem Augenblick regte sich, ganz unerwartet, eine Erinnerung ohne Bild in ihr. Sie hatte das Gefühl, schon einmal vor ihm gestanden zu haben – irgendwo jenseits von Magdala, dem See und diesem Leben, das zu eng und zu schmerzvoll war für ein solches Licht.
Als hätte ihre Seele ihn früher gekannt als ihre Augen.

Und genau das ertrug die Dunkelheit in ihr nicht.

Zuerst wurde ihr schwindlig. Dann schnürte sich ihre Kehle zu. Die Menge rückte plötzlich in die Ferne, obwohl sie rings um sie stand. Die Geräusche zerbrachen in scharfe Splitter: das Lachen eines Kindes, das Rascheln von Stoff, das Plätschern der Wellen, der Husten eines Mannes, ihr eigener Herzschlag.
Nicht jetzt, dachte sie.

Nicht hier.

Sie wollte fortgehen, doch ihre Beine gehorchten ihr nicht. Eine Frau neben ihr bemerkte, wie blass Maria wurde, und wich zurück. Jemand sagte ihren Namen. Jemand anders etwas von Dämonen. Der Raum um sie öffnete sich so rasch, wie Wasser vor einem Stein auseinanderweicht.

Und dann kam die Stimme.

Nicht die von Jesus.

Die in ihr.

„Weg", flüsterte Maria, doch sie wusste nicht, ob sie es zur Menge sagte, zu sich selbst oder zu dem, was sich in ihr erhob.

Ihre Hände begannen zu zittern. Sie wollte sie unter dem Mantel verbergen, doch es war schon zu spät. Die Menschen wichen zurück. Sie sah die Angst in ihren Gesichtern. Jene vertraute Angst, die sie seit Jahren begleitete. Die Angst, die ihr sagte: Siehst du? Das bist du. Das wirst du für immer sein.

Dann kam Jesus durch die Menge.

Niemand musste ihm Platz machen. Die Menschen traten von selbst auseinander.

Maria senkte die Augen. Sie wollte sein Gesicht nicht sehen. Sie wollte keinen Abscheu sehen. Mitleid wäre noch schlimmer gewesen.

Er blieb vor ihr stehen.

„Sieh mich an", sagte er.

Seine Stimme war nicht hart. Sie war auch nicht weich. Sie war fest, als stünde sie auf etwas, das sich nicht bewegte.

Maria hob den Kopf nicht.

„Ich kann nicht", flüsterte sie.

„Warum?"

Sie lachte. Kurz, gebrochen.

„Weil du sie sehen wirst."

„Wen?"

„Die in mir sind."

Eine Weile war es still.

Dann sagte Jesus:

„Ich sehe dich."

Diese Worte trafen sie heftiger als ein Schrei.

Ich sehe dich.

Ich sehe dich. Unter der Krankheit, der Scham, den Stimmen und der Geschichte, die die Stadt über dich erzählt hat.

Dich.

Maria hob die Augen.

Jesus sah sie ohne Neugier an, ohne Angst und ohne Abscheu. Und gerade deshalb war es unerträglich. Hätte er sie verurteilt, hätte sie gewusst, was zu tun war. Wäre er vor ihr zurückgewichen, hätte er die Welt bestätigt, die sie kannte. Doch er blieb stehen. Nah. Ruhig. Als sähe er in ihr keinen Ort des Verderbens, sondern ein Schlachtfeld, auf das er gekommen war, um jemanden zu retten.

„Komm nicht näher", sagte sie.

„Warum?"

„Ich werde dir wehtun."

„Nein", sagte er.

„Das weißt du nicht."

„Doch."

Da erhob sich Widerstand in ihr. Nicht ihr eigener. Alt, wütend, tierisch. Ihr Mund öffnete sich, doch die Worte, die daraus kamen, waren keine Bitte.

„Was willst du von uns, Jesus von Nazareth?"

Die Menge schnappte nach Luft.

Maria hörte ihre eigene Stimme und erkannte sie zugleich nicht. Scham überflutete sie wie heißes Blut. Sie wollte sich auf den Boden werfen, sich den Mund zuhalten, verschwinden. Doch Jesus rührte sich nicht.

„Genug", sagte er.

Dieses eine Wort war leise, doch Maria hatte das Gefühl, der ganze Himmel sei durch es hindurchgegangen.

Manche erwarteten Geschrei. Beschwörungen. Eine große Geste. Etwas, von dem man abends am Feuer erzählen konnte.

Doch Jesus stand nur vor ihr und sprach mit der Autorität eines Menschen, der die Dunkelheit nicht um Erlaubnis bittet.

„Ihr werdet nicht länger in ihr wohnen."

Maria krümmte sich, als hätte jemand ihr einen schweren Stein auf die Schultern gelegt. Ein Schluchzen entrang sich ihrer Kehle, dann ein Schrei, dann nichts. Sie sank auf die Knie. Mit den Händen stützte sie sich auf den Boden. Staub haftete an ihren Handflächen. Sie spürte, wie die Stimmen in ihr eine nach der anderen erloschen.
Die erste wehrte sich mit Wut.

Die zweite mit Spott.

Die dritte mit Angst.

Die vierte mit Erinnerungen.

Die fünfte mit Scham.

Die sechste mit Verzweiflung.

Und die siebte – die schweigende – hielt sich am längsten. Sie sagte nichts. Sie zog Maria nur zurück in die Leere, in die vertraute Kälte, wo man nicht hoffen muss, weil Hoffnung nur eine andere Art von Schmerz ist.
Jesus kniete sich neben sie.

„Maria", sagte er.

Ihr Name.

Jesus sprach ihren Namen allein aus, ohne Beinamen, Anschuldigungen und all das, was andere ihm seit Jahren angehängt hatten.
Maria.

Und in diesem Augenblick riss die letzte Leere in ihr auf.

Es war kein Schrei. Eher ein Atemzug. Der erste wirkliche Atemzug seit Jahren.

Sie roch den See. Spürte den Staub unter ihren Händen. Die Sonnenwärme auf ihrem Nacken. Sie hörte Vögel. Menschen. Wellen. Und unter all dem Stille – nicht die tote Stille des siebten Dämons, sondern die Stille nach dem Sturm, in der man leben kann.
Sie begann zu weinen.

Sie weinte mit der Erleichterung eines Menschen, dem jemand einen verschlossenen Raum geöffnet und gesagt hat: Komm heraus. Du musst nicht länger drinnen bleiben.
Jesus legte ihr nicht sofort die Hand auf den Kopf. Er blieb bei ihr und wartete, bis ihr Atem ruhiger wurde.

Dann berührte er ihre Schulter mit der Schlichtheit eines Bruders.

„Du bist frei", sagte er.

Maria verstand das nicht.

Freiheit war ein Wort für Männer, die keine Schulden hatten. Für Völker, die nicht unter Rom standen. Für die Vögel über dem See. Nicht für sie.
„Was soll ich jetzt tun?", fragte sie.

Jesus lächelte leicht.

„Lebe."

Diese Antwort machte sie beinahe zornig. Sie war zu einfach. Zu schwer.

„Ich weiß nicht, wie."

„Du wirst es lernen."

„Die Menschen werden sich erinnern."

„Ja."

„Sie werden reden."

„Ja."

„Sie werden Angst haben."

„Manche."

„Und du?"

„Ich weiß, wer du bist."

Maria sah ihn an, und in ihrem Gesicht mischten sich Erleichterung und Misstrauen. Als fürchte sie, jedes gute Wort könnte beim nächsten Atemzug zerfallen. Als hätte sie ihr ganzes Leben auf einem Boden gestanden, der sich unter ihr öffnete, und wüsste nun zum ersten Mal nicht, was sie mit festem Grund unter den Füßen anfangen sollte.
Jesus reichte ihr die Hand.

Maria betrachtete sie eine Weile.

Seine Handfläche war warm, fest, gewöhnlich. Die Hand eines Menschen, der auf den Straßen unterwegs ist, Kranke berührt, Brot bricht, Kinder vom Boden aufhebt. In ihr lag keine zur Schau gestellte Macht. Und doch hatte Maria, als er ihr die Hand entgegenstreckte, das Gefühl, das ganze Erbarmen der Welt neige sich zu ihr herab.
Langsam legte sie ihre Hand in seine.

Er stand zuerst auf und half ihr hoch.

Und genau da geschah etwas, das niemand sonst so wahrnahm wie sie beide.

Maria hätte seine Hand loslassen sollen. Sie stand bereits. Sie brauchte sich nicht mehr festzuhalten. Die Menge begann sich wieder zu bewegen. Die Jünger atmeten auf. Eine Frau brachte Wasser. Ein Kind, das sich eben noch hinter dem Mantel seiner Mutter versteckt hatte, streckte nun den Kopf hervor und sah sie neugierig an.
Doch Marias Hand bewegte sich von selbst.

Statt Jesus loszulassen, legte sie ihm drei Finger auf die Innenseite des Handgelenks.

Sanft.

Genau.

Wie ein Mensch, der eine Geste kennt, lange bevor er sie gelernt hat.

Jesus hielt inne.

Es war nur ein Augenblick. So kurz, dass Petrus nur sah, wie die Frau die Hand des Meisters berührte. Johannes sah nur, dass Jesus für einen Moment verstummte. Johanna, die in der Nähe stand, sah nur, dass Maria sich noch nicht ganz gefangen hatte. Die Menge sah nur das Ende eines seltsamen Ereignisses, über das man am Abend in der ganzen Stadt sprechen würde.
Doch Jesus spürte diese Berührung.

Drei Finger auf dem Handgelenk.

Und mit dieser Berührung kam etwas, das nicht zu diesem Ufer, diesem Tag oder diesem Körper gehörte.

Maria flüsterte:

„Geh nicht allein."

Als sie es sagte, erschrak sie selbst.

Die Worte waren ihr über die Lippen gekommen, noch bevor sie sie begreifen konnte. Sie sah ihn an, als wollte sie sich entschuldigen, wusste aber nicht, wofür. In ihren Augen

lag Verwirrung. Keine Scham, keine Angst vor der Menge, sondern das tiefe Erstaunen eines Menschen, der gerade einen Satz aus einem Traum ausgesprochen hat, an den er sich nie erinnern konnte.
„Ich weiß nicht, warum ich das gesagt habe“, flüsterte sie.

Jesus antwortete nicht sofort.

Er blickte auf sein Handgelenk, auf die Stelle, an der er noch den Druck ihrer drei Finger spürte. Dann sah er sie an.

In seinem Gesicht regte sich etwas so Zartes, dass ein unaufmerksamer Mensch es für Mitleid gehalten hätte. Doch es war nicht nur Mitleid. Darin lagen Schmerz, Staunen und eine stille Erkenntnis, die er noch nicht einmal vor sich selbst zulassen wollte.
„Vielleicht hast du dich an etwas erinnert, das du noch nicht benennen kannst“, sagte er.

Maria hielt den Atem an.

„Woran?“

Jesus blickte einen Augenblick zum See. Das Licht brach sich auf der Wasserfläche, und der Wind trug den Geruch von Fisch, Salz und nassen Seilen vom Wasser herüber. Alles war gewöhnlich. Und doch schien es ihm, als hätte sich hinter dieser gewöhnlichen Welt für einen Augenblick eine andere Tür geöffnet.
Er sah nichts deutlich.

Nur ein Aufblitzen.

Eine Frau, die an seiner Seite ging.

Die Straße, der See und die Namen waren andere.

Aber dieselben Augen.

Dieselbe Berührung.

Drei Finger auf seinem Handgelenk.

Und derselbe Satz, einst vor langer Zeit gesprochen, in anderem Staub, unter einem anderen Himmel:

Geh nicht allein.

Dann verschwand das Bild.

Jesus sah Maria aus Magdala wieder an.

„An Treue“, sagte er schließlich.

Maria verstand nicht.

Doch das Wort blieb in ihr.

Treue.

Treue blieb in ihr wie ein Weg, den die Seele wählt, noch bevor sie weiß, welchen Preis sie dafür zahlen wird.
Maria senkte die Augen.

„Verzeih“, sagte sie. „Ich wollte nicht …“

„Ich weiß.“

„Es war seltsam.“

„Ja.“

„Ich habe Angst davor.“

Jesus lächelte leicht, doch in diesem Lächeln lag keine Unbeschwertheit.

„Auch Dinge, die von Gott kommen, können einen Menschen erschrecken.“

Maria sah ihn an.

„Kam es von Gott?“

Jesus schwieg.

Irgendwo hinter ihnen schrie ein Kind auf. Die Jünger begannen sich wieder zu bewegen. Die Menge atmete langsam, als kehre die Welt in ihre gewohnten Grenzen zurück.
Doch zwischen ihnen beiden blieb nun etwas, das in diese Grenzen nicht hineinpasste.

Die Frau, die zuvor nahe bei den Jüngern gestanden hatte, trat zu Maria und reichte ihr Wasser.

Maria nahm das Gefäß mit beiden Händen. Sie trank langsam. Das Wasser war warm und schmeckte nach Ton. Es war das beste Wasser, das sie je getrunken hatte.
„Wie heißt du?“, fragte die Frau leise.

Maria zögerte einen Augenblick, als müsste sie ihren Namen erst wieder zu ihrem eigenen machen.

„Maria.“

„Ich bin Johanna.“

Maria nickte. Diesen Namen merkte sie sich. Später würde sie sich auch andere merken. Susanna. Salome. Maria, die Mutter des Jakobus. Frauen, die Nahrung, Geld,

Nachrichten, Sorgen und Glauben trugen. Frauen, die nicht immer vorn stehen würden, aber da sein würden, wenn viele verschwänden.

„Gehst du nach Hause?“, fragte Johanna.

Maria blickte zurück zur Stadt.

Magdala stand dort, wo es immer gestanden hatte. Häuser, Gassen, der Markt, Augen hinter Vorhängen. Ein Ort, an dem man sie nach ihren schlimmsten Tagen kannte. Ein Ort, an dem jede Mauer das Echo von etwas trug, das sie hinter sich lassen wollte.

Dann sah sie Jesus an.

„Wohin gehst du?“, fragte sie.

„In die nächsten Städte“, sagte er. „Das Reich Gottes verkünden.“

„Und nimmst du auch Menschen wie mich mit?“

Jesus sah sie an, als hätte sie etwas gefragt, das ihn traurig machte.

„Gerade solche.“

Maria senkte den Kopf.

In diesem Augenblick wusste sie noch nicht, wohin dieser Weg sie führen würde. Sie wusste nicht, dass sie Gleichnisse hören würde, die sie nicht sofort verstand, die aber in ihr reifen würden wie Korn. Sie wusste nicht, dass sie sehen würde, wie Blinde die Augen öffneten, Lahme aufstanden, Stolze gekränkt fortgingen und Arme den Rücken aufrichteten.

Sie wusste nicht, dass sie ihm eines Tages bis nach Jerusalem folgen würde.

Sie wusste nicht, dass sie nahe beim Kreuz stehen würde, wenn viele sich zerstreuten.

Sie wusste nicht, dass sie sehen würde, wohin man seinen Leichnam legte.

Sie wusste nicht, dass sie im Dunkeln zum Grab gehen würde, mit einem Schmerz, so groß, dass es ihr scheinen würde, als könnten alle sieben Dämonen zurückkehren – und doch würden sie nicht zurückkehren.

Sie wusste nicht, dass sie im Garten weinen und den Toten suchen würde, bis der Lebendige sie genauso ansprach wie heute:

Maria.

Und dass sie ihn dann erkennen würde.

Jetzt wusste sie nur, dass es in ihr still war.

Jesus wandte sich den Menschen zu. Manche warteten noch immer darauf, dass er erklärte, was geschehen war. Doch er sagte nur:
„Das Reich Gottes ist nahe."

Maria richtete sich fester auf.

Ihre Knie zitterten noch. Ihr Haar war zerzaust, ihr Gesicht nass von Tränen, ihre Hände staubig. Sie sah aus wie ein Mensch, der einen Kampf verloren hatte.
Doch zum ersten Mal seit vielen Jahren hatte sie das Gefühl, ihn gewonnen zu haben.

Johanna half ihr, den Mantel zurechtzurücken.

Maria sah sie an und wollte sich bedanken, doch die Worte blieben ihr in der Kehle stecken. Noch immer spürte sie in ihren Fingern die Wärme von Jesu Handgelenk. Noch immer hörte sie ihr eigenes Flüstern.
Geh nicht allein.

Sie wusste nicht, woher diese Worte gekommen waren. Sie wusste nicht, warum sie ihr zugleich fremd und vertraut erschienen. Doch sie wusste, dass sie sie nicht mehr loswerden würde. Von nun an würden sie in ihr wohnen wie eine kleine Flamme, die man in der Hand vor dem Wind schützt.
Jesus ging bereits am Ufer entlang.

Die Jünger folgten ihm. Die Menge löste sich langsam auf in Gruppen, Stimmen, Vermutungen. Manche wichen ihrem Blick noch immer aus. Andere sahen sie zu lange an. Ein Mann flüsterte einem anderen etwas von einem Wunder zu. Eine Frau weinte. Ein Kind lächelte, ohne zu wissen, warum.
Maria blieb zwischen der Stadt und dem Weg stehen.

Hinter ihr lag Magdala.

Vor ihr war Jesus.

Noch einmal blickte sie zurück. Nicht, weil sie bleiben wollte. Eher, um den Ort zu sehen, den sie als ein anderer Mensch verließ.
Da bemerkte sie, dass Jesus stehen geblieben war.

Er drehte sich nicht ganz um. Er wandte nur leicht den Kopf, als wüsste er, dass sie noch immer an einer Stelle stand, an der sich in einem Menschen mehr entscheidet als die Richtung seines Weges.
Ihre Blicke begegneten sich wieder.

Für einen Augenblick hatte Maria das Gefühl, dass alles, was zwischen ihnen geschehen war, nicht zum ersten Mal geschehen war. Dass es diesen Weg schon irgendwo gegeben hatte. Dass er schon irgendwo vor ihr gegangen war und sie schon irgendwo mit derselben Frage in der Kehle gestanden hatte.
Gehe ich?

Bleibe ich?

Und dass sie sich auch damals, in jenem unsichtbaren Davor, ebenso entschieden hatte.

Sie tat den ersten Schritt.

Dann den zweiten.

Und stellte fest, dass die Stille in ihr mit ihr ging.

Als sie sich den anderen anschloss, sah Petrus sie kurz an und wandte sofort den Blick ab. Darin lag keine Verachtung, eher die Unsicherheit eines Menschen, der noch nicht weiß, was er mit Gnade anfangen soll, wenn sie einem anderen widerfährt. Johannes machte ihr Platz. Johanna ging an ihrer Seite.
Jesus ging vor ihnen.

Maria beobachtete seine Hände, wie sie sich beim Gehen bewegten. Eine von ihnen hatte eben ihr Leben berührt und es der Dunkelheit entrissen. Auf seinem Handgelenk war nichts zu sehen. Keine Spur ihrer Finger. Kein Zeichen. Kein Beweis.
Und doch wusste sie, dass dort etwas geblieben war.

Nicht auf der Haut.

Tiefer.

Vielleicht in ihm.

Vielleicht in ihr.

Vielleicht irgendwo zwischen ihnen, an einem Ort, an dem sich Wege begegnen, die die Menschen Zufall nennen, weil sie ihren wahren Namen nicht kennen.
Die Sonne sank über dem See. Hinter ihnen verblasste Magdala in Staub und Licht. Vor ihnen wand sich der Weg in die Hügel.
Maria wusste nicht, was sie erwartete.

Doch zum ersten Mal fürchtete sie nicht nur das, was kommen würde.

Sie fürchtete auch, dass es gut sein könnte.

Und in dieser Angst lag eine seltsame Süße.

Sie ging weiter.

Sie ging weiter, und die Geschichte der Frau, die man nach ihren Dämonen kannte, blieb hinter ihr zurück.

Die Stadt, vor der sie einst geflohen war, entfernte sich.

Noch ahnte sie nicht, was es bedeutete, einem Propheten zu folgen, den man eines Tages hassen würde.

Jetzt ging sie wie jemand, den man beim Namen gerufen hatte.

Und weit vor ihr, wenn auch noch unsichtbar, warteten bereits ein anderer Garten, eine andere Nacht und ein anderer Augenblick, in dem dieser Tag mit solcher Kraft zu Jesus zurückkehren würde, dass er begriff, was er jetzt nur ahnte.
Dass Maria aus Magdala nicht zum ersten Mal zu ihm gekommen war.

Dass manche Seelen einander nicht kennen, weil sie sich begegnet sind.

Sondern einander begegnen, weil sie sich schon zuvor gekannt haben.

Anmerkungen des Autors zum Kapitel:

Der Text entstand nach dem Studium von Maria Magdalenas Wirken im Neuen Testament. Die erste Begegnung zwischen Jesus und Maria Magdalena ist in den verfügbaren Quellen nirgends eindeutig beschrieben. Die Darstellung in diesem Kapitel ist die wahrscheinlichste Version ihres Kennenlernens – abgesehen von den Einzelheiten, die eingefügt wurden, damit die Begegnung sich in den Rahmen der Geschichte einfügt.

5. Elarion: Nitra, Hauptstadt der Union

Nitra war nicht die älteste Stadt Elarions, doch sie benahm sich so.

Sie lag am gleichnamigen Fluss. Er durchzog die Stadt wie ein Gedächtnis, langsamer als die Verkehrsebenen über ihm, stiller als die Rechentürme an seinen Ufern. Nitras alter Stadtkern aus Stein war erhalten geblieben, auch als ringsum durchsichtige Kuppeln, vertikale Stadtviertel, Konsulatsparks, Fahrbahnen autonomer Module und Türme der Finanzknoten emporwuchsen.
In Nitra wurde das Alte nie abgerissen. Man umgab es nur mit Neuem.

So konnte man auf einem Platz stehen, dessen Pflaster siebenhundert Jahre alt war, und über sich Schiffe zum Orbitalring aufsteigen sehen.
An diesem Tag gab sich die Stadt festlich. An den Fassaden öffentlicher Gebäude wechselten langsam durchscheinende Schriftzüge:
Arbeit nach der Arbeit. Wert nach dem Lohn. Der Mensch nach der Automatisierung.

Die Union hatte ein großes öffentliches Forum zur Zukunft des Einkommens einberufen.

Es war nicht das erste Forum zum UBI. Solche Debatten wurden seit Jahrzehnten geführt. Zuerst als akademische Provokation, dann als gesellschaftliches Experiment, dann als Wahlkampfslogan und schließlich als Notwendigkeit, für die Politiker noch immer einen Aufschub zu erwirken versuchten.
Doch diesmal wurde der Aufschub knapp.

Die automatisierte Produktion hatte eine Grenze überschritten, die Ökonomen einst für rein theoretisch gehalten hatten. In manchen Regionen der Union arbeiteten weniger als vierzig Prozent der Erwachsenen im herkömmlichen Sinn. Nicht, weil sie nicht wollten. Sondern weil ihre Arbeit nicht mehr gebraucht wurde.

Maschinen bauten Nahrung an, errichteten Gebäude, sortierten, führten Bücher, übersetzten, diagnostizierten, kontrollierten, unterrichteten und schufen sogar Musik so billig, dass menschliche Arbeit allmählich eher zu einer kulturellen Entscheidung als zu einer wirtschaftlichen Notwendigkeit wurde.
Doch die Rechnungen blieben menschlich.

Miete.

Nahrung.

Fürsorge.

Bildung.

Behandlung.

Würde.

Deshalb trafen sich in Nitra Vertreter von Staaten, Banken, Konsortien, Universitäten, Bürgerräten, Familienarchiven und außerplanetarischen Verwaltungen. Der große Saal des Unionsrats bildete einen Halbkreis. Über jedem Redner erschienen sein Name, sein Staat, sein Zweig, seine Institution und der Umfang seiner offengelegten Interessen.
Bei manchen stand neben dem Namen eine lange Liste.

Bei manchen eine verdächtig kurze.

Jesair Davion saß in der dritten Reihe, nicht als Politiker, sondern als eingeladener Vertreter der aurelianischen Familienräte. Er mochte solche Veranstaltungen nicht. Nicht, weil er Politik ablehnte. Eher, weil die Politik die sonderbare Fähigkeit besaß, lebendiges Leid in einen Begriff zu verwandeln, den Begriff in eine Kommission und die Kommission in einen Bericht, den niemand mehr las.

Als Junge hatte er einmal am Bett eines kranken Verwandten gestanden, den dessen Familie ins Haus Davion gebracht hatte. Ein Ältester wies ihn an, dem Mann die Hand auf die Stirn zu legen. Jesair gehorchte, denn er war vierzehn, und alle warteten. Als sich der Zustand des Mannes verschlechterte, schlug jemand vor, noch ein wenig abzuwarten, ob sich die Gabe der Familie zeigen würde.

Jesair rief selbst das medizinische Modul. Der Mann überlebte nach einem Eingriff, bei dem Jesair nicht dabei gewesen war. Einen Monat später stand in der Familienchronik ein Satz über die Berührung des jungen Davion; der Name der Ärztin, die den Eingriff vorgenommen hatte, fehlte. Damals begriff Jesair zum ersten Mal, wie leicht die Erzählung von einem Wunder die Arbeit eines wirklichen Menschen verdecken konnte.
Neben ihm saß Mareia Lioren.

Sie kannten einander noch nicht lange. Eigentlich konnte man kaum sagen, dass sie einander kannten. Sie hatten sich bei zwei Besprechungen über Gesundheitsarchive gesehen und einmal im Garten einer selenitischen Schule, wo Mareia mit Kindern über das Gedächtnis der Familien gesprochen hatte. Von dieser Begegnung war Jesair vor allem ihr Schweigen in Erinnerung geblieben. Es war nicht leer. Es war präzise.

Wenn jemand Unsinn redete, lächelte Mareia nicht höflich.

Sie sah ihn nur so an, dass er seine eigenen Worte zu hören begann.

„Glauben Sie, dass sie heute eine Entscheidung treffen?“, fragte sie ihn leise.

Jesair blickte zur Bühne, auf der sich der erste Redner bereitmachte.

„Nein. Heute werden alle nur erklären, weshalb man noch keine Entscheidung treffen kann.“

Mareia lächelte schwach.

„Das klingt nach Erfahrung.“

„Das klingt nach Nitra.“

Ein Veyraner namens Daren Voltr trat auf die Bühne. Er war Vorsitzender des Währungsrats des Nordbundes und einer der besten Redner seiner Generation. Er hatte die ruhige Stimme eines Menschen, der sich nie hatte beeilen müssen, weil die anderen auf ihn warteten.

„Meine Damen und Herren“, begann er, „niemand in diesem Saal bestreitet, dass die Automatisierung den grundlegenden Gesellschaftsvertrag verändert hat. Die Frage lautet nicht, ob ein Bürger Anteil an der Produktion der Zivilisation haben soll. Die Frage lautet, wer diesen Anteil berechnet, in welcher Währung, unter welcher Kontrolle und zu welchem Preis.“

An den Wänden erschienen Diagramme.

Vierzig Staaten.

Dreißig aktive Währungen.

Wechselkursbänder.

Stabilisierungsmechanismen.

Exportregelungen.

Schuldenbilanzen.

„Eine Währung“, fuhr Daren Voltr fort, „ist nicht bloß eine Recheneinheit. Eine Währung ist das Steuer eines Staates. Wenn wir dieses Steuer einer einzigen planetaren Institution überlassen, verlieren die Regionen die Fähigkeit, auf ihre eigenen Bedingungen zu reagieren. Eine Abwertung ist nicht immer ein Verbrechen. Manchmal ist sie die Möglichkeit eines schwächeren Staates, zu überleben. Ein schwankender Wechselkurs ist nicht immer Manipulation. Manchmal ist er ein Stoßdämpfer.“

Zustimmendes Murmeln ging durch den Saal.

Jesair spürte, wie sich die Stimmung um ihn herum veränderte. Die Veyraner verstanden es, so von Macht zu sprechen, dass sie nach Verantwortung klang. Und oft war sie tatsächlich Verantwortung. Darin lag ihre Stärke.

Doch bei dem Wort Wert tauchte in ihm ein Satz auf, den er seit seiner Kindheit kannte.

Wenn die Zeit des gemeinsamen Werkes reif ist, darf der Wert nicht länger im Schatten wandeln. Was allen dient, muss allen sichtbar sein.

Er gehörte zu den ältesten überlieferten aurelianischen Texten. Man las ihn bei Familienversammlungen, beim Eingehen von Verpflichtungen und bei Streitigkeiten um gemeinsames Eigentum. Manche hielten ihn für ein religiöses Gebot. Andere behaupteten, er sei bloß ein Überbleibsel aus einer fernen Zeit, als die Aurelianer in kleinen Gemeinschaften wirtschafteten und einander ihre Vorräte zeigen mussten, um den Winter zu überstehen.

Jesair hatte ihn lange vor allem geistlich verstanden. Wert war Wahrheit, Ehre, Opferbereitschaft, alles, was ein Mensch anderen gab, ohne Anspruch auf Lohn zu erheben. Schatten war Lüge, Selbstsucht und verborgene Absicht.

Erst in den letzten Monaten hatte ihn die Möglichkeit zu verfolgen begonnen, dass der alte Text auch ganz wörtlich gemeint war.

Vielleicht hatten seine Verfasser nicht allein an den Wert des Menschen gedacht, sondern auch an den Wert, den ein Mensch schafft und den sich ein anderer aneignet. Vielleicht war das gemeinsame Werk nicht nur ein Tempel, eine Familie oder eine Gemeinde. Vielleicht war es die ganze Zivilisation.

Elarion produzierte mit Wissen, das sich über Jahrtausende angesammelt hatte. Die Maschinen nutzten öffentliche Infrastruktur, die Energie des Planeten, Forschung, die frühere Generationen bezahlt hatten, und die Daten von Milliarden Menschen. Dennoch verschwand der so entstandene Wert in privaten Buchhaltungen, Währungsumrechnungen und Eigentümerketten, an deren Ende ein Name stand, den die Öffentlichkeit oft nicht einmal kannte.

Was allen dient, muss allen sichtbar sein.

Macht, die über das Leben anderer entschied.

Vermögen, das sich als gesellschaftliche Notwendigkeit ausgab.

Gewinn, aus dem der Anteil aller berechnet werden sollte.

Jesair war nicht sicher, ob der alte Text wirklich das bedeutete. Alte Worte ließen sich zwingen, beinahe jeder Gegenwart zu dienen. Gerade deshalb wehrte er sich gegen Menschen, die aus den aurelianischen Chroniken unfehlbare Prophezeiungen machten.
Dennoch wurde er das Gefühl nicht los, dass die Zeit des gemeinsamen Werkes bereits reif war.

Und dass der Wert noch immer im Schatten wandelte.

Dann sprach eine Selenitin aus dem Süden Aménias, des größten westlichen Kontinents des Planeten. Sie sprach von Menschen, denen die Automatisierung nicht nur den Lohn genommen hatte, sondern auch ihren Tagesrhythmus, ihre sozialen Bindungen und das Gefühl, gebraucht zu werden. Sie zeigte Berichte von Männern und Frauen, die ihr ganzes Leben gearbeitet hatten und nun zu hören bekamen, die Zivilisation sei effizienter geworden, weil man sie ersetzt hatte.
„Wenn ein Mensch seine Arbeit verliert", sagte sie, „verliert er nicht nur sein Einkommen. Er verliert den Beweis, dass die Welt ihn braucht. Das UBI darf nicht bloß ein finanzieller Mechanismus sein. Es muss Teil einer neuen Definition von Würde werden."
Dann kamen die Ökonomen.

Dann die Juristen.

Dann die Vertreter der Produktions-KI.

Ihre Reden waren präzise, ausgewogen und ermüdend.

Mareia beugte sich zu Jesair.

„Ist Ihnen aufgefallen, dass alle von der Berechnung des Anteils sprechen, aber niemand die vollständige Berechnungsgrundlage zeigen will?"
Jesair nickte.

„Weil die vollständige Berechnungsgrundlage Macht ist."

„Und Macht zeigt sich nicht gern?"

„Sie zeigt sich gern. Aber nur von vorn."

Mareia sah ihn an. Zum ersten Mal länger.

„Und von hinten?"

„Dort sind gewöhnlich die Hände."

Auf der Bühne begann gerade ein junger Minister der Union zu sprechen. Er war Aurelianer, doch der goldene Ring in seinen Augen war nicht zu sehen. Er sprach von der

Notwendigkeit eines gerechten UBI, vom sozialen Frieden und davon, dass die Bürger den Institutionen vertrauen müssten.

Nerai Sael saß hoch oben auf der seitlichen Analysegalerie. Von dort aus hatte sie Zugang zu den laufenden Datenebenen der Debatte. Sie sah Namen, Institutionen, Quellen, Gegenparteien, historische Verbindungen, Fördermittel, öffentliche Erklärungen, Eigentümerketten — also alles, was zugänglich war.
Gerade deshalb beunruhigte sie, was nicht zugänglich war.

Bei Daren Voltr fehlten drei Ebenen. Es handelte sich nicht um rechtswidrige oder strafrechtlich geheim gehaltene Daten; sie waren schlicht geschützt. Geschäftsinteressen. Zwischenstaatliche Währungskonsultationen. Nicht offengelegte Beratungsverträge.
Nerai markierte sie.

Nicht, weil sie Voltr einer bestimmten Sache verdächtigte. Sondern weil es in der Struktur der Unsichtbarkeit immer so begann: nicht mit einem Verbrechen, sondern mit einer Ausnahme.
Unten im Saal näherte sich die Aussprache ihrem Kern.

„Ein UBI ohne Währungsunion wird ungleich sein“, sagte eine Ökonomin der Union. „Jeder Staat wird einen anderen Anteil auszahlen, eine andere Produktion berechnen, andere Gewinne verbergen und seine eigene Währung nach seinen politischen Bedürfnissen anpassen.“
„Und ein UBI mit Währungsunion“, entgegnete ein Veyraner aus einem Finanzkonsortium, „wird eine zentralisierte Zuwendung sein, die der Bürger im Austausch gegen Gehorsam gegenüber einer planetaren Rechenmaschine erhält.“
„Nein“, sagte jemand aus den hinteren Reihen. „Es wird ein Anteil sein.“

Der Saal verstummte.

Die Stimme gehörte keinem Politiker. Sie gehörte Jesair.

Er hatte nicht vorgehabt zu sprechen. Er hatte sich nicht zu Wort gemeldet. Der Satz war einfach heraus gewesen, bevor er ihn hatte aufhalten können.

An den Wänden erschien sein Name: Jesair Davion, Familienrat von Auriola, unabhängiger Delegierter.

Einige Menschen drehten sich um.

Bei dem Namen Davion veränderte sich stets etwas im Saal. Die Veränderung war zu fein für ein Protokoll, doch alte Mythen warfen lange Schatten.

Der Vorsitzende erteilte ihm das Wort.

Jesair stand auf.

Für einen Augenblick sah er wieder die Worte des alten Textes. Nicht in Stein gemeißelt oder in eine Familienchronik übertragen, sondern als stünden sie zusammen mit den Diagrammen, Namen und Daten über dem Saal.
Wenn die Zeit des gemeinsamen Werkes reif ist, darf der Wert nicht länger im Schatten wandeln.

Vielleicht hatten sie diese Worte jahrhundertelang zu eng ausgelegt. Vielleicht warteten sie auf geistliche Erfüllung, obwohl eine Frage der Rechnungslegung vor ihnen stand. Nicht weniger heilig, nur weil es um Geld ging.

„Eine Zuwendung ist das, was die Macht von oben herab gewährt", sagte er. „Ein Anteil ist das, was einem Menschen schon deshalb zusteht, weil er Teil der Zivilisation ist. Wenn Maschinen aus dem Wissen, der Infrastruktur, der Geschichte und der Energie des ganzen Planeten Wert schaffen, dann entsteht dieser Wert nicht allein in den Händen der Maschinenbesitzer. Er entsteht aus dem Erbe aller."
Er schwieg einen Moment.

„In einem der ältesten aurelianischen Texte heißt es: Wenn die Zeit des gemeinsamen Werkes reif ist, darf der Wert nicht länger im Schatten wandeln. Was allen dient, muss allen sichtbar sein."
Im Saal bewegten sich einige Menschen. Manche kannten das Zitat. Andere hörten nur alte religiöse Worte, die in eine moderne politische Debatte eingefügt wurden.

„Lange glaubte ich, darin gehe es allein um die Moral des Einzelnen", fuhr Jesair fort. „Heute bin ich mir dessen nicht mehr sicher. Die Zivilisation ist in einem wörtlicheren Sinn zu einem gemeinsamen Werk geworden, als unsere Vorfahren es sich vorstellen konnten. Unsere Maschinen nutzen gemeinsames Wissen. Unsere Wirtschaft steht auf gemeinsamer Infrastruktur. Unsere Produktion entsteht aus der Arbeit der Lebenden und der Toten. Wenn sie allen dienen soll, dann muss sichtbar sein, wo ihr Wert entsteht, wohin er fließt und wer darüber entscheidet."
Er wandte den Blick den Daten an den Wänden zu.

„Ein Anteil lässt sich nicht blind berechnen. Wenn ein Bürger nicht sieht, woraus sein Anteil berechnet wird, erhält er keine Gerechtigkeit. Er erhält Beschwichtigung."
Im Saal herrschte Stille.

Keine zustimmende. Eher eine gefährliche.

Daren Voltr lächelte leicht.

Darin lag keine Verachtung. Eher die Zufriedenheit eines Menschen, der endlich eine Behauptung gehört hatte, die groß genug war, um sie auseinanderzunehmen.

„Gut“, sagte er. „Nehmen wir Ihren Unterschied zwischen Zuwendung und Anteil an. Nehmen wir sogar an, dass ein Mensch das Recht hat zu wissen, woraus sein Anteil berechnet wurde. Was schlagen Sie also vor? Wie wollen Sie erreichen, dass die Berechnungsgrundlagen vollständig, transparent und zugleich überprüfbar sind?“
An den Wänden des Saals verschwanden die Wechselkursdiagramme. An ihre Stelle trat ein Schema der planetaren Produktion.

Energie.

Boden.

Automatisierte Fabriken.

Öffentliche Forschung.

Private Patente.

Datenarchive.

Außerplanetarischer Bergbau.

Millionen Knoten verbanden sich durch Linien, die Staaten, Währungen und Eigentumsstrukturen durchquerten. Manche waren klar erkennbar. Andere verloren sich im Geflecht von Fonds, Banken und Gesellschaften ohne öffentlich bekannte Eigentümer.
Jesair betrachtete sie eine Weile.

„Sie können den Anteil aller nicht aus Daten berechnen, die nur einige Auserwählte kennen“, sagte er. „Und Sie können die Gerechtigkeit eines Systems nicht überprüfen, solange seine entscheidenden Teile hinter Bankgeheimnis, Geschäftsgeheimnis oder Währungssouveränität verborgen bleiben.“
„Das ist noch immer kein Vorschlag“, wandte Voltr ein.

„Es ist der Anfang eines Vorschlags.“

Jesair hob den Blick zu dem Schema.

„Der Wert darf nicht im Schatten wandeln. Wenn wir wissen wollen, welcher Wert auf Elarion entstanden ist, wer ihn geschaffen hat, wer ihn sich angeeignet hat und welcher Anteil davon den anderen zusteht, müssen wir seine Bewegung sehen.“

Im Saal wurden einige gedämpfte Stimmen laut.

„Deshalb sollten die Finanzströme auf dem gesamten Planeten weitgehend transparent sein“, fuhr Jesair fort. „Nicht nur die Ausgaben der Staaten. Nicht nur die Konten der Politiker und die Verträge öffentlicher Institutionen. Auch die Bewegung großen privaten Kapitals muss sichtbar sein. Eigentumsverbindungen. Letztbegünstigte. Verschiebungen zwischen Währungen. Die Finanzierung politischen Einflusses. Der Kauf von Infrastruktur, Boden, Medien, Forschung und Technologien, die das Leben von Millionen verändern können.“

Auf der Analysegalerie hörte Nerai auf zu schreiben.

Sie hatte einen Vorschlag für bessere Register, strengere Prüfungen oder eine einheitliche Erfassung der Produktion erwartet. Jesair aber hatte die Grenze zwischen der öffentlichen und der privaten Finanzwelt selbst infrage gestellt.

Voltr blieb ruhig.

„Alle Finanzströme?“

„Ich sagte: weitgehend.“

„Das ist eine sehr bequeme Einschränkung.“

„Sie ist notwendig. Wer für Nahrung oder ein Medikament bezahlt, entscheidet damit nicht über das Schicksal des Planeten. Wer ein Netz von Krankenhäusern kauft, die Energieversorgung beherrscht oder beginnt, eine politische Bewegung zu finanzieren, entscheidet nicht mehr nur über sich selbst.“

„Und wer zieht die Grenze zwischen dem, was klein, und dem, was groß ist?“

„Die Gesellschaft.“

Voltr lächelte.

„Die Gesellschaft bestimmt gar nichts. Das tun Institutionen, die in ihrem Namen sprechen.“

„Dann müssen auch diese transparent sein.“

Ein kurzes, nervöses Lachen ging durch den Saal.

Voltr ließ es verklingen.

„Und was ist mit der Privatsphäre?“, fragte er. „Wollen Sie, dass jeder Bürger die Konten jedes anderen Bürgers einsehen kann? Wo er einkauft, wem er hilft, wen er unterstützt, wo er sich aufhält und wofür er sich womöglich schämt?“

Die Frage blieb über dem Saal hängen.

Sie war einfacher als alle vorherigen. Und gerade deshalb gefährlicher.

Jesair schwieg einen Moment.

„Die Privatsphäre hatte ihren Sinn", sagte er. „Und sie hat ihn noch immer. Sie schützt die Intimität eines Menschen, seine Familie, seine Gesundheit, seine Beziehungen, seine Überzeugungen und den Raum, in dem er der Öffentlichkeit nichts erklären muss."
„Sie stimmen mir also zu."

„Nicht ganz."

Jesair stützte die Hand auf die Lehne des Sitzes vor ihm.

„Ein großer Teil der finanziellen Privatsphäre entstand nicht als Schutz des Menschen vor anderen Menschen. Er entstand als Schutz des Menschen vor der Macht. Vor einem korrupten Staat, einem willkürlichen Herrscher oder einer Institution, die jede Information gegen ihn wenden konnte."
Er sah zu den Staatsdelegierten in den vorderen Reihen.

„In einer Gesellschaft, deren Staat intransparent ist, kann die Privatsphäre die letzte Zuflucht der Freiheit sein. Wenn wir aber eine Gesellschaft schaffen wollen, in der die Macht selbst transparent ist, müssen wir uns fragen, ob derselbe Schatten noch die Schwachen schützt oder bereits häufiger die Starken."
Diesmal lachte niemand.

„Ein gewöhnlicher Mensch will nicht, dass Fremde jeden seiner Einkäufe verfolgen", fuhr Jesair fort.

„Doch bei Vermögen und Transaktionen oberhalb einer bestimmten Grenze betrifft die Privatsphäre nicht mehr allein das persönliche Leben."
„Warum?"

„Weil großes Vermögen nicht bloß eine Privatangelegenheit ist."

Einige Vertreter der Konsortien bewegten sich auf ihren Sitzen.

„Großes Vermögen bedeutet die Fähigkeit, Preise, Arbeitsbedingungen, Landbesitz, das Gesicht der Städte, Forschung, Medien und manchmal sogar Gesetze zu verändern. An einem bestimmten Punkt geht es nicht mehr nur darum, was ein Mensch besitzt. Es geht darum, was er anderen mithilfe seines Eigentums antun kann."
Voltr verschränkte die Arme.

„Und deshalb soll er seine Privatsphäre verlieren?“

„Deshalb soll das Ausmaß seiner Macht sichtbar sein.“

„Der Unterschied liegt nur in der Bezeichnung.“

„Nein. Intimität und Macht sind nicht dasselbe.“

Jesairs Stimme blieb ruhig.

„Niemand muss wissen, welches Abendessen Sie bestellt haben, wem Sie ein persönliches Geschenk geschickt oder wo Sie die Nacht verbracht haben. Doch die Gesellschaft hat das Recht zu wissen, dass Sie über zehn Fonds eine entscheidende Beteiligung an ihrer Wasserversorgung erworben haben. Sie hat das Recht zu wissen, dass die Gesellschaft, die eine politische Partei finanziert, demselben Eigentümer gehört wie das Konsortium, dem diese Partei öffentliche Aufträge zuschiebt. Sie hat das Recht zu wissen, dass ein in einem Staat ausgewiesener Gewinn in einem anderen entstanden und in einem dritten verschwunden ist.“

An den Wänden erschien eine anonymisierte Eigentümerkette. Ein Unternehmen führte durch vierzehn Gesellschaften, sechs Staaten und drei außerplanetarische Rechtsräume, bis sein endgültiger Eigentümer in einem nicht öffentlichen Fonds verschwand.

„Die Privatsphäre der Großen schützt häufig einen Mechanismus.“

Voltr betrachtete das Schema.

„Und Sie wollen, dass jeder jeden Mechanismus sieht?“

„Ich will, dass jede bedeutende Macht eine sichtbare Spur hinterlässt.“

„In Echtzeit?“

Jesair zögerte einen Augenblick.

„Rechtzeitig genug, damit Transparenz nicht bloß Archäologie ist.“

Unruhe ging durch den Saal.

„Also nicht nur buchhalterische Transparenz nach Jahresende“, sagte Voltr. „Sie wollen große Finanzströme fortlaufend sichtbar machen.“

„Ja.“

„Und wer wird sie beobachten? Der Staat? Der Währungsrat? Eine planetare Bank?“

„Keine dieser Institutionen allein.“

„Wer dann?“

Jesair ließ den Blick durch den Saal wandern.

„Ich weiß noch nicht, welche genaue Gestalt ein solches System haben sollte. Aber ich weiß, welche Gestalt es nicht haben darf. Es darf nicht Eigentum einer einzigen Regierung, einer einzigen Bank, eines einzigen Staates oder einer einzigen Rasse sein. Es darf nicht als Auge wirken, das alle sieht und selbst unsichtbar bleibt."

Mareia sah ihn an.

Jesair trat nicht allein für die Transparenz des Geldes ein. Er suchte einen Weg, auch das Hinschauen selbst transparent zu machen.

„Jede Einsichtnahme muss eine Spur hinterlassen", fuhr er fort. „Wenn eine Institution einen Menschen überprüft, muss dieser Mensch wissen, welche Institution es getan hat. Wenn ein Analysesystem eine Transaktion als riskant kennzeichnet, muss man die Regeln überprüfen können, nach denen es entschieden hat. Wenn jemand von der Offenlegung ausgenommen wird, muss sichtbar sein, dass diese Ausnahme existiert, wer sie genehmigt hat und bis wann sie gilt."

Nerai beugte sich leicht vor.

Das war kein gewöhnliches Register mehr. Es war ein System gegenseitiger Sichtbarkeit. Das Geld wäre für die Kontrolleure sichtbar, doch die Kontrolleure wären für jene sichtbar, die sie kontrollierten.

Voltr gab jedoch nicht nach.

„Und ein Verbrecher?", fragte er. „Soll auch er wissen, dass jemand ihn überprüft?"

„Ja."

Ein Raunen ging durch den Saal.

„Dann wird er das Geld verschieben."

„Wenn er es so verschieben kann, dass es verschwindet, hat das System bereits versagt."

„Er wird Beweise vernichten."

„Ein Finanzstrom, der bereits erfasst wurde, darf sich nicht mehr vernichten lassen."

„Er wird seine Absicht verbergen."

„Eine Absicht lässt sich immer verbergen. Aber wir dürfen Macht nicht allein deshalb schützen, weil Transparenz keine Gedanken lesen kann."

Voltr schwieg.

Zum ersten Mal lächelte er nicht.

„Wissen Sie, was Sie da beschreiben?“

„Nicht ganz.“

„Sie beschreiben das Ende des Bankgeheimnisses.“

„In seiner heutigen Form vielleicht.“

„Das Ende eines großen Teils des Geschäftsgeheimnisses.“

„Wenn ein Geschäftsgeheimnis Macht über das Leben anderer verbirgt, dann vielleicht auch das.“

„Und womöglich auch das Ende der Währungssouveränität der Staaten.“

Jesair blickte auf die Symbole Dutzender Währungen über der Bühne.

„Wenn Währungssouveränität das Recht bedeutet, die Grundlagen zu verbergen, aus denen sich der Lebensstandard der eigenen Bürger bestimmt, dann ja.“

Im Saal wurde es still.

Diesmal war die Stille nicht nur gefährlich.

Sie war feindselig.

Jesair spürte, wie sich die Blicke in den vorderen Reihen veränderten. Eben noch war er der Vertreter einer alten aurelianischen Familie gewesen, dem man aus Höflichkeit zuhörte. Nun war er ein Mensch geworden, der die Befugnisse infrage gestellt hatte, auf denen ganze Staaten, Banken und Konsortien ruhten.

Voltr setzte sich.

Der Vorsitzende wollte dem nächsten Delegierten das Wort erteilen, doch niemand meldete sich.

An den Wänden blieb das Schema der planetaren Finanzströme stehen.

Millionen Linien.

Manche klar.

Andere unterbrochen.

Und viele im Dunkeln endend.

Mareia beugte sich zu Jesair.

„Ist Ihnen klar, dass Sie gerade fast jeden auf diesem Planeten verärgert haben, der mehr Geld besitzt als Sie?“

Jesair setzte sich.

„Das dürfte nicht schwer sein. Ich hatte nie viel."

„Ich glaube nicht, dass Ihre Bescheidenheit sie beruhigen wird."

Er sah sie an.

„Glauben Sie, ich bin zu weit gegangen?"

Mareia wandte den Blick zu den dunklen Stellen im Schema.

„Nein", sagte sie. „Ich glaube, Sie haben gerade erst die Richtung gezeigt."

Hoch über ihnen öffnete Nerai eine neue Analysenotiz.

Sie trug Jesairs Namen weder als verdächtige Person noch als politisches Risiko ein. Sie notierte lediglich zwei Sätze.
Wenn der Anteil eines Menschen am gemeinsamen Wert gerecht sein soll, darf es keinen unsichtbaren Wert geben.
Wenn finanzielle Macht kontrollierbar sein soll, muss nicht nur die Bewegung des Geldes sichtbar sein, sondern auch jeder, der sie betrachtet.
Sie speicherte die Notiz.

Sie ahnte nicht, dass sie einige Jahre später darauf zurückkommen würde.

Zu einer Zeit, in der die Frage nicht mehr lauten würde, ob der Wert im Schatten wandeln durfte.

Sondern wie viele Leben der Schatten verbergen konnte.

Am anderen Ende des Saals, im Gästebereich der Finanzkonsortien, saß Arien Korveth.

Er betrachtete Jesair nicht als Redner.

Sein Blick glitt einen Moment zu Mareia und dann zurück zu dem Mann, der mitten im Saal stand. Darin lag etwas Persönlicheres als politische Ablehnung oder die Sorge eines Finanziers, dessen Interessen eine neue Idee schaden konnte.
Arien blickte wie ein Mensch, den etwas persönlich getroffen hatte.

Einige Plätze von Arien entfernt saß Kael Thorne.

Sein Name erschien über keinem Rednerplatz. Er vertrat weder einen Staat noch eine politische Partei, und offiziell sprach er für kein Finanzhaus. Dennoch kannten ihn Bankvorsitzende, Verwalter der größten Fonds und jene Menschen, die entschieden, welchen Politikern der Weg zur Macht geöffnet wurde.
Während Jesairs Rede beobachtete Kael nicht nur den Redner.

Er beobachtete den Saal.

Er wusste, dass die wahre Bedeutung von Worten sich häufig nicht im Gesicht desjenigen zeigte, der sie aussprach, sondern in den Gesichtern derer, die sie trafen. Er sah die Beunruhigung der Fondsverwalter, die Vorsicht der Vertreter der Währungsräte und die stille Belustigung der Politiker, die überzeugt waren, Jesairs Gedanken würden sich verflüchtigen, lange bevor sie Eingang in Gesetze fanden.
Er selbst war jedoch nicht belustigt.

Als Jesair sagte, was allen diene, müsse allen sichtbar sein, überkam Kael eine so heftige Angst, dass es ihm einen Augenblick vorkam, als sei der Saal nur für ihn verstummt.

Nur wenige wussten es von ihm, doch ein großer Teil seiner Macht bestand gerade deshalb, weil man sie nicht als Ganzes sehen konnte. Die Banken kannten seine Fonds, aber nicht deren letztendliche Eigentümer. Die Politiker kannten die Spender ihrer Stiftungen, aber nicht die Herkunft ihres Geldes. Die Parteiverwalter sahen die Konten, nicht jedoch die Ketten, die sie verbanden. Die Beamten kannten die einzelnen Gesellschaften, aber nicht das Haus, zu dem sie alle zurückführten.
Transparenz würde nicht bloß neue Regeln bedeuten.

Für Kael würde sie Entlarvung bedeuten.

Sie würde Vermögen sichtbar machen, das hinter Verwaltern und Stiftungen verborgen lag. Geld, das der Besteuerung entgangen war. Parteien, die sich nach außen hassten und im Verborgenen aus denselben Quellen ernährt wurden. Geschäfte, die legal erschienen, obwohl ihr erstes Kapital aus Orten stammte, über die man in guter Gesellschaft nicht sprach.
Jesair hatte nicht bloß einen Vorschlag für eine Wirtschaftsreform vorgelegt.

Ohne es zu wissen, hatte er das Urteil über eine Welt gesprochen, die Kael sein Leben lang aufgebaut hatte.

Kael bekam Todesangst.

Nicht, weil er glaubte, die Transparenz werde morgen kommen. Gesetze ließen sich verzögern, Kommissionen überlasten und die Öffentlichkeit ermüden. Das Erschreckende war etwas anderes: Jesairs Worte waren einfach. Die Menschen konnten sie verstehen. Und ein Gedanke, den die Menschen verstehen, lässt sich nur so lange unterdrücken, bis ihn jemand ausspricht, dem sie zu glauben bereit sind.
Dann bemerkte er Arien.

Er sah, wie sich beim Anblick Jesairs dessen Kiefermuskeln spannten. Wie seine Augen einen Moment auf Mareia verweilten. Wie sich sein Gesichtsausdruck jedes Mal veränderte, wenn der Saal Jesair Aufmerksamkeit schenkte.
Arien fürchtete nicht nur Jesairs Gedanken.

Er hatte ein Problem mit Jesair selbst.

Kael wandte den Blick ab, bevor Arien bemerken konnte, dass er beobachtet wurde.

Auf der Bühne dankte der Vorsitzende Jesair für seinen Beitrag. Langsam kehrte der Saal zur Tagesordnung zurück, als sei nichts Wesentliches geschehen. Der nächste Redner wartete bereits auf das Wort, und an den Wänden wurden neue Diagramme vorbereitet.
Kael Thorne jedoch wusste, dass manche Augenblicke sich erkennen ließen, noch bevor sie sich selbst verstanden.
Jesair Davion hatte soeben eine Welt benannt, in der die Macht ihre Hände zeigen müsste.

Kael wusste, was man an seinen finden würde.

Und einige Plätze weiter saß ein Mann, der Jesair offenbar aus weit persönlicheren Gründen zum Schweigen bringen wollte.
Kael merkte sich Ariens Namen.

Auf dem Weg vom Forum schaltete Mareia die Abendnachrichten ein. Auf einem Kanal erschien unter Jesairs Gesicht die Schlagzeile: DAVION WILL JEDES KONTO SEHEN. Auf dem zweiten erklärte man den Unterschied zwischen dem Kauf von Lebensmitteln und dem Besitz eines Krankenhauses. Der dritte hatte einen Bankenvertreter eingeladen, der behauptete, die Grenze zwischen beiden lasse sich niemals zuverlässig ziehen.
„Ich sprach vom Ausmaß der Macht“, sagte Jesair in einem kurzen Mitschnitt. Die Moderatorin fiel ihm ins Wort: „Also vom Ausmaß der Privatsphäre?“

Mareia schaltete die Übertragung aus. Am Morgen sollte sie ihn bei den Gesundheitsarchiven treffen. Sie wusste bereits, welche Frage sie ihm zuerst stellen würde.

6. Erde: Der Kuss des Judas

Judas hatte lange geglaubt, ein Mensch könne sich selbst besiegen, wenn er sich nur fest genug verschloss.

Seit seiner Kindheit kannte er die Worte des Gesetzes. Er wusste, was rein und was unrein war. Er kannte die Scham, die man nicht laut aussprach, sondern wie eine verborgene Wunde im Körper trug. In der Synagoge hörte er Männern zu, die von den Sünden der Heiden sprachen, von verderbten Städten, von Leidenschaften, die Gott hasste. Dann senkte er den Kopf stets ein wenig tiefer als die anderen, damit niemand sah, wie aufmerksam er zuhörte.
Nie hatte er sich erlaubt, dem einen Namen zu geben, was in ihm lebte.

Nicht, weil er es nicht gewusst hätte. Ganz im Gegenteil. Er wusste es seit jenen Momenten, als er noch jung gewesen war und begonnen hatte, Dinge wahrzunehmen, die er nicht hätte wahrnehmen sollen: den Nacken eines Mannes, der sich über seine Arbeit beugte, die Kraft der Arme beim Einholen eines Netzes, die Stimme eines älteren Lehrers, der freundlicher mit ihm sprach als mit den anderen. Es kam immer plötzlich, wie Hitze, und unmittelbar darauf kam das Entsetzen.
Nein.

Das nicht.

Nicht ich.

Er lernte so zu leben, dass nichts zu sehen war. Er lernte, vernünftig zu sprechen, aufrecht zu stehen, Menschen nur so lange in die Augen zu blicken, wie es ungefährlich war. Er lernte, Schwäche zu verachten, denn seine eigene Schwäche erschreckte ihn am meisten. Wenn andere Männer über Frauen scherzten, lächelte er genau in dem Augenblick, in dem man lächeln sollte. Wenn sie von der Ehe sprachen, lenkte er das Gespräch auf Geld, auf Rom, auf den Tempel, auf alles, was Gewicht hatte und nicht nach einem Geheimnis roch.
Dann begegnete er Jesus.

Und alles, was er jahrelang unter einem Stein verborgen gehalten hatte, begann sich zu regen.

Es war nicht gleich körperlich. So erklärte Judas es sich zumindest. Zuerst war es Achtung. Dann Bewunderung. Dann Dankbarkeit. Dann etwas, das er noch immer Treue nennen konnte. Jesus sprach seinen Namen aus, als verberge sich dahinter keinerlei Unreinheit. Er sah ihn ohne Abscheu an, ohne Spott, ohne jenen eigentümlichen männlichen Argwohn, vor dem Judas sich sein Leben lang gefürchtet hatte.
Und gerade deshalb war es gefährlich.

Jesu Reinheit war nicht hart wie eine Steinmauer. Sie war offen. In ihrer Nähe empfand ein Mensch nicht nur Schuld; er spürte auch die Möglichkeit, ganz gesehen zu werden, ohne daran zugrunde zu gehen. Für die anderen war das Trost. Für Judas Versuchung.
Am schlimmsten waren die gewöhnlichen Tage.

Ein Abend am Feuer, wenn Jesus müde dasaß, sein Mantel von der Schulter geglitten war und das Licht still sein Gesicht zeichnete. Ein Morgen, wenn er sich die Hände wusch und ihm das Wasser über die Handgelenke lief. Augenblicke unterwegs, wenn sich einer der Jünger zu nah zu ihm beugte, um etwas zu fragen. Dann spürte Judas, wie in seiner Brust etwas aufstieg, das er sofort mit einem Gebet niedertrat.
Herr, nimm diese Schande von mir.

Doch die Schande wich nicht.

Sie lernte nur zu schweigen.

Eines Abends, nach einem langen Tag in einem Dorf, in dem Kranke und Bittsteller Jesus bedrängt hatten, blieb Judas wach. Die anderen lagen unter einem Schutzdach und schliefen den schweren Schlaf erschöpfter Männer. Petrus schnarchte. Thomas drehte sich im Schlaf zur Wand. Johannes lag mit dem bis zum Kinn hochgezogenen Mantel da, friedlich, als sei ihm die Welt nie feind gewesen.
Judas beobachtete ihn eine Weile und hasste diesen Frieden.

Dann sah er Jesus hinausgehen.

Er folgte ihm.

Er sagte sich, er müsse über das Geld sprechen. Über den Weg am nächsten Tag. Über die Gefahr, die rings um sie zunahm. Es gab immer einen vernünftigen Grund. Ein Mensch braucht vernünftige Gründe, wenn ihn etwas treibt, das er sich nicht einzugestehen wagt.

Jesus stand an einer niedrigen Mauer hinter dem Haus. Über dem Land lag die Nacht, dunkel und warm. In der Ferne bellte ein Hund. Irgendwo hinter den Olivenbäumen

zirpten Insekten. Jesus hatte die Hände auf den Stein gelegt und den Kopf gesenkt, als bete er auch dann, wenn er schwieg.

„Rabbi“, sagte Judas.

Jesus drehte sich um.

„Judas.“

Dieser Name traf ihn. Er traf ihn jedes Mal. Als spräche Jesus ihn ohne all die Schichten aus, die Judas um sich gelegt hatte.

„Du solltest nicht allein sein“, sagte Judas.

Jesus sah ihn ruhig an.

„Und du?“

„Ich schlafe nicht.“

„Ich sehe es.“

Judas lachte kurz und hart.

„Du siehst immer.“

Jesus schwieg.

Judas spürte, dass er gehen sollte. Noch konnte er es. Er brauchte nur etwas Gewöhnliches zu sagen, sich umzudrehen, zu den anderen zurückzukehren und am Morgen weiterzumachen, als wäre nichts geschehen. So hatte er sich sein Leben lang gerettet: Im letzten Augenblick war er zurückgewichen.

Doch in dieser Nacht war er seines eigenen Käfigs müde.

„Weißt du, was du in den Menschen weckst?“, fragte er.

Jesus rührte sich nicht.

„Was habe ich in dir geweckt?“

Judas schnürte es die Kehle zu.

Diese Frage war keine Anklage. Gerade das machte sie schlimmer. Jesus stellte sie, als stünde vor ihm keine Sünde, sondern ein Mensch am Rand eines Abgrunds.

„Ich will nicht darüber sprechen.“

„Warum bist du dann gekommen?“

Judas sah zur Seite. Auf die Mauer. In die Dunkelheit. Auf seine Hände.

„Weil ich nicht mehr kann.“

Jesu Ausdruck veränderte sich. Er wurde weicher, aber nicht schwächer.

„Was kannst du nicht mehr?“

Judas stieß den Atem aus.

„Das ertragen, was in mir ist.“

Für einen Augenblick entstand eine so tiefe Stille, dass er sein eigenes Blut in den Ohren hörte.

„Mein ganzes Leben bete ich, dass es vergeht“, fuhr er fort. „Mein ganzes Leben passe ich auf. Auf meine Augen. Auf meine Worte. Auf meine Hände. Darauf, wo ich stehe. Wem ich ausweiche. Wem ich mich nicht nähere. Ich dachte, wenn ich zu dir käme, würde ich rein.“

Jesus hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen.

„Und stattdessen ist es schlimmer“, sagte Judas. „Bei dir ist es schlimmer.“

Jesus senkte den Blick, als schmerze ihn dieser Satz.

„Judas …“

„Nein“, unterbrach er ihn. „Sag meinen Namen nicht so. Sag ihn nicht, als könnte ich noch etwas anderes sein.“

„Das kannst du.“

„Ich kann es nicht.“

„Du kannst innehalten.“

Judas erzitterte. Es war nicht zu erkennen, ob vor Zorn, Schmerz oder Hoffnung.

„Das sagst du wie jemand, der nicht weiß, wie es ist, etwas Verbotenes in sich zu tragen.“

„Ich weiß, was Versuchung ist.“

„Nicht diese.“

Die Worte klangen schärfer, als er beabsichtigt hatte. Doch er nahm sie nicht zurück.

Jesus stand ganz still vor ihm.

„In diesem Augenblick bin ich nicht dein Richter“, sagte er.

Judas lachte, diesmal beinahe verzweifelt.

„Gerade du bist mein Richter. Denn wenn du mich voller Abscheu ansehen würdest, wäre es einfach. Wenn du mich fortjagen würdest, wüsste ich, was ich bin. Aber du siehst mich an, als gehörte ich noch immer zu euch.“

„Das tust du."

„Nicht so, wie ich es will."

Als er das sagte, erschrak er über seine eigenen Worte.

Es gab kein Zurück mehr.

Jesu Gesicht erfüllte sich mit Trauer.

„Judas, das ist nicht der Weg."

„Welcher Weg?"

„Einen Menschen besitzen zu wollen."

„Ich will dich nicht besitzen."

Doch schon während er es sagte, wusste er, dass er log.

Er wollte seinen Blick. Seine Stimme. Ihn ausschließlich für sich. Er wollte, dass Jesus wenigstens einmal aufhörte, allen zu gehören: den Kranken, den Kindern, den Frauen, Petrus, Johannes, ganz Israel, Gott. Er wollte einen einzigen Augenblick, der nur ihm gehörte.
Und dieses Verlangen, so lange eingeschlossen, verlor nun seine Scham schneller, als der Verstand es aufhalten konnte.

Er trat einen Schritt auf ihn zu.

Jesus hob die Hand, nicht als Drohung, eher als Grenze.

„Bleib stehen."

Doch Judas hörte nicht mehr. Oder er hörte es und ging gerade deshalb weiter. Er fasste ihn am Ärmel. Nicht gewaltsam, aber drängend, wie ein Ertrinkender, der sich auch an jemanden klammert, den er mit sich hinabziehen könnte.
„Nur einmal", flüsterte er.

„Nein."

Das Wort war klar. Ruhig. Fest.

In diesem Augenblick wurde Judas schwarz vor Augen.

Er beugte sich vor und küsste ihn.

Der Kuss verlor alles, was zu einem Gruß oder zu brüderlicher Achtung gehörte. Judas legte Hunger hinein, Verzweiflung, Einsamkeit, Abscheu vor sich selbst, das Verlangen, angenommen zu werden, und die Wut darüber, um Annahme bitten zu müssen. Er küsste

ihn heftig, dann noch einmal, als reiche die Kürze der ersten Berührung nicht aus, all das zu tragen, was er hineingelegt hatte.
Jesus drückte ihn von sich.

Jesus drückte ihn fest zurück, ohne Schlag und ohne Hass, sodass Judas augenblicklich begriff: Es gab keinen Spalt, keine Möglichkeit, kein Vielleicht.
Jesu Hände ruhten auf seinen Schultern.

„Genug."

Judas atmete schwer. Sein Gesicht war heiß und zugleich blass. Seine Augen glänzten, doch er weinte nicht. Noch nicht.
„Also doch", sagte er.

„Nein."

„Du weist mich zurück."

„Ich weise zurück, was du getan hast."

„Das ist dasselbe."

„Das ist es nicht."

„Für dich nicht!", brach es aus Judas hervor. „Du trennst die Dinge immer so, dass du rein bleibst. Die Sünde und den Menschen. Das Verlangen und die Tat. Barmherzigkeit und Grenze. Aber ich bin nicht geteilt. Wenn du das von dir stößt, stößt du mich von dir."
Jesus hielt ihn noch immer an den Schultern, doch seine Stimme blieb leise.

„Du bist nicht das, was dich zerreißt."

„Aber ich bin der, der verlangt."

„Und kein Mensch ist verpflichtet, sich deinem Verlangen hinzugeben."

Dieser Satz fiel zwischen sie wie ein Stein.

Judas starrte ihn an.

In diesem Augenblick begriff er die Grenze ganz. Sie stand fest vor ihm wie eine verschlossene Tür.

Zuerst stürzte alles in ihm nach innen ein. Dann begann es sich zu verwandeln.

Scham wurde zu Zorn.

Zorn wurde zur Anklage.

Anklage wurde zu verletztem Stolz.

Er trat zurück.

Jesus ließ ihn los.

„Judas“, sagte er, nun eindringlicher, „bleib damit nicht allein.“

Doch Judas hörte nur Demütigung. Er hörte in dem Satz: Du bist schwach. Du bist gefährlich. Du brauchst Hilfe. Er hörte alles außer dem, was wirklich darin lag.
„Bleib damit nicht allein“, wiederholte er höhnisch. „Und bei wem soll ich bleiben? Bei dir? In deiner Nähe? Neben dir? Als einer von vielen?“
Jesus schwieg.

„Ist das deine Liebe?“, fuhr Judas fort, und seine Stimme wurde härter. „Einem Menschen genug Licht zu geben, damit er sein eigenes Elend sieht, aber nicht genug Wärme, damit er nicht erfriert?“
„Was du von mir verlangst, ist keine Liebe.“

Judas zuckte zusammen, als hätte ihn ein Schlag getroffen.

„Dann gib ihm einen Namen.“

Jesus antwortete nicht sofort.

Und gerade in diesem kurzen Schweigen fühlte Judas sich am meisten vernichtet. Denn er wusste, Jesus könnte die Worte des Gesetzes aussprechen. Er könnte ihn verurteilen, wie man in den Synagogen verurteilte, in vertraulichen Gesprächen unter Männern, in den Blicken derer, die sich ihrer eigenen Reinheit sicher waren. Er könnte ihn vertreiben, ihn unrein nennen, widerwärtig, verderbt.
Doch Jesus tat es nicht.

Und für Judas wurde dadurch nichts leichter.

Im Gegenteil.

Wenn Jesus ihn nicht als Ungeheuer verurteilte, dann hatte Judas keine Ausrede, zu einem Ungeheuer zu werden. Wenn er ihn nicht verfluchte, dann würde alles, was er von diesem Augenblick an tat, seine eigene Tat bleiben.
Das war unerträglich.

„Du bist grausam“, sagte Judas leise.

Jesus trat einen Schritt auf ihn zu.

„Nein.“

„Doch. Denn du weißt, was ein Mensch hören will, und gibst es ihm nicht. Du weißt, was ihn zerbrechen würde, und lässt ihn stehen. Du weißt, dass er dich braucht, und sagst ihm: Halt inne."

„Ja", sagte Jesus. „Wenn er dadurch dich und mich verletzen würde."

Judas lachte. Nun lag keine Weichheit mehr darin. Nur Bitterkeit.

„Hab keine Angst. Ich werde dich nicht mehr berühren."

„Geh nicht im Zorn."

„Womit denn sonst?"

Jesus sah ihn lange an.

„Mit der Wahrheit."

Judas' Gesicht verschloss sich.

„Behalte deine Wahrheit für jene, die näher bei dir sitzen dürfen."

Jesus verstand.

„Johannes hat damit nichts zu tun."

„Natürlich", sagte Judas. „Niemand hat je etwas damit zu tun. Nur ich."

Er drehte sich um.

„Judas."

Er blieb stehen, wandte sich aber nicht um.

„Dein Name bedeutet nicht Schande."

Judas stand im Dunkeln und spürte, wie ihm endlich die Tränen in die Augen drängten. Er schluckte sie so gewaltsam hinunter, dass ihm die Kehle schmerzte.

„Seit dieser Nacht schon", sagte er.

Dann ging er.

Jesus blieb allein an der Mauer zurück.

Judas ging langsam zurück, damit seine Beine nicht zitterten. Als er unter das Schutzdach trat, schliefen die anderen noch immer. Die Welt hatte sich nicht verändert. Petrus schnarchte weiter. Thomas rührte sich nicht. Johannes schlief mit friedlichem, beinahe kindlichem Gesicht.

Judas legte sich auf seinen Platz, schloss aber die Augen nicht.

In seiner Brust brannte es.

Zuerst wiederholte er Jesu Worte, um sie zu verstehen.

Ich weise zurück, was du getan hast.

Du bist nicht das, was dich zerreißt.

Kein Mensch ist verpflichtet, sich deinem Verlangen hinzugeben.

Dann begann er sie zu verändern.

Ich weise dich zurück.

Du bist unrein.

Du wirst nie so geliebt werden, wie du es willst.

Und schließlich blieb nur ein Satz übrig, einfach und hart, geeignet, den Schmerz zu überleben:

Er hat mich gedemütigt.

Dieser Satz gefiel ihm besser als die Wahrheit.

Denn wenn Jesus ihn gedemütigt hatte, war Judas nicht mehr bloß ein Mensch, der eine Grenze überschritten hatte. Er war geschädigt. Ihm war Unrecht geschehen. Er war getroffen worden. Er hatte ein Recht auf Zorn.
Und Zorn war leichter als Scham.

Seit dieser Nacht begann sich etwas in ihm zu verändern.

Nach außen blieb er derselbe Jünger. Am Morgen stand er auf, nahm den Beutel, zählte die Münzen, antwortete sachlich. Wenn Jesus sprach, hörte er zu. Wenn sie weiterzogen, ging er mit. Doch jede Geste Jesu übersetzte er nun in sich in die Sprache der Zurückweisung.
Wenn Jesus einem Kranken die Hand auflegte, sah Judas eine Berührung, die er ihm verweigert hatte.

Wenn er einem Kind zulächelte, sah er Zärtlichkeit, die an ihm vorüberging.

Wenn Johannes nahe bei ihm saß, sah er einen Platz, der ihm für immer verboten war.

Und wenn Jesus von der Liebe zu den Feinden sprach, spürte Judas nur die wachsende Gewissheit, dass die größte Grausamkeit darin bestand, alle so zu lieben, dass niemand sagen konnte: Er gehört mir.
Seine Frustration tobte nicht gleich laut. Zuerst brodelte sie leise. Unter den Worten. Unter dem Dienen. Unter den gezählten Münzen. Unter dem beim Gebet gesenkten Kopf. Doch sie war da.

Und sie wartete auf den Augenblick, in dem sie sich Gerechtigkeit nennen durfte.

Anmerkungen des Autors zum Kapitel:

Dieses Kapitel ist reine Fiktion. Es entstand, weil mir das finanzielle Motiv für Judas' Verrat, wie die Schrift ihn beschreibt, zu oberflächlich erschien. Der Verrat am eigenen Lehrer musste durch etwas wesentlich Tieferes, existenziell Grundlegenderes motiviert gewesen sein als bloß durch finanziellen Gewinn. Es ist ganz gewiss nicht mein Ziel, Homosexualität mit Verrat oder Ähnlichem zu verbinden. Ich habe diese Einfügung in die wohl bekannteste Geschichte gewählt, weil mir eine solche Motivation des Judas tief genug erschien, um zu einem solchen Verrat führen zu können. Zu Jesu Zeiten wurde Homosexualität als etwas Unreines und Verachtenswertes betrachtet — Menschen mit diesem Schicksal hatten es in der damaligen Gesellschaft außerordentlich schwer. Gerade deshalb erschien mir eine solche Motivation möglich. Wie es tatsächlich war, ist jedoch eine andere Frage, deren Antwort wir im Nachhinein kaum mehr erfahren werden. Der gesamte Roman ist in hohem Maße Fiktion, und so sollte auch dieses Kapitel verstanden werden.

7. Elarion: Der goldene Ring

Das Haus Davion stand nicht in Nitra.

Es stand weit von der Hauptstadt entfernt, in Auriola, im Gebiet der alten aurelianischen Siedlungen, wo sich die Täler zu weiten grünen Hochebenen öffneten und der Morgennebel so lange am Boden blieb, als wolle die Landschaft nicht auf einmal erwachen.
Alte Mauern verliehen dem Haus Davion das Aussehen einer beinahe festungsartigen Anlage.

Früher hatte man dort über Dinge entschieden, die ganze Generationen beeinflussten, und so trug der Ort auch das Gewicht eines Machtsitzes.
Die Davions jedoch betrachteten ihn vor allem als ein Haus im tiefen Sinn des Wortes — einen Ort, dessen Wände nicht nur Körper schützten, sondern auch Erinnerung.

In der Haupthalle hingen Porträts der Vorfahren. Nicht alle waren getreu. Manche waren nur Rekonstruktionen nach Beschreibungen, manche künstlerische Vorstellungen, manche so alt, dass ihre Farben zu braunem Schweigen nachgedunkelt waren. Doch in jedem Bild hatte der Maler versucht, die Augen einzufangen.
Den goldenen Ring.

Manchmal deutlich.

Manchmal fast unsichtbar.

Manchmal nur zu ahnen.

Jesair Davion ging langsam durch die Halle. Als Kind hatte er diese Bilder gemieden. Er hatte das Gefühl gehabt, sie erwarteten etwas von ihm. Keine Leistung, keinen Gehorsam, keinen Ruhm. Etwas Schlimmeres: Bedeutung.
Und Bedeutung wog schwerer als Pflicht.

Die alten Erzählungen über das Geschlecht der Davions kannte er seit seiner Kindheit. Es hieß, ihre ältesten Vorfahren hätten Krankheiten durch Berührung lindern können. In Zeiten der Dürre hätten sie an Flüssen gestanden, und das Wasser sei zurückgekehrt. Manche von ihnen hätten den Tod gesehen, bevor er kam, und den Weg eines Menschen so verändern können, dass er an ihm vorbeiging. Die Natur habe auf sie gehört, nicht wie

auf einen Diener, sondern wie auf jemanden, von dem sie nicht erst überzeugt werden musste.

Jesair glaubte diesen Geschichten nicht.

Doch er konnte sie auch nicht ganz verlachen.

Es gibt im Leben Dinge, die ein vernünftiger Mensch nicht Wahrheit nennen will und denen er nachts dennoch nicht den Rücken kehrt.

Am Abend blieb Jesair in der Bibliothek.

Er schlug eine alte Familienaufzeichnung auf, die seine Mutter ihm einst vor dem Erwachsenenalter zu lesen verboten hatte. Nicht, weil sie Geheimnisse der Macht enthielt. Eher, weil sie zu viele Erwartungen enthielt.

Auf einer Seite stand ein Eintrag über einen fernen Vorfahren namens Aser Davion.

Als das Fieber ins untere Tal kam, ging Aser von Haus zu Haus. Er sagte nicht, dass der Tod nicht kommen werde. Er sagte nur, er dürfe nicht allein kommen. Viele behaupteten, nach seiner Berührung gesund geworden zu sein. Andere behaupteten, sie seien nur friedlicher gestorben. Die Wahrheit kennen wir nicht. Wir wissen nur, dass sich seitdem in unserer Familie ein Satz erhalten hat: Geh nicht allein.

Jesair strich mit den Fingern über die alte Schrift.

Geh nicht allein.

Der Satz war einfach. Zu einfach für eine Legende.

Er schloss das Buch.

In diesem Augenblick überwältigte ihn ein sonderbares Aufblitzen einer fremden Landschaft, wirklicher als eine gewöhnliche Erinnerung oder Vorstellung.

Staub.

Eine Sonne von anderer Farbe.

Wasser am Ufer.

Die Hände von Fischern.

Holz.

Und eine Frauenstimme, die seinen Namen aussprach, aber nicht den Namen Jesair.

Das Bild verschwand, bevor der Verstand es berühren konnte.

Jesair blieb reglos sitzen.

Dann lachte er. Leise, über sich selbst.

„Alte Häuser“, sagte er in die Leere. „Sie verstehen es immer, einem fremde Schatten in den Kopf zu setzen.“

Doch als er aufstand und das Licht löschte, sah er noch einmal auf das Buch.

Und auf den Satz, der darin auch im Dunkeln weiterleuchtete.

8. Erde: Der Tag der Scheidung

Langsam senkte sich der Abend über das Land, als zögere selbst das Licht, die Hügel über dem See zu verlassen. Die Jünger saßen um Jesus in einer Stille, die keine gewöhnliche Stille nach einem langen Weg war. Etwas Schwereres lag darin, als spüre jeder von ihnen, dass die Worte, die sie an diesem Tag gehört hatten, nicht nur ihnen gehörten, sondern allen Menschen, die einst nach ihnen kommen würden.

Jesus blickte in die Ferne. Sein Gesicht war ruhig, doch diese Ruhe war nicht leicht. Es war nicht die Ruhe eines Menschen, der den Schmerz nicht kannte, sondern die eines Menschen, der ihn bereits angenommen hatte, bevor er kam.

„Es wird ein Tag kommen", sagte er schließlich, „an dem alles Verborgene offenbar wird. Ein Mensch kann seine Absicht vor seinem Bruder verbergen, er kann seine Schuld mit Worten zudecken, er kann vor der Menge den Gerechten spielen. Doch vor Gott wird nichts verborgen bleiben. An jenem Tag wird sich das Herz des Menschen öffnen wie ein Gefäß, das vor das Licht gestellt wird."

Die Jünger schwiegen.

„Der Menschensohn wird in der Herrlichkeit seines Vaters kommen", fuhr Jesus fort, „und mit ihm die Engel. Und die Völker werden sich vor ihm versammeln. Nicht danach, wie sich einer genannt hat, und nicht danach, wie laut er den Namen des Herrn aussprach, sondern danach, was er in sich trug und was er tat. Denn ein Hungriger war unter ihnen, und manche gaben ihm zu essen. Ein Durstiger war unter ihnen, und manche gaben ihm zu trinken. Ein Fremder stand vor ihrer Tür, und manche nahmen ihn auf. Ein Nackter stand vor ihren Augen, und manche kleideten ihn. Ein Kranker und ein Gefangener war vor ihnen, und manche kamen zu ihm."

Petrus hob den Kopf. „Herr, du sprichst, als begegne ein Mensch Gott immer dort, wo er einem Schwachen begegnet."

Jesus sah ihn an. „Und wo sonst wollt ihr ihn suchen? Im Tempel, wo jeder eure Frömmigkeit sieht? Bei einem Opfer, das ihr vor den Augen der Priester darbringt? Ich sage euch: Wer sein Herz vor einem leidenden Menschen verschließt, verschließt es vor mir. Und wer sich zum Geringsten hinabbeugt, dessen Tat steigt wie ein Gebet vor den Vater."

Johannes' Augen waren voller Unruhe. Er war jung, doch nicht kindlich unbeschwert. Jesu Worte entzündeten oft ein Feuer in ihm, aber heute brannten sie anders. Nicht wie Hoffnung, eher wie eine Frage, der er keine Stimme zu geben wagte.
Jesus fuhr fort:

„Dann werden die einen zur Rechten gestellt und die anderen zur Linken. Jene, die die Barmherzigkeit liebten, auch wenn sie sie nicht benennen konnten, werden ins Leben gerufen. Jene aber, die Schmerz sahen und sich blind machten, die Weinen hörten und sich taub machten, die Macht besaßen und sie zur Demütigung der Schwachen gebrauchten, werden in die Finsternis gehen, die sie selbst gewählt haben."
Die Worte fielen zwischen sie wie ein Stein in einen tiefen Brunnen.

Andreas strich sich mit der Hand über das Gesicht. Thomas runzelte die Stirn, als suche er im Geist nach einer Stelle, an der er Jesus fragen könnte, ohne zu lästern.
Schließlich war er es, der sprach.

„Rabbi", sagte er langsam, „darf ich dich etwas fragen?"

„Frag, Thomas."

„Du sprichst vom Leben und von der Finsternis. Von Lohn und Strafe. Von einem Feuer, das nicht erlischt. Aber der Mensch ist schwach. Manchmal handelt er aus Unwissenheit, manchmal aus Angst, manchmal, weil er selbst verwundet wurde. Wenn sein Leben kurz und seine Schuld menschlich ist, ist ewiges Leiden dann nicht eine zu große Strafe für menschliches Versagen?"
Einige Jünger bewegten sich unruhig. Petrus sah Thomas scharf an, als wolle er ihn zum Schweigen bringen, doch Jesus hob die Hand.
„Lasst ihn sprechen", sagte er ruhig. „Eine Frage, die sich nicht über die Lippen wagt, bleibt wie Eiter im Herzen."

Thomas senkte den Blick. „Ich will Gott nicht widersprechen, Herr. Aber ich habe Angst. Wenn die Gerechtigkeit kein Ende hat, wo bleibt dann die Barmherzigkeit?"
Jesus schwieg lange.

Der Wind strich durch das Gras, und eine Weile waren nur das Rascheln der Blätter und die fernen Stimmen der Menschen zu hören, die von den Feldern heimkehrten. Als Jesus sprach, war seine Stimme leiser als zuvor.

„Barmherzigkeit hebt die Wahrheit nicht auf, Thomas. Und die Wahrheit ist kein Feind der Barmherzigkeit. Wenn ein Vater sähe, wie sein Sohn Feuer in die Hand nimmt,

würde er ihm etwa sagen: Tu, was du willst, denn ich liebe dich? Oder würde er ihn streng anrufen, um seine Hand zu retten?“

„Er würde ihn streng anrufen“, antwortete Thomas.

„Und wenn das Kind weinte, weil es vor der Stimme des Vaters erschrocken wäre?“

„Der Vater würde es in die Arme nehmen.“

„Ja“, sagte Jesus. „Aber erst, wenn es das Feuer losgelassen hätte.“

Thomas schwieg.

Jesus wandte sich auch den anderen zu.

„Hört mir gut zu. Ich bin nicht nur zu euch gekommen, um jene zu trösten, die Gott bereits suchen. Ich bin gekommen, einen Stein in das Fundament der kommenden Zeitalter zu legen. Menschen werden meine Worte tragen, die mich nie gesehen haben. Sie werden sie den Kindern ihrer Kinder sagen. Sie werden sie aufschreiben, erklären, mit ihnen den Stolz der Mächtigen und die Angst der Schwachen brechen. Darum müssen sie fest stehen.“

Dann sah er Thomas an.

„Ein Gesetz, das weich gegen das Böse ist, wird hart gegen die Opfer. Wenn ihr einem Mörder sagt, seine Tat sei bloß ein Irrtum, was sagt ihr dann der Mutter des Ermordeten? Wenn ihr einem Reichen, der einen Hungrigen vor seiner Tür sterben ließ, sagt, seine Schuld sei gering, was sagt ihr dann jenem Hungrigen? Wenn ihr einem Mächtigen sagt, seine Grausamkeit werde leicht in Vergessenheit geraten, was sagt ihr dann denen, die unter ihr bluteten?“

Johannes hielt den Atem an.

„Die Menschen müssen hören, dass ihre Taten Gewicht haben“, fuhr Jesus fort. „Nicht nur heute. Nicht nur vor einem Richter in der Stadt. Nicht nur vor den Augen der Nachbarn. Sondern vor der Ewigkeit. Denn viele halten nicht inne vor dem Weinen eines Schwachen. Sie halten nicht inne vor der Scham. Sie halten nicht inne vor ihrem eigenen Gewissen, das sie zum Schweigen bringen. Doch vielleicht halten sie inne vor dem Wissen, dass nichts vergessen wird.“

Thomas hob die Augen. „Soll die Angst sie also zum Guten führen?“

„Angst ist ein Anfang für jene, die noch nicht lieben können“, sagte Jesus. „Aber sie darf nicht das Ende sein. Ein Kind fürchtet zunächst, in den Abgrund zu fallen, und hält

sich deshalb vom Rand fern. Später begreift es, dass das Leben kostbar ist, und braucht nicht mehr nur die Angst. So ist es auch mit dem Gesetz."
Nachdenklich fragte Petrus: „Wer wird dann bestehen, Herr? Auch der Gerechte versagt doch."

Jesu Blick wurde weich.

„Wer fällt und wieder aufsteht, ist nicht wie der, der sich im Fallen ein Zuhause einrichtet. Wer sündigt und darüber weint, ist nicht wie der, der sündigt und andere lehrt, die Finsternis Licht zu nennen. Der Vater sieht den Unterschied zwischen Schwäche und Verstocktheit. Zwischen Wunde und Stolz. Zwischen einem Menschen, der umherirrt und um Hilfe ruft, und einem Menschen, der umherirrt und auch noch andere mit sich reißt."
„Aber du sprichst von ewiger Qual", ließ Thomas nicht nach. „Dieses Wort wiegt schwer."

„Es wiegt schwer", nickte Jesus. „Und es soll schwer wiegen. Denn auch das Böse wiegt schwer. Wenn ihr alle Tränen sehen könntet, die ein Mensch einem anderen bereitet, würdet ihr nicht mit leichten Worten vom Gericht predigen."
Seine Stimme zitterte einen Augenblick, nicht vor Schwäche, sondern vor tiefem Kummer.

„Ich sehe die Geschlechter, die kommen werden. Ich sehe Könige, die im Namen der Ordnung töten werden. Ich sehe Priester, die ihre eigene Macht mehr lieben werden als Gott. Ich sehe Reiche, die ihre Häuser auf dem Rücken der Armen errichten werden. Ich sehe Menschen, die wissen werden, dass ein anderer leidet, und dennoch sagen: Es geht mich nichts an. Darum muss ich so sprechen, dass meine Worte nicht zum Schmuck werden. Sie müssen wie ein Schwert sein, das vor das Gewissen gelegt wird."
Dann fügte Jesus hinzu:

„Doch vergesst auch dies nicht: Ich bin nicht gekommen, die Verlorenen zu suchen, um mich an ihrem Untergang zu erfreuen. Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder zur Umkehr. Solange ein Mensch atmet, steht die Tür vor ihm. Solange sein Herz sich noch bewegen kann, ruft der Vater ihn. Wer aber das Licht für immer zurückweist, wählt die Finsternis. Und die Finsternis, die ein Mensch mehr liebt als die Wahrheit, wird ihm schließlich zur Behausung."
Thomas legte die Hände auf die Knie. „Das Gericht ist also nicht bloß eine Strafe von außen?"

„Nein", sagte Jesus. „Das Gericht ist auch die Offenbarung dessen, was aus einem Menschen geworden ist. Wer sein Leben lang lieben gelernt hat, wird in Gott sein Zuhause

erkennen. Wer sein Leben lang gelernt hat, das Licht zu hassen, wird in ihm brennende Glut erkennen. Dieselbe Sonne öffnet eine Blüte und trocknet eine ausgerissene Wurzel aus."

Diese Worte ließen die Jünger tiefer verstummen als die Drohung mit dem Feuer.

Jesus stand auf. Die Dunkelheit war dichter geworden, und über dem Land erschienen die ersten Sterne.

„Darum sage ich euch: Wacht. Nicht, damit ihr in Angst lebt, sondern damit ihr dem Guten gegenüber nicht einschlaft. Gebt Brot, solange ihr Hände habt. Vergebt, solange ihr Zeit habt. Kehrt zum Vater zurück, solange ihr seine Stimme hört. Denn es wird ein Tag kommen, an dem ein Mensch nicht fragen wird, was die Leute von ihm dachten, sondern was aus seinem Herzen geworden ist."

Dann wandte er sich Thomas zu, und seine Stimme war wieder leise.

„Und du hab keine Angst zu fragen. Wer um der Wahrheit willen fragt, ist dem Reich näher als der, der nur aus Furcht schweigt."

Thomas nickte, doch in seinen Augen blieb ein Schatten. Es war nicht der Schatten des Unglaubens, eher der eines Menschen, der begriffen hatte, dass Gottes Gerechtigkeit größer war, als er sich gewünscht hatte, und Gottes Barmherzigkeit tiefer, als er zu hoffen gewagt hatte.

In dieser Nacht schlief keiner von ihnen rasch ein.

Jeder dachte an den Tag, an dem sich das Herz des Menschen öffnen würde.

Und jeder suchte still in sich, ob mehr Licht oder mehr Finsternis darin war.

Anmerkungen des Autors zum Kapitel:

Dieses Kapitel ist reine Fiktion. Es entstand als Reaktion auf eine allzu schwarz-weiße Sicht auf die Scheidung zwischen jenen, die ewig verdammt sein werden, und jenen, die das ewige Leben erhalten.

9. Elarion: Die Schicht

Nerai Sael begann zu arbeiten, bevor Nitra erwachte.

Nicht, weil sie morgens besser denken konnte. Die Uhrzeit war ihr gleichgültig. Geld wanderte zwischen Staaten ungeachtet der Stellung von Elarions Sonne, und automatisierte Systeme kannten weder Müdigkeit noch Feiertage noch die Schließzeiten der Banken.
Sie kam früh, weil die Flure dann leer waren.
In der Stille ließ sich leichter erkennen, welche Frage wichtig und welche nur dringend war.

Das Gebäude der Zwischenstaatlichen Behörde für Finanzintegrität und Systemrisiken stand nicht im historischen Zentrum Nitras. Es war am nördlichen Flussufer zwischen den Sitzen der Währungsräte, den Rechenzentren der Union und den diplomatischen Gärten entstanden. Es war niedrig, breit und von außen beinahe fensterlos. Die Architekten behaupteten, damit Ruhe und Unparteilichkeit ausdrücken zu wollen.
Menschen, die die Behörde fürchteten, sahen darin eine Festung.

Die meisten Bewohner Elarions kannten die Behörde unter einem kürzeren Namen.

Die Schicht.

Der Name war unter den Analysten entstanden. Jede Bank, jede Versicherung, jede Steuerverwaltung und jede Handelsbörse sah nur ihre eigene Schicht des Finanzlebens. Eine Bank kannte das Konto, musste aber nicht den tatsächlichen Eigentümer der Gesellschaft kennen, der es gehörte. Das Finanzamt kannte die Steuererklärung, sah aber nicht das Geld, das in einen fremden Staat abgeflossen war. Das Register kannte den Geschäftsführer, nicht jedoch den Menschen hinter dem Fonds, der die Gesellschaft beherrschte.
Sobald Geld eine Grenze überschritt, gelangte es in eine andere Zuständigkeit.

Manchmal blieb eine Meldung zurück.

Manchmal nur eine Zusammenfassung.

Manchmal nichts.

Aufgabe der Schicht war es, diese unvollständigen Schichten übereinanderzulegen und nach Stellen zu suchen, an denen ihre Ränder nicht mehr zusammenpassten.
Nerai war keine Polizistin.

Sie konnte niemanden verhaften, vorladen oder anklagen. Sie konnte nicht in eine Bank gehen und nach Belieben Konten einsehen. Sie konnte von einer Steueroase nicht den Namen eines Eigentümers verlangen, nur weil er sie interessierte. Wenn sie ein ernst zu nehmendes Muster fand, erstellte sie einen analytischen Hinweis und übergab ihn den Stellen, die bei einem Gericht oder einem anderen Staat weitere Daten anfordern konnten.
Oft wartete sie monatelang.

Manchmal kam die Antwort, die angeforderte Information existiere nicht.

Manchmal existierte sie, durfte aber nach örtlichem Recht nicht herausgegeben werden.

Und gelegentlich antwortete ein Staat überhaupt nicht.

Die Schicht sah deshalb nicht alles Geld Elarions. Sie sah vor allem das, was ihr jemand melden musste, was öffentlich zugänglich war oder sich im Verlauf einer konkreten Untersuchung hatte beschaffen lassen.

Banken schickten ihr Meldungen über ungewöhnliche Vorgänge. Keine vollständigen Aufzeichnungen sämtlicher Kunden. Nur Fälle, in denen ihre eigenen Systeme oder Mitarbeiter den Verdacht geschöpft hatten, dass Geld keine nachvollziehbare Herkunft hatte, sich auf ungewöhnliche Weise bewegte oder mit einem bereits bekannten Risiko verbunden war.
Die Steuerverwaltungen lieferten zusammengefasste Daten.

Die Handelsregister die Namen der formellen Eigentümer.

Die politischen Parteien die vorgeschriebenen Aufstellungen ihrer Spenden und Ausgaben.

Jede dieser Quellen zeigte einen anderen Teil der Wirklichkeit.

Und jede hatte ihren eigenen blinden Fleck.

Nerai verknüpfte Informationen, die auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun hatten. Eine Bankmeldung. Einen Eigentümerwechsel. Einen Kredit aus einem fremden Staat. Eine Spende an eine Stiftung. Eine Zahlung für Beratungsleistungen. Eine Förderung zum Wiederaufbau einer Region. Einen Versicherungsvertrag, bei dem der Name des Begünstigten nicht mit dem des Eigentümers übereinstimmte.
Korruption gab sich selten im Verwendungszweck einer Zahlung zu erkennen.

Und die Finanzierung politischer Macht verbarg sich oft hinter Worten wie Beratung, Bildung, Regionalentwicklung oder Meinungsforschung.
Nerai suchte keine Menschen, die etwas Teures gekauft hatten.

Sie suchte Macht.

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und legte die Hand auf seine matte Oberfläche. Das System überprüfte ihre Identität. Im Raum vor ihr erschien eine Liste neuer Meldungen, die während der Nacht eingegangen waren.
Es war keine Karte allen Geldes.

Es war eine Karte des Verdachts.

Manche Meldungen enthielten genaue Daten. Andere lediglich eine grundlegende Beschreibung der Transaktion und den Grund, aus dem die Bank sie gekennzeichnet hatte. Bei grenzüberschreitenden Vorgängen blieb ein Teil der Daten meist anonymisiert, bis eine rechtliche Grundlage für ihre Offenlegung vorlag.
Nerai öffnete den ersten Fall.

Eine ungewöhnlich hohe Überweisung zwischen zwei Bauunternehmen. Eine Erklärung lag bei: Verkauf von Maschinenanlagen. Die Dokumente wirkten glaubwürdig.
Der zweite Fall betraf eine Stiftung, die kurz vor den Wahlen eine große Spende erhalten hatte. Die Zahlung war jedoch öffentlich angegeben worden und stammte von einem bekannten Spender.
Beim dritten fehlte eine Angabe zum letztendlichen Eigentümer des Empfängers.

Nerai markierte ihn zur Ergänzung.

Bei der siebzehnten Meldung hielt sie inne.

Sie stammte von einer Bank in der Hafenstadt Sarur. Die Bank hatte auf eine Reihe von Bareinzahlungen einer örtlichen Gesellschaft hingewiesen. Auf Elarion bezeichnete man auch digitale Inhabereinheiten als Bargeld, die sich ohne dauerhafte Verbindung übertragen ließen. Bei der Einzahlung überprüfte die Bank ihre Echtheit, nicht die Identität aller früheren Besitzer. Die Höhe der Einzahlungen an sich war nicht außergewöhnlich. Es handelte sich um einen Betrieb, bei dem solche Einnahmen üblich waren.
Er betrieb ein Restaurant.

Der Verdacht der Bank entstand nicht, weil sie die tatsächliche Zahl der Gäste kannte. Er entstand, weil die Einzahlungen über mehrere Monate deutlich gestiegen waren, während das grundlegende Profil der Gesellschaft gleich geblieben war. Dieselben Räumlichkeiten. Dieselbe Zahl von Konten bei der Bank. Kein Erweiterungskredit. Kein angekündigter Verkauf des Betriebs und keine Änderung seiner Tätigkeit.
Es konnte sich um Erfolg handeln.

Um einen neuen Koch.

Um gute Bewertungen.

Um einen Vertrag zur Belieferung eines anderen Betriebs, von dem die Bank nichts wusste.

Die Meldung war deshalb keine Beschuldigung. Sie war lediglich ein Hinweis darauf, dass die Bank die Verhaltensänderung ihres Kunden nicht zufriedenstellend erklären konnte.
Nerai öffnete den öffentlichen Registereintrag der Gesellschaft.

Der formelle Eigentümer war ein örtlicher Unternehmer. Zwei Stufen darüber befand sich ein regionaler Fonds. Darüber eine Gesellschaft, die in Therinith registriert war, einem der kleineren Staaten des südlichen Archipels.
Das Register von Therinith veröffentlichte keine letztendlichen Eigentümer.

Daran war nichts rechtswidrig.

Therinith hatte einen großen Teil seiner Wirtschaft auf finanzielle Geheimhaltung gegründet.

Nerai sah auf den Namen des Betriebs.

Vesta Sarur Sieben.

Sie kannte die Marke. Vesta betrieb in weiten Teilen des Planeten Restaurants, kleine Geschäfte, Beherbergungsbetriebe und Reparaturwerkstätten. Manche gehörten unmittelbar der Zentralgesellschaft, andere örtlichen Lizenznehmern. Ihre Eigentumsstrukturen unterschieden sich von Staat zu Staat.
Dass ein Restaurant ungewöhnliche Einzahlungen aufwies, bedeutete nichts für das Netz als Ganzes.

Nerai öffnete die nächtliche Zusammenfassung des Analysesystems und forderte ältere Meldungen zum Namen Vesta an.
Das System fand Hunderte Einträge. Die meisten betrafen gewöhnliche Dinge: Streit mit Lieferanten, falsch ausgefüllte Überweisungen, gestohlene Autorisierungstoken, Steuerprüfungen oder nicht zurückgezahlte Kredite.

Dazwischen markierte es ein Muster mit niedriger Bewertung: Einzahlungen aus Betrieben, gefolgt von Auslandsüberweisungen und einem unklaren letztendlichen Eigentümer. Es konnte jedoch weder in die Kassen noch in geschützte Konten jenseits der Staatsgrenzen sehen. In der automatisch erstellten Rangfolge der Fälle lag dieses Muster weit unter den dringenden Warnungen.
Vierzehn Fälle blieben übrig.

Sie stammten aus sechs Staaten.

Sie verteilten sich über vier Jahre.

Einzeln hatten die örtlichen Behörden sie abgeschlossen oder ohne weitere Maßnahmen liegen gelassen. In einem Fall hatte der Betrieb erklärt, er habe neue Kunden gewonnen. Im zweiten hatte die Bank das Risiko für nicht ausreichend gehalten. Der dritte Fall hatte an der Grenze eines Staates geendet, der Informationen über die empfangende Gesellschaft verweigert hatte.
Doch alle trugen den Namen Vesta.

Für das Modell war es eine Gruppe schwacher Übereinstimmungen. Nerai jedoch kannte den Unterschied zwischen vierzehn Zufällen und vierzehn Behörden, von denen jede nur ihren eigenen abgeschlossenen Fall sah. Sie öffnete die ursprünglichen Meldungen und begann ihre Begründungen zu lesen.
Nerai beugte sich vor.

Sie sah nicht die Umsätze des gesamten Netzes. Sie sah weder die Kassen noch die Besucherzahlen der Betriebe. Sie hatte keinen Zugang zur internen Buchhaltung und erst recht nicht zu Systemen, die ihr gezeigt hätten, wer in den einzelnen Betrieben was kaufte. Sie sah lediglich, dass mehrere Banken in verschiedenen Staaten unabhängig voneinander auf ein ähnliches Verhalten hingewiesen hatten.

Bargeld tauchte in einem örtlichen Betrieb auf.

Es wurde als gewöhnliche Einnahme ausgewiesen.

Kurz darauf floss ein Teil des Geldes an Gesellschaften, die vage benannte Dienstleistungen erbrachten.

Beratung.

Markenverwaltung.

Regionale Werbung.

Lizenzgebühren.

Von dort aus verlor sich die Spur in weiteren Staaten.

„Guten Morgen."

Die Stimme hinter ihr gehörte Taren Voss.

Nerai drehte sich nicht um.

„Das wird sich noch zeigen."

Taren trat an den Arbeitsplatz. Er war groß, schlank und bewegte sich mit der Ruhe eines Menschen, der nie zu beweisen versuchte, dass er die Lage unter Kontrolle hatte. Er arbeitete länger bei der Schicht als Nerai und kannte die Bankensysteme Vasýrias auf eine Weise, die man nicht allein aus Gesetzen lernen konnte.

Er war Veyraner.

Ein Teil der Kollegen hielt das für einen Vorteil, wenn sie veyranische Bankhäuser untersuchten. Andere für ein Risiko. Nerai fand beide Vorstellungen gleichermaßen primitiv.

„Was hast du?“, fragte er.

„Vierzehn Meldungen in vier Jahren.“

„Das klingt nach dem Beginn einer sehr langen Besprechung.“

„Sechs Staaten. Verschiedene Banken. Verschiedene formelle Eigentümer.“

Taren betrachtete die Daten.

„Und der gemeinsame Nenner?“

„Vesta.“

Er lächelte kurz.

„Ich habe bei denen gegessen.“

„Das ist keine nützliche Information.“

„Ich kann bestätigen, dass sich ihr finanzieller Erfolg nicht durch das Essen erklären lässt.“

Nerai schob ihm die erste Meldung zu.

„Die Einzahlungen steigen. Dann fließt ein Teil des Geldes für Beratungs- und Lizenzleistungen ab. Die letztendlichen Eigentümer der Empfänger sind geschützt.“

„Das muss noch nichts bedeuten.“

„Muss es nicht.“

„Das Netz könnte ein gemeinsames Geschäftsmodell haben.“

„Könnte es.“

„Oder einen gemeinsamen Weg, Gewinne zu verschieben.“

„Auch das.“

Taren öffnete die Zeitebene und verglich die Zahlungsdaten. Manche Betriebe überwiesen Geld an dieselben Vermittler. Andere nutzten unterschiedliche Gesellschaften, die jedoch denselben Wirtschaftsprüfer oder Verwalter hatten.
„Interessant“, sagte er.

„Was?“

„Diese Firmen tun so, als hätten sie nichts miteinander zu tun. Aber ihre Unterlagen wurden von derselben Kanzlei vorbereitet.“

„Das könnte ein ganz gewöhnlicher Dienstleister sein.“

„Könnte es.“

Beide schwiegen eine Weile.

So begannen die meisten Fälle bei der Schicht. Nicht mit Gewissheit, sondern mit einer Reihe von Möglichkeiten, für die es jeweils eine harmlose Erklärung gab.
Bis es zu viele wurden.

„Wir brauchen die interne Buchhaltung wenigstens eines Betriebs“, sagte Taren.

„Dafür fehlt uns die rechtliche Grundlage.“

„Wir haben eine Bankmeldung.“

„Wir haben den Verdacht einer Bank. Keinen Beweis für eine Straftat.“

„Wir können Sarur um eine Steuerprüfung bitten.“

„Wir können sie bitten, eine Steuerprüfung in Betracht zu ziehen.“

Taren lehnte sich gegen den Tisch.

„Und in einem halben Jahr teilen sie uns mit, dass alles den örtlichen Vorschriften entsprach.“

„Wahrscheinlich.“

„Therinith wird uns den Eigentümer nicht nennen.“

„Nicht ohne Gerichtsbeschluss. Und den bekommen wir nicht ohne einen stärkeren Verdacht.“

Taren sah auf die Kette vor ihnen.

„Wir brauchen also Daten, um zu beweisen, dass wir Daten brauchen.“

„Das ist die Grundlage zwischenstaatlicher Zusammenarbeit.“

Sie vergrößerte die Liste der verbundenen Gesellschaften. Am Ende der meisten Eigentümerketten stand der Name eines Verwalters, einer Kanzlei oder eines Fonds.
Nirgends stand ein Mensch.

Nerai konnte nicht sagen, dass Vesta Geld wusch. Sie wusste nicht einmal, ob die ungewöhnlichen Einzahlungen echte Einnahmen waren, Steuerbetrug oder bloß die Folge eines Geschäftsmodells, das die Banken nicht verstanden.
Sie hatte nur eine Frage, die immer wiederkehrte.

Und ein System, das sie nicht zur Antwort gelangen ließ, ohne sie bereits vorher zu kennen.

„Leg einen Arbeitsfall an“, sagte sie. „Vorerst ohne Beschuldigung und ohne Antrag auf einen Eingriff.“

„Mit welcher Begründung?“

„Mögliche koordinierte Nutzung von Bargeldbetrieben zur Verschleierung der Herkunft von Mitteln.“

„Das klingt schon beinahe nach einer Meinung.“

„Dann schreib: Überprüfung wiederkehrender zwischenstaatlicher finanzieller Abweichungen.“

Taren lächelte.

„Das klingt nach gar nichts.“

„Deshalb werden sie es genehmigen.“

Er begann eine Liste von Anfragen vorzubereiten. Nicht nach Kundendaten oder Kassenaufzeichnungen des gesamten Netzes. Eine solche Befugnis hatte die Schicht nicht. Sie konnten um Ergebnisse bereits erfolgter Steuerprüfungen bitten, um öffentliche Jahresabschlüsse, Namen von Wirtschaftsprüfern, Lizenzverträge, Eigentümerwechsel und Informationen, die Banken selbst als ungewöhnlich markiert hatten.
Jede weitere Schicht erforderte eine neue Begründung.

Jede Begründung musste sich auf die vorherige Schicht stützen.

Für einen Moment bemerkte Nerai ihr eigenes Spiegelbild im dunklen Teil der Arbeitsfläche.

Sie hatte keinen goldenen Ring.

Ihre Mutter war Aurelianerin. Nerai jedoch war als Selenitin geboren worden, nach ihrem Vater. Als Kind hatte sie ihre Augen oft bei verschiedenem Licht untersucht. Nach dem Weinen, bei Fieber und in Augenblicken, in denen sie sich stark konzentrierte.
Sie hatte gewartet, ob die goldene Linie nicht doch erscheinen würde.

Sie war nie erschienen.

Ihr Halbbruder Jesair hatte den Ring geerbt. Er war Aurelianer und zugleich Nachkomme der ältesten bekannten Linie der Davions. Deshalb suchten die Menschen in ihm die Fortsetzung von Geschichten, die Jahrhunderte vor seiner Geburt entstanden waren.
Wenn er jemanden beruhigte, sprachen sie von der alten Gabe.

Wenn er sich irrte, behaupteten sie, er habe sein Blut enttäuscht.

Nerai trug keine solche Last.

Sie musste nicht die Fortsetzung einer Legende sein.

Sie durfte einfach sie selbst sein.

Trotzdem fand sich immer jemand, der ihr nach der Erwähnung von Jesairs Namen noch einmal in die Augen sah. Als müsse er sich vergewissern, weshalb zwei Geschwister nicht dasselbe Zeichen trugen.
Jesair hatte sie nie behandelt, als fehle ihr etwas.

Als sie Kinder waren, hatte er ihr gesagt, der goldene Ring sei bloß etwas, das die Leute früher bemerkten als den Menschen.

Nerai hatte geantwortet, dann habe sie ja Glück, dass in ihren Augen nichts leuchtete.

Seitdem beneidete er sie manchmal.

Nerai wandte den Blick von ihrem Spiegelbild ab und konzentrierte sich wieder auf die Arbeitsfläche. Taren hatte inzwischen die erste Reihe von Anfragen abgeschlossen.
„Sarur hat den Hinweis angenommen“, sagte er. „Ohne eine Prüfung zuzusagen.“

„Das ist mehr, als ich erwartet habe.“

„Therinith hat die Herausgabe der Eigentümerdaten abgelehnt.“

„Das ist genau das, was ich erwartet habe.“

Taren öffnete die Antwort des Inselregisters. Sie war lang, höflich und so formuliert, dass sie den Leser davon überzeugen sollte, die Verweigerung einer Information sei ein Ausdruck von Rechtskultur.
Die Behörde verfüge über keinen hinreichend konkreten Verdacht.

Es sei keine genaue Straftat benannt worden.

Ein Zusammenhang zwischen der örtlichen Gesellschaft und den finanziellen Abweichungen in anderen Staaten sei nicht nachgewiesen.
Jeder Satz ließ sich rechtfertigen.

Zusammen bildeten sie eine Mauer.

„Sie behaupten, ohne Nachweis einer gemeinsamen Leitung dürften wir den letztendlichen Eigentümer nicht anfordern“, sagte Taren.
„Und eine gemeinsame Leitung können wir ohne den letztendlichen Eigentümer nicht nachweisen.“

„Vielleicht steht das bei ihnen über dem Eingang zum Register.“

Nerai markierte die Antwort und fügte sie dem Fall hinzu. Auch eine Ablehnung hatte ihren Wert. Nicht als Beweis für ein Verbrechen, sondern als Karte der Grenzen, über die eine Untersuchung nicht hinausblicken konnte.
Sie sah auf die vierzehn Meldungen.

Sie wusste nicht, ob sie alle zum selben Mechanismus gehörten. Vielleicht waren darunter ehrliche Betriebe, ungenaue Bankmodelle oder gewöhnliche Buchungsfehler. Vielleicht war der Name Vesta das Einzige, was sie gemeinsam hatten.
Doch zu viele Zufälle begannen auf dieselbe Weise.

Geld erschien in einem Bargeldbetrieb.

Es erhielt den Namen Umsatz.

Dann floss es für eine Dienstleistung ab, deren Wert sich nicht genau bemessen ließ.

Schließlich gelangte es in einen Staat, in dem niemand mehr fragen musste, wem es gehörte.

„Wie geht es weiter?“, fragte Taren.

„Wir warten auf die Ergebnisse der Prüfungen.“

„Das kann Monate dauern.“

„Inzwischen überprüfen wir die Wirtschaftsprüfer, Verwalter und Beratungsgesellschaften.“

„Ohne Zugang zu den Konten?“

„Noch sind nicht alle Namen geheim.“

Taren öffnete die Liste der Gesellschaften, an die Lizenz- und Beratungszahlungen aus den Betrieben geflossen waren. Auf den ersten Blick bestand kein Zusammenhang zwischen ihnen. Ihre Sitze lagen in verschiedenen Staaten, ihre Namen waren in verschiedenen Sprachen verfasst, und jede gab einen anderen Tätigkeitsbereich an.
Nerai sortierte sie nach Gründungsdatum.

Dann nach ihren Rechtsvertretern.

Schließlich nach den Personen, die ihre Gründungsunterlagen beglaubigt hatten.

Auf der Arbeitsfläche erschienen die ersten wiederkehrenden Namen.

Es waren noch keine Eigentümer.

Nur Verwalter, Anwälte und amtliche Vermittler.

Menschen, deren Aufgabe darin bestand, zwischen dem Vermögen und dem Menschen zu stehen, dem es tatsächlich gehörte.

„Drei Kanzleien“, sagte Taren.

„Bei vierzehn scheinbar unverbundenen Fällen.“

„Das ist schon besser als der Name des Netzes.“

„Es ist noch immer kein Beweis.“

„Du wirst dich eines Tages sogar über ein Geständnis nicht freuen wollen.“

„Ein Geständnis kann immer noch falsch sein.“

Taren schüttelte den Kopf und schickte weitere Anfragen ab.

Vor den Fenstern des Gebäudes füllte sich Nitra allmählich mit Morgenlicht. Die Verkehrsebenen über dem Fluss wurden dichter, und am gegenüberliegenden Ufer leuchteten die öffentlichen Türme auf. Die Stadt begann ihren Tag in der Überzeugung, dass alles Wichtige irgendwo erfasst, kontrolliert und aufbewahrt wurde.
Nerai wusste, dass das nicht stimmte.

Die Daten existierten.

Sie lagen nur nicht an einem Ort.

Jede Institution hielt ihr eigenes Bruchstück fest und schützte es nach ihren eigenen Regeln. Banken sahen die Bewegung, aber nicht das wirkliche Geschäft. Finanzämter sahen die Erklärungen, aber nicht den gesamten Geldfluss. Register sahen Gesellschaften, aber

nicht die Menschen dahinter. Ermittler sahen Verdachtsmomente, doch oft keine Zusammenhänge.
Ein Verbrechen musste nicht unsichtbar sein.

Es genügte, dass es aufgeteilt war.

Nerai legte eine neue Arbeitsakte an. Das System verlangte von ihr einen Namen, eine Rechtsgrundlage und eine vorläufige Risikobewertung.
In das Namensfeld schrieb sie ein einziges Wort:

Vesta.

Bei der Risikobewertung zögerte sie kurz.

Dann wählte sie:

Unbestimmt. Mögliches zwischenstaatliches Muster.

Die Akte wurde unter Hunderten weiterer offener Fälle gespeichert. Für einen Augenblick leuchtete sie auf und verschwand dann im System, als sei sie nichts Besonderes.
Vielleicht war sie das tatsächlich nicht.

Vielleicht steckten nur einige Betriebe dahinter, die ihren tatsächlichen Gewinn verschwiegen oder Einnahmen verschoben, um weniger Steuern zu zahlen.
Vielleicht aber war Vesta der Ort, an dem Geld aus verschiedenen Verbrechen dieselbe Geschichte über seine Herkunft erhielt.
Nerai wusste es noch nicht.

Sie hatte nur vierzehn Meldungen, drei Kanzleien und einige Staaten, die ihr den letzten Namen in der Kette nicht zeigen wollten.
Am Anfang großer Enthüllungen stand jedoch gewöhnlich kein Beweis.

Dort stand eine Unstimmigkeit, die sich leichter übersehen als erklären ließ.

Nerai schloss die anderen Fälle.

Vesta ließ sie offen.

10. Erde: Der verfluchte Feigenbaum

Als sie am Morgen Betanien verließen, war die Luft noch kühl, und über dem Weg lag ein dünner Dunst. Jerusalem erhob sich vor ihnen im Morgenlicht; seine Mauern waren blass und hart wie das Gesicht eines Menschen, der längst zu weinen verlernt hatte.

Die Jünger gingen schweigend hinter Jesus her. Die letzten Tage waren voller Zeichen, Fragen und Unruhe gewesen. Jeder spürte, dass etwas näher kam, das keiner von ihnen mehr aufhalten konnte. Die Stadt zog sie an und stieß sie zugleich ab. Sie war wie ein offenes Tor, hinter dem nicht Freiheit auf sie wartete, sondern ein Urteil.

Jesus ging voraus.

In dieser Nacht hatte er kaum geschlafen. Lange hatte er allein gesessen, während die anderen ruhten, und nach Jerusalem geblickt. Er wusste, dass die Stunde, von der er so oft gesprochen hatte, nicht mehr näher kam. Sie war da. Er ging in ihr.

Sein Schritt blieb fest, doch sein Körper war müde. Sein Mund war trocken, und in seinem Inneren lag eine Leere, die sich bei jedem Schritt mit dumpfem Schmerz meldete. Seit dem Vortag hatte er wenig gegessen. Zuerst hatte der Hunger nur still in ihm gewohnt, doch nun meldete er sich immer drängender, bis die Welt sich für einen Moment auf das einfache Verlangen nach Nahrung verengte.

Am Weg stand ein Feigenbaum.

Er hatte eine breite Krone und viele grüne Blätter. Zwischen den grauen Steinen wirkte er wie eine Insel des Lebens. Seine Äste neigten sich über den Weg, und im Morgenlicht sah er kräftig aus, gesund und freigebig.

Jesus trat zu ihm.

Petrus sah sich nach den anderen um. Johannes wurde langsamer. Thomas blieb einige Schritte hinter ihnen stehen und beobachtete, wie Jesus die Blätter beiseiteschob.

Er suchte eine Frucht.

Seine Finger glitten zwischen die Zweige. Er bog einen Ast nach dem anderen zur Seite, hob Blätter an und betrachtete ihre Unterseiten.

Er fand nichts.

Nur Laub.

Nur ein äußeres Versprechen.

Nur den Anschein von Fülle ohne das, was einen hungrigen Menschen hätte sättigen können.

Jesus griff tiefer in die Krone, als hoffe er, dort doch wenigstens eine frühe Feige zu finden. Doch seine Hand kam leer zurück.

Einige Jünger sahen einander an. Sie wussten, dass noch keine Feigenzeit war. Der Baum tat nichts, was seiner Natur widersprach. Er grünte zu der Zeit, in der er grünen sollte, und wartete auf die Jahreszeit, in der er Früchte tragen würde.
Doch Hunger kennt nicht die Geduld der Jahreszeiten.

Hunger sieht nicht den ganzen Baum. Er sieht nur die fehlende Frucht.

Jesus blieb unter der Krone stehen. In seinem Blick erschien Trauer, denn er sah vor sich nicht nur einen Feigenbaum. Er sah eine Stadt, die mit Tempel, Gesetzen und Gebeten prangte, aber die Seele eines Menschen nicht zu sättigen vermochte. Er sah Priester in reinen Gewändern, die sich von den Unreinen abwandten. Er sah Männer, die jedes Wort der Schrift kannten, aber das Weinen einer Witwe hinter der Mauer ihres Hauses nicht hörten.
Er sah Laub ohne Früchte.

Unter dieser Trauer regte sich jedoch für einen kurzen Augenblick auch etwas Kleineres.

Etwas Menschliches.

Die Gereiztheit eines müden Menschen. Der Unmut eines hungrigen Körpers. Der stille Ärger darüber, dass die Welt wieder voller Versprechen vor ihm stand und ihm selbst doch nichts gab.
Es war nur ein Augenblick.

Der Hunger in ihm sprach früher als das Mitgefühl und die Müdigkeit früher als die Weisheit. Einen Moment lang sah er den Baum nicht so, wie er war. Er sah in ihm alles, was Leben versprach, ihm aber gerade dann keine Linderung brachte, als er sich danach sehnte.
Er berührte ein Blatt.

Dann sagte er:

„Nie mehr soll jemand eine Frucht von dir essen."

Er sprach es nicht laut aus. Es lag keine Wut darin, die den Weg hätte erschüttern können. Es lagen Müdigkeit darin, Urteil und ein einziger scharfer Blitz eines Willens, der sich für einen Augenblick auf den eigenen Hunger verengt hatte.
Als die Worte verklungen waren, blieb Jesus reglos stehen.

Er sah auf seine Hand, die auf dem Ast lag.

Als spüre er das Gewicht des ausgesprochenen Wortes erst, nachdem es seinen Mund bereits verlassen hatte.

Dann zog er die Hand zurück.

Die Jünger schwiegen. Niemand fragte ihn, weshalb er es getan hatte. Sie gingen weiter nach Jerusalem, doch Thomas blickte noch einmal zu dem Baum zurück.
Die grünen Blätter bewegten sich sanft im Wind, als wäre nichts geschehen.

Am nächsten Tag kamen sie auf demselben Weg zurück.

Petrus bemerkte den Feigenbaum zuerst. Er blieb so plötzlich stehen, dass Jakobus beinahe gegen ihn stieß.

„Rabbi", sagte er und deutete mit der Hand darauf. „Sieh. Der Feigenbaum, den du verflucht hast, ist verdorrt."

Alle blieben stehen.

Der Baum, der am Tag zuvor grün und voller Blätter gewesen war, war nun dürr. Seine Blätter hingen eingerollt und grau herab, die Zweige hatten ihre Biegsamkeit verloren, und stellenweise löste sich die Rinde vom Stamm. Er sah nicht aus wie ein Baum, der langsam dahinsiechte. Er sah aus wie ein Baum, aus dem das Leben auf einmal gewichen war, von der Wurzel bis zum letzten Zweig.
Unruhe durchdrang die Jünger.

Sie hatten schon viele Zeichen gesehen. Sie hatten gesehen, wie Wasser zu Wein wurde. Sie hatten gesehen, wie Kranke geheilt wurden, Blinde sahen und Lahme gingen. Sie hatten Lazarus aus dem Grab treten sehen.
Doch dieser Baum traf sie anders.

Dieses Wunder hatte keine Heilung gebracht.

Auch die Freude der Menge fehlte.

Niemand umarmte sein Kind. Niemand hob die Augen zum Himmel und dankte für zurückgegebenes Leben.

Das ganze Geschehen wirkte hart, still und unwiderruflich.

Jesus wandte sich ihnen zu.

„Habt Glauben an Gott“, sagte er. „Wahrlich, ich sage euch: Wer zu diesem Berg sagt: Hebe dich empor und stürze dich ins Meer, und in seinem Herzen nicht zweifelt, sondern glaubt, dass geschieht, was er sagt, dem wird es geschehen.“
Er hob die Augen zu den Hängen rings um den Weg.

„Darum sage ich euch: Worum ihr auch im Gebet bittet, glaubt, dass ihr es empfangen habt, und es wird euch gegeben werden. Doch wenn ihr steht und betet, vergebt, falls ihr etwas gegen jemanden habt, damit auch euer Vater euch vergibt.“
Diese Worte fielen zwischen sie wie Steine in tiefes Wasser.

Niemand antwortete sofort.

Jeder hörte etwas anderes darin.

Petrus hörte eine Aufforderung zur Stärke.

Johannes das Geheimnis des Vertrauens.

Judas die Möglichkeit der Macht.

Thomas eine Frage.

Eine Weile zögerte er. Dann trat er näher zu Jesus.

„Herr“, sagte er vorsichtig.

Jesus sah ihn an.

„Frag, Thomas.“

Thomas senkte die Augen zu den verdorrten Wurzeln des Feigenbaums.

„Wir haben gesehen, wie du Wasser in Wein verwandelt hast. Wir haben gesehen, wie du Kranke geheilt hast. Wir haben gesehen, wie du Tote auferweckt hast. Wir haben Lazarus aus dem Grab treten sehen, obwohl er schon im Dunkeln gelegen hatte und sein Körper den Geruch des Todes trug.“
Er schwieg kurz.

„Und nun haben wir gesehen, dass ein Baum auf dein Wort hin verdorrt ist.“

Einige Jünger bewegten sich unruhig. Petrus runzelte die Stirn, als wolle er Thomas zum Schweigen bringen, doch Jesus hob die Hand.
„Lasst ihn sprechen“, sagte er. „Wer fragt, schläft noch nicht.“

Thomas holte Atem.

„Warum hast du dann nicht dafür gesorgt, dass er eine Feige trug? Wenn du hungrig warst und der Baum keine Frucht hatte, warum hast du ihm keine gegeben? Warum war es leichter, ihm das Leben zu nehmen, als Früchte an ihm hervorzurufen?“
Die Stille wurde dichter.

Thomas fuhr fort, nun schon mutiger:

„Und wenn ein Mensch mit Glauben einem Berg sagen kann, er solle sich heben und ins Meer stürzen, warum könnte er nicht zu einem Baum sagen: Bring eine Feige hervor?“
Jesus sah ihn mit liebevollem Ernst an.

„Thomas“, sagte er, „wenn ein Kind Brot sieht, glaubt es, das Brot beginne in den Händen des Bäckers. Ein weiser Mensch aber weiß, dass es lange vorher beginnt. In dem Korn, das in die Erde fiel. Im Regen, der zur rechten Zeit kam. In der Sonne, die nicht zu stark war. In den Händen dessen, der säte. Im Stein der Mühle. Im Feuer des Ofens.“
Er zeigte auf den Feigenbaum.

„Jedes Ding, das du vor dir siehst, hat eine lange Reihe verborgener Dinge hinter sich. Auch die Frucht des Feigenbaums ist nicht bloß eine Frucht. Damit sie heute am Zweig hängen kann, musste sie gestern als etwas Kleineres dort gewesen sein. Vor einem Monat musste sie kaum sichtbar im Körper des Baumes verborgen sein. Davor musste sie der Anfang einer Frucht gewesen sein, die Saft, Licht und Zeit aufnahm. Und noch davor musste sie ein Baum gewesen sein, der die Kraft zum Fruchttragen in sich hatte.“
Thomas hörte reglos zu.

Jesus nahm ein trockenes Blatt in die Hand. Bei der Berührung zerfiel es zwischen seinen Fingern.

„Die Wirklichkeit, die ihr seht, ist nicht eine einzige Haut, die über die Welt gespannt ist. Sie hat Schichten. Wie eine Zwiebel, die eine Frau am Herd zerlegt. Eine Schicht trägt die andere. Was heute erscheint, ruht auf dem, was gestern war. Und was gestern war, ruht auf dem, was davor gewesen ist.“
Er sah sie alle an.

„Ein schwacher Geist sieht nur die letzte Schicht und hält sie für die ganze Welt. Ein stärkerer Geist sieht tiefer. Und ein vom Glauben erfüllter Geist kann jene Stellen berühren, an denen die Dinge noch nicht ganz abgeschlossen sind.“
Johannes hob den Blick.

Jesus fuhr fort:

„Es gibt Dinge, die sich verändern lassen, weil ihre Wurzeln nahe liegen. Ein kranker Körper sehnt sich noch nach Leben. Das Wasser trägt den Gehorsam der Schöpfung in sich. Das Herz eines Menschen kann sich in einem einzigen Augenblick umkehren. Nicht einmal der Tod ist eine solche Mauer, wie ihr glaubt, wenn der Vater den Namen dessen ruft, der schläft."

Bei der Erwähnung des Todes erschien ihnen im Geist das Grab des Lazarus. Der vom Eingang weggewälzte Stein. Der Geruch der Verwesung. Ein in Tücher gewickelter Mann, der auf Jesu Stimme hin herauskam.

„Doch eine Feige an einem Baum entstehen zu lassen, wenn keine Feigenzeit ist", sagte Jesus langsam, „bedeutet nicht bloß, einem Zweig zu befehlen, eine Frucht zu tragen. Es würde bedeuten, viele Schichten zugleich umzuschreiben. Dort müsste das Wachstum von gestern sein, das nicht war. Dort müsste eine Reifung sein, die nicht stattgefunden hat. Dort müsste Saft sein, der schon seit Tagen zu der Frucht geströmt wäre. Dort müsste Zeit sein, die nicht dort vorübergegangen ist."

Thomas runzelte die Stirn.

„Aber Gott kann alles."

„Gott kann alles", nickte Jesus. „Aber Gott ist kein Zauberkünstler auf dem Markt, der das Auge eines Kindes täuscht. Der Vater hat die Welt nicht erschaffen, um sie jeden Augenblick wie ein altes Gewand zu zerreißen und nach unserer Ungeduld neu zusammenzunähen. Er hat eine Ordnung geschaffen. Und auch diese Ordnung ist sein Wille."

Doch Thomas blickte noch immer auf den dürren Baum.

„Das erklärt, warum keine Feige daran war", sagte er. „Es erklärt nicht, warum du ihn verflucht hast."

Petrus drehte sich heftig zu ihm um.

„Thomas —"

„Nein", unterbrach Jesus ihn ruhig.

Er sah Thomas an.

„Du stellst die richtige Frage."

Auf dem Weg wurde es so still, dass man das Rascheln des trockenen Laubs zu ihren Füßen hörte.

Thomas trat einen Schritt näher.

„Nicht, was dieser Baum bedeutete“, sagte er. „Nicht, was die Stadt oder der Tempel bedeutet. Warum hast du es in diesem Augenblick getan?“

Jesus sah den Feigenbaum an.

Lange antwortete er nicht.

Als er sprach, war seine Stimme leiser als zuvor.

„Weil ich hungrig war.“

Die Jünger blieben reglos.

„Ich war müde“, fuhr er fort. „Die Nacht hinter mir war lang, und die Tage, die kommen, sind schwer. Als ich seine Blätter sah, sehnte ich mich nach einer Frucht. Und als ich keine fand, verengte mein Hunger die Welt für einen Augenblick auf das eine, das ich wollte.“

Petrus senkte den Blick.

Jesus berührte den dürren Stamm.

„Ich sah in diesem Baum den Tempel, die Stadt und den Menschen, die nach außen vor Leben überquellen, aber dem Hungrigen nichts geben. Was ich sah, war nicht unwahr. Doch Wahrheit kann aus einem unreinen Ort heraus ausgesprochen werden. Auch ein gerechtes Wort kann grausam werden, wenn Hunger, Zorn oder Stolz es aussprechen.“

Thomas sah ihn an, als sei er nicht sicher, ob er richtig gehört hatte.

„Du warst also zornig auf ihn?“

„Einen Augenblick lang“, sagte Jesus. „Nicht so, wie ein Mensch zornig ist, der zerstören will. Sondern so, wie sich einer ärgert, der nach einer Gabe gegriffen und sie nicht gefunden hat. Der Baum trug keine Schuld. Es war nicht die Zeit seiner Früchte. Doch in jenem Augenblick sah ich nicht seine ganze Zeit. Ich sah nur meinen Hunger.“

Johannes fragte:

„Und deshalb hat dein Wort ihn getötet?“

Jesus nickte.

„Je stärker und geeinter das Bewusstsein eines Menschen ist, desto mehr Gewicht trägt sein Wort. Ihr könnt im Unmut vieles sagen, und der Wind trägt eure Worte fort. Doch wenn ein Mensch nahe an den Wurzeln des Seins steht, kann selbst eine kurze innere Abweichung eine Spur hinterlassen.“

Er sah sie einen nach dem anderen an.

„Darum ist große Macht nicht nur eine Gabe. Sie ist eine Last. Wer mit einem Wort heilen kann, muss auch auf ein Wort achten, das er in Müdigkeit ausspricht. Wer einen Berg bewegen kann, muss darüber wachen, ob sein Verlangen vom Vater kommt oder nur aus dem Schmerz, der ihn gerade durchzieht."
Thomas zeigte erneut auf den Feigenbaum.

„Dennoch verstehe ich es nicht. Wenn dein Wort den Baum vernichten konnte, warum konnte es ihn nicht dazu bringen, Früchte zu tragen?"
Jesus hob ein Stück eines trockenen Zweigs vom Boden auf.

„Weil Zerfall und Schöpfung nicht dasselbe verlangen."

Er zerbrach den Zweig zwischen den Fingern.

„Der Tod war in diesem Baum bereits als Möglichkeit vorhanden. Er ist in jedem Blatt, jeder Wurzel und jedem Körper. Alles, was geboren wird, trägt auch die Möglichkeit des Vergehens. Mein Wort öffnete den Weg zu dem, was in ihm bereits möglich war."
Dann streckte er die leere Hand aus.

„Doch eine Feige war in diesem Augenblick nicht in ihm vorbereitet. Damit sie entstand, hätten Baum, Saft, Sonne, Erde und Zeit zusammenwirken müssen. Ich hätte das ganze Sein auffordern müssen, sich um meinen Hunger zu biegen."
Sein Blick wurde hart, nicht gegen die Jünger, sondern gegen sich selbst.

„Mein Hunger war in diesem Augenblick persönlich. Ich bat nicht um das Leben eines Kindes oder um die Heilung eines Leidenden. Ich wollte mich selbst sättigen."
Judas meldete sich:

„Was ist falsch daran, dass ein hungriger Mensch essen will?"

„Nichts", antwortete Jesus. „Hunger ist keine Sünde. Auch das Verlangen nach Brot ist keine Sünde. Doch Macht wird gefährlich, wenn sie von der Welt verlangt, ihre Ordnung aufzuheben, nur weil derjenige, der sie trägt, einen Augenblick des Mangels nicht ertragen will."
Er schwieg kurz.

„Ein Fluch braucht nur einen Riss. Ein Segen braucht Einklang."

Niemand rührte sich.

Die Worte blieben zwischen ihnen, einfach und schwer.

„Macht kann manchmal auch einem verwundeten Willen gehorchen“, fuhr Jesus fort. „Sie kann zerbrechen, den Zerfall beschleunigen, der Angst oder dem Tod die Tür öffnen. Doch das Leben wird sich einem solchen Willen nicht ganz öffnen. Leben entsteht dort, wo der Wille des Einzelnen dem Willen des Ganzen begegnet.“

Thomas dachte nach.

„Du könntest also eine Feige erschaffen, wenn es im Einklang mit dem Willen des Vaters wäre?“

Jesus sah ihn an.

„Wenn diese Feige Teil eines Weges wäre, der Leben schenkt, würde sie nicht aus dem Nichts erschaffen. Das ganze Sein würde auf sie hinwirken, auch wenn ihr diesen Weg nicht sähet. Sie aber nur zu erschaffen, um für einen Augenblick meinen eigenen Magen zum Schweigen zu bringen, wäre kein Wunder im Vater. Es wäre die Unterwerfung der Welt unter meine Laune.“

Er sah zu den kahlen Hügeln in der Ferne.

„Als ich in der Wüste war, sagte der Versucher mir, ich solle Steine in Brot verwandeln.“

Einige Jünger hatten von diesem Ereignis gehört, andere nicht. Jetzt lauschten alle aufmerksam.

„Ich war damals hungriger als gestern“, fuhr Jesus fort. „Mein Körper schrie nach Nahrung. Der Stein vor mir glich einem Brotlaib, und eine Stimme sagte: Wenn du Macht hast, gebrauche sie. Beweise, wer du bist. Sättige dich.“

„Und du hast es abgelehnt“, sagte Johannes.

„Ich habe es abgelehnt, weil Macht nicht dem Hunger dessen dienen soll, der sie trägt. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, und wer eine Gabe vom Vater empfangen hat, darf sie nicht zur Dienerin seines eigenen Begehrens machen.“

Er sah den Feigenbaum an.

„Gestern habe ich den Baum nicht in Nahrung verwandelt. Doch für einen Augenblick verurteilte ich ihn dafür, dass er mich nicht nährte. Die Wurzel beider Versuchungen war dieselbe.“

Petrus schüttelte den Kopf.

„Aber du bist ohne Sünde, Herr.“

Jesus sah ihn an.

„Und was glaubst du, Petrus, bedeutet es, ohne Sünde zu sein? Keinen Hunger zu spüren? Keinen Zorn zu spüren? Nicht zu wissen, was Versuchung ist?“
Petrus antwortete nicht.

„Ein Stein spürt keine Versuchung“, sagte Jesus. „Doch deshalb ist er nicht heilig. Reinheit besteht nicht darin, dass niemals eine dunkle Regung durch einen Menschen geht. Sie besteht darin, dass er sie ganz sieht, sie nicht Licht nennt und sie nicht zu seinem Herrn werden lässt.“
Er sah auf seine Handfläche.

„Gestern sah ich sie erst, nachdem das Wort aus mir herausgekommen war.“

Thomas sagte:

„Also kann auch ein Mensch, der sich seiner selbst vollkommen bewusst ist, für einen Augenblick versagen?“

„Solange er einen Körper trägt, trägt er auch dessen Stimme“, antwortete Jesus. „Hunger, Schmerz, Angst und Müdigkeit treten ins Bewusstsein wie Wind in ein Haus. Ein erwachter Mensch erkennt sie. Doch wenn die Türen offen stehen und die Nacht lang war, kann auch ein starker Wind eine Lampe umwerfen.“
„Und was dann?“, fragte Johannes.

„Dann hebt er sie auf. Er sieht, was geschehen ist. Er deckt die Dunkelheit nicht mit dem Namen Gottes zu.“

Jesus wandte sich wieder Thomas zu.

„Du hast gefragt, warum ich den Baum nicht lieber gerettet oder ihm eine Frucht gegeben habe. Weil ich in jenem Augenblick nicht schaffen wollte. Ich wollte bekommen. Und als ich nichts bekam, wurde mein Wort zum Urteil.“
Thomas senkte die Augen.

„Ist es also leichter, zu zerstören als zu schaffen?“

„Ja“, sagte Jesus. „Nicht nur für die Hände des Menschen, sondern auch für seinen Willen. Um ein Haus zu zerstören, genügt ein Schlag. Um es zu bauen, braucht es Stein, Maß, Geduld und das Zusammenwirken vieler Hände. Um einen Menschen zu verletzen, genügt ein einziges im Zorn gesprochenes Wort. Um seine Seele zu heilen, reicht manchmal ein ganzes Leben voller Liebe nicht aus.“
Er strich mit der Hand über die trockene Rinde.

„Ein zerrissenes Inneres kann zerstören. Schaffen aber kann man nur aus Einheit.“

Thomas schwieg, dann sagte er:

„Doch als du in Kana Wasser in Wein verwandelt hast, hast du die Ordnung der Dinge ebenfalls verändert."

„In Kana habe ich keine Freude aus dem Nichts gemacht", antwortete Jesus. „Dort war Wasser. Dort waren Gefäße der Reinigung. Dort war eine Hochzeit. Dort war die Scham einer Familie, der der Wein ausging. Dort war das Vertrauen meiner Mutter. Dort war ein Fest, das weitergehen sollte, und eine Stunde, die sich öffnete."

Jesus lächelte sanft bei der Erinnerung an Maria.

„Der Wein, der kam, war keine Verneinung der Welt. Er war ein Zeichen, dass der Vater leere Gefäße füllen kann. Er war nicht für mich bestimmt. Er war ein Geschenk für andere."

„Und Lazarus?", fragte Thomas.

„Als ich Lazarus rief, rief ich keinen Fremden aus dem Nichts. Ich rief einen Bruder, den der Vater mit Namen kannte. Sein Körper lag im Grab, doch seine Geschichte war im Vater nicht zu Ende. Die Liebe seiner Schwestern, ihr Schmerz, meine Liebe zu ihm und der Wille des Vaters trafen in einem Augenblick zusammen. Der Glaube berührte eine Schicht, in der es noch möglich war zu sagen: Komm heraus."

Thomas sah erneut auf den Feigenbaum.

„Und hier kam nichts zusammen außer deinem Hunger."

„Auch die Wahrheit über die Stadt kam darin zusammen", sagte Jesus. „Darum wurde der Baum zu einem Zeichen. Doch mein Unmut gab diesem Zeichen eine Härte, die es nicht hätte haben müssen."

„Das Zeichen hätte also auch anders geschehen können?", fragte Johannes.

Jesus dachte einen Moment nach.

„Ja."

„Wie?"

„Ich hätte euch seine Blätter zeigen und sagen können: Seht, wie er dem Tempel gleicht, der Leben verspricht, aber keine Früchte trägt. Ich hätte hungrig fortgehen und ihn zu seiner Zeit reifen lassen können."

Er legte die Hand an den Stamm.

„Die Wahrheit brauchte den Tod des Baumes nicht. Den hat mein Augenblick hinzugefügt."

Diese Worte beunruhigten sie mehr als das Wunder selbst.

Sie waren es gewohnt, Jesus als den zu sehen, der antwortete. Nun stand er vor ihnen als einer, der sein eigenes Handeln geprüft hatte und sich nicht von dem abwandte, was er darin gefunden hatte.
Petrus meldete sich:

„Warum sagst du uns das? Du hättest nur sagen können, der Baum sei ein Zeichen gewesen. Keiner von uns hätte gezweifelt."
Jesus sah ihn an.

„Gerade deshalb."

Petrus verstand nicht.

„Wer Macht hat, ist immer versucht, seinen eigenen Willen Gottes Willen zu nennen. Wenn ihm etwas gelingt, sagt er: Der Vater wollte es. Wenn er etwas zerstört, sagt er: Es war ein Gericht. Wenn er einen Menschen verletzt, sagt er: Ich habe der Wahrheit gedient."
Jesu Stimme wurde kräftiger.

„Aber nicht jedes Wort, das Macht besitzt, kommt ganz vom Vater. Nicht jeder Erfolg bestätigt Reinheit. Und nicht jeder, dem die Kraft gehorcht hat, war gerecht."
Judas betrachtete ihn sehr aufmerksam.

„Wie sollen wir es dann erkennen?", fragte er.

„An den Früchten."

Jesus hob einen der verschrumpelten Zweige vom Boden auf.

„Nicht an der Größe des Zeichens. Nicht daran, wie viele sich beugen. Nicht daran, ob die Erde bebt oder Feuer vom Himmel herabkommt. Fragt euch, was nach der Tat geblieben ist. Mehr Leben oder mehr Angst? Mehr Wahrheit oder mehr Gehorsam gegenüber dem, der seine Stärke gezeigt hat? Mehr Freiheit oder mehr Abhängigkeit?"
Er sah auf den dürren Baum.

„Dieses Zeichen brachte Erkenntnis. Doch dem Baum brachte es den Tod. Darum ist nicht nur Licht darin."

Nach einer Weile fragte Thomas:

„Und der Berg? Du hast gesagt, wer glaubt, werde dem Berg sagen, er solle sich ins Meer stürzen. Das ist keine Kleinigkeit. Das ist größer als eine Feige an einem Baum."
Jesus lächelte sanft.

„Glaubst du, ein Berg sei nur Stein?“

Thomas antwortete nicht.

„Ein Berg ist auch die Angst, die vor einem Menschen steht und so tut, als sei sie ewig. Ein Berg ist ein Reich, das die Schwachen unterdrückt und sagt: Niemand bewegt mich. Ein Berg ist eine Schuld, die du so lange trägst, bis du glaubst, sie sei dein Körper. Ein Berg ist der Tod, vor dem sich alle beugen.“

Die Jünger wurden still.

„Wenn ein Mensch nur so glaubt, wie er sich an einen Stock hält, hilft ihm sein Glaube beim Gehen. Wenn ein Mensch aber so glaubt, dass er sich ganz dem Vater übergibt, wird sein Glaube zu einem Ort, an dem Gottes Wille die Welt berührt. Dann bewegen sich Berge. Nicht, weil ein Mensch Gott befiehlt, sondern weil er aufhört, Gott im Weg zu stehen.“

Thomas schwieg eine Weile.

„Und haben alle Menschen denselben Glauben? Kann jeder einem Berg sagen, er solle sich bewegen?“

Jesus hielt inne. Sein Blick war nicht streng. Er war tief, als sehe er nicht nur Thomas an, sondern durch ihn hindurch bis an den Ort, an dem ein Mensch sich selbst begegnet.

„Nicht jeder hat denselben Glauben“, sagte er. „So wie nicht jeder dieselben Augen hat, obwohl alle auf dieselbe Welt blicken. Einer sieht nur einen Stein. Ein anderer sieht einen Weg. Ein dritter sieht die Hand des Vaters, die den Stein, den Weg und ihn selbst hält.“

Thomas hörte aufmerksam zu.

„Der Glaube eines Menschen wächst nicht nur aus dem, was er mit dem Mund ausspricht“, fuhr Jesus fort. „Er wächst daraus, wie tief er in seinem Inneren erwacht ist. Viele leben wie Träumende. Sie sehen, hören, essen, zürnen, fürchten sich und verlangen, aber sie wissen nicht, wer in ihnen sieht, wer in ihnen hört, wer sich fürchtet und wer verlangt.“

Die Jünger schwiegen. Diese Worte waren anders als die Gleichnisse vom Feld, von Fischen und Brot. Sie berührten etwas Unsichtbares, das doch jeder von ihnen in sich trug.

„Den größten Glauben“, sagte Jesus langsam, „hat derjenige, der sich vollkommen bewusst ist, dass er bewusst wahrnimmt. Der nicht nur die Welt betrachtet, sondern weiß, dass er es ist, der betrachtet. Der nicht nur denkt, sondern weiß, dass die Gedanken vor ihm

kommen und gehen wie Wolken. Der nicht nur Angst spürt, sondern weiß, dass die Angst nicht sein Herr ist.“
Thomas runzelte die Stirn, nicht aus Widerstand, sondern in dem Bemühen zu verstehen.

Jesus fuhr fort:

„Ein solcher Mensch klebt nicht an jeder Schicht der Welt wie eine Fliege am Honig. Er dringt tiefer. Er sieht den Körper, weiß aber, dass er nicht nur Körper ist. Er sieht einen Gedanken, weiß aber, dass er nicht nur Gedanke ist. Er sieht den Schmerz, weiß aber, dass er nicht nur Schmerz ist. Und wenn er aufhört, sich darin zu irren, wer er ist, hört er auf, sich hilflos dem zu unterwerfen, was sich in ihm verändert.“
Thomas fragte:

„Und ein solches Bewusstsein kann Wunder wirken?“

Jesus sah ihn an.

„Nicht der Mensch aus sich selbst heraus. Denn wenn du sagtest: Ich wirke Wunder, wärst du schon vom Vater getrennt. Und Trennung ist Schwäche, auch wenn sie sich als Macht ausgibt.“
Er legte sich die Hand auf die Brust.

„Das Bewusstsein eines Menschen, der vollkommen erwacht ist, ist nicht mehr zwischen Angst, Verlangen, Stolz und Zweifel zerrissen. Es ist klar wie eine Wasserfläche, über die kein Wind weht. In einer solchen Fläche kann sich der Himmel spiegeln. Und wenn sich der Himmel unverzerrt in einem Menschen spiegelt, kann durch ihn geschehen, was ihr ein Wunder nennt.“
Petrus meldete sich:

„Also wirkt nicht die Kraft des Menschen das Wunder?“

„Nein“, sagte Jesus. „Ein Wunder geschieht dort, wo ein Mensch aufhört, ein Hindernis zu sein. Wo sein Bewusstsein nicht von dem getrübt wird, was er für sich selbst will, sondern offen ist für das, was der Vater will.“
Er sah den Feigenbaum an.

„Gestern habe ich euch auch das Gegenteil gezeigt.“

Thomas hob die Augen.

„Hunger entstand in mir, doch in jenem Augenblick beobachtete ich ihn nicht nur. Für einen Augenblick wurde ich zu ihm. Und wenn ein Mensch zu seinem Hunger, seiner

Angst oder seinem Zorn wird, verengt sich sein Bewusstsein. Er sieht nur das, was ihm fehlt."

„Aber du hast es erkannt", sagte Johannes.

„Erst nachdem ich das Wort ausgesprochen hatte."

Jesu Antwort war schlicht.

„Erwachen bedeutet nicht, dass der Wind aufhört zu wehen. Es bedeutet, dass ein Mensch immer früher erkennt, was der Wind mit seinem Inneren macht. Manchmal erkennt er es vor der Tat. Manchmal währenddessen. Und manchmal erst an dem Baum, der nach ihm verdorrt zurückgeblieben ist."

Thomas nickte langsam.

„Darum hast du uns gesagt, wir sollen beim Beten vergeben?"

„Ja. Ein Mensch kann im Glauben bitten, doch wenn sein Inneres voller Zorn ist, verbindet sich sein Glaube mit dem Zorn. Er kann Gerechtigkeit verlangen, während er sich in Wahrheit nach Rache sehnt. Er kann von Wahrheit sprechen, während er in Wahrheit einen anderen demütigen will."

Jesus blickte in die Runde der Jünger.

„Darum genügt es nicht, keinen Zweifel zu empfinden. Auch Judas kann überzeugt sein. Auch ein Gewalttäter kann ohne Zögern handeln. Einheit allein ist nichts Gutes, wenn ein Mensch in seinem Hass geeint ist."

Bei diesen Worten erstarrte Judas kaum merklich.

„Wahrer Glaube ist nicht bloß die Stärke einer Überzeugung", fuhr Jesus fort. „Er ist die Einheit des Menschen mit dem Vater. Je näher euer Wille seinem Willen kommt, desto weniger werdet ihr Dinge verlangen, die nur euch dienen."

Thomas fragte:

„Wie unterscheiden wir den Willen des Vaters von unserem eigenen Verlangen?"

Jesus deutete auf seine Brust.

„Zuerst, indem du eingestehst, was du selbst willst. Ohne Beschönigung. Ohne fromme Worte."

„Und dann?"

„Dann fragst du, wem deine Bitte Leben bringen soll."

Jesus hob das trockene Blatt.

„Gute Bitten bringen Leben hervor, auch wenn sie schwer sind. Schlechte Bitten bringen nur den Beweis der eigenen Stärke hervor. Wenn du darum bittest, nähren, heilen, vergeben und die Last eines anderen tragen zu dürfen, gleicht deine Bitte dem Vater. Wenn du darum bittest, zu überwältigen, zu besiegen, zu besitzen oder dem Weg zu entkommen, der dir gegeben wurde, dann fragst du Gott nicht, sondern versuchst ihn."
Thomas sagte:

„Und wenn wir nicht sicher sind?"

„Dann wartet."

Jesus blickte auf den dürren Baum und dann auf die grünen Hügel dahinter.

„Warten ist manchmal ein reinerer Glaube als Handeln. Wer nicht weiß, ob sein Wille dem Leben dient, soll ihn nicht sofort in Macht kleiden. Er soll ihn zuerst vor dem Vater stehen lassen."
Petrus betrachtete die verdorrten Äste.

„Wenn du gestern gewartet hättest, würde der Baum leben."

„Ja", sagte Jesus.

In seiner Stimme lag keine Verteidigung.

Petrus wusste nicht, was er darauf sagen sollte.

Nach einer Weile meldete sich Thomas wieder:

„Kannst du ihn ins Leben zurückholen?"

Alle wandten sich Jesus zu.

Jesus legte die Hand an den Stamm. Er schloss die Augen.

Lange stand er so da.

Die Jünger warteten, ob in den Ästen Saft in Bewegung geriet, ob sich die trockenen Blätter entfalteten und aus der harten Rinde ein neuer grüner Trieb hervorbrach.
Nichts geschah.

Jesus öffnete die Augen.

„Ich könnte den Vater um sein Leben bitten", sagte er. „Aber auch Wiedergutmachung darf nicht dazu dienen, zu beweisen, dass ich meinen Fehler auslöschen kann."
Thomas runzelte die Stirn.

„Warum sollte er nicht wieder leben, wenn er durch dein Wort gestorben ist?"

„Vielleicht wird er leben“, antwortete Jesus. „Vielleicht wächst eines Tages ein neuer Trieb aus seinen Wurzeln. Wenn ich ihn aber jetzt nur auferweckte, um vor euch die Folge meines Augenblicks zu verbergen, würde ich die Macht erneut für mich selbst gebrauchen.“

Er strich mit den Fingern über die rissige Rinde.

„Nicht jede Schuld wird dadurch wiedergutgemacht, dass ihre Folge getilgt wird. Manchmal muss sie sichtbar bleiben, damit sie zur Wahrheit wird.“

Thomas sah ihn an.

„Dieser Baum wird also deinen Fehler tragen?“

„Und meine Erkenntnis“, sagte Jesus. „Und vielleicht eines Tages auch eure.“

Er schwieg kurz.

„Ein Mensch würde am liebsten jeden dürren Baum beseitigen, der ihn daran erinnert, wer er war. Doch ein Baum, der bleibt, kann viele weitere vor demselben Wort schützen.“

Petrus atmete tief aus.

„Es ist schwer, dich so sprechen zu hören.“

„Weil ihr wollt, dass derjenige, dem ihr folgt, fern von eurer Schwäche ist“, sagte Jesus. „Ihr glaubt, nur der könne euch retten, der nie empfunden hat, was ihr empfindet. Aber wie könnte euch jemand durch die Versuchung führen, der ihre Stimme nicht kennt?“

„Und woher sollen wir dann wissen, dass wir dir folgen sollen?“, fragte Judas.

Jesus sah ihn ruhig an.

„Folgt mir nicht deshalb, weil ich nie stolpere. Folgt mir dorthin, wo ich mich auch nach dem Stolpern nicht von der Wahrheit abwende.“

Judas wandte den Blick ab.

Thomas betrachtete noch immer den Baum.

„Du hast gesagt, wer eine Feige ohne Blüte will, will eine Gabe ohne den Weg.“

„Ja.“

„Und wer einen Baum verflucht, weil er keine Feige an ihm gefunden hat?“

Jesus blickte in Richtung Jerusalem.

„Der will, dass die Welt die Strafe für seinen eigenen Mangel trägt.“

Thomas’ Atem zitterte.

Jesus fuhr fort:

„Das tun Könige. Das tun Herrscher. Das tun Väter ihren Kindern an und Herren ihren Dienern. Sie hungern nach Macht, Achtung oder Sicherheit und bestrafen dann die Welt dafür, dass sie sie nicht gesättigt hat."
Er zeigte auf den Feigenbaum.

„Darum merkt euch diesen Baum. Nicht nur als Zeichen eines Tempels ohne Früchte. Auch als Zeichen der Gefahr eines Menschen, dessen Wort Macht besitzt."
Johannes fragte:

„Ist es also besser, keine Macht zu haben?"

„Nein", antwortete Jesus. „Ohne Macht könntet ihr keinen Gefallenen aufrichten, kein Kind beschützen und kein Haus bauen. Macht ist nicht das Böse. Macht offenbart, was in einem Menschen ist."
„Wie Feuer?", sagte Johannes.

„Wie Feuer. In den Händen eines Liebenden wärmt es. In den Händen eines Ängstlichen verbrennt es."

Thomas sagte:

„Und je größer das Feuer, desto reiner müssen die Hände sein."

Jesus nickte.

„Je größer die Macht, desto weniger darf ein Mensch es sich erlauben, auch nur den kleinsten Unmut Gerechtigkeit zu nennen."

Eine Weile war nur der Wind in den trockenen Blättern zu hören.

Dann ging Jesus weiter.

Die Jünger folgten ihm, doch sie gingen langsamer als zuvor. Der Feigenbaum blieb hinter ihnen am Weg zurück wie ein Zeichen, das sich nicht leicht in eine einzige Bedeutung einschließen ließ.
Er war ein Bild des Tempels, voller Riten und ohne Barmherzigkeit.

Er war ein Bild eines Menschen, der nach außen grünt, dem Hungrigen aber nichts gibt.

Er war ein Beweis für die Macht des Wortes.

Er war auch die Folge eines Augenblicks, in dem der Hunger lauter geworden war als der Einklang mit dem ganzen Sein.

Petrus dachte über den Glauben nach, der einen Berg bewegen konnte.

Doch zum ersten Mal dachte er auch darüber nach, ob jeder Berg, den ein Mensch bewegen konnte, bewegt werden sollte.

Johannes dachte über die Fläche des Bewusstseins nach, in der sich der Himmel spiegeln konnte. Doch er begriff, dass auch auf eine klare Fläche ein Stein fallen und das Bild für einen Augenblick zerbrechen konnte.

Judas dachte über Macht nach. Nicht über ihre Last, sondern über die Möglichkeit, dass die Welt dem Willen eines Menschen, der nicht zweifelte, vielleicht doch gehorchen könnte.

Thomas dachte über eine Feige nach, die nicht hatte entstehen können, weil ihr Weg nicht geschehen war.

Und dann auch über einen Baum, der gestorben war, weil der Weg dessen, der das Wort über ihn gesprochen hatte, für einen kurzen Augenblick nicht im Einklang gewesen war.

Jesus ging vor ihnen auf Jerusalem zu.

Der Hunger war gewichen, doch das Wissen um den verdorrten Baum trug er mit sich. Er schob es nicht beiseite wie einen Irrtum, der nicht in die Geschichte eines gerechten Menschen passte. Er trug es als stille Warnung.

Je näher sie der Stadt kamen, desto deutlicher zeichneten sich die Mauern des Tempels am Horizont ab.

Auch sie waren voller Laub.

Voller Gebete, Opfer, Gewänder, Weihrauch, Gesetze und Versprechen.

Und doch blieben in ihrem Schatten die Hungrigen.

Über allen Schichten der Zeit zog sich bereits der Schatten des Kreuzes zusammen.

Keiner der Jünger verstand schon, dass sie bald auf einen anderen Baum blicken würden. Auf trockenes Holz, aufgerichtet zwischen Himmel und Erde. Sie würden daran einen Menschen sehen, von dem sie die Früchte des Reiches erwartet hatten, und vor ihren Augen wäre nichts als Blut, Schmerz und Tod.

Sie würden glauben, alle Verheißungen seien verdorrt.

Sie würden warten, ob er seine Macht für sich selbst gebrauchen würde.

Ob er den Nägeln befehlen würde, sich zu lösen.

Ob er dem Holz befehlen würde, zu zerbrechen.

Ob er dem Himmel befehlen würde, jene zu vernichten, die ihn verspotteten.

Und er würde wieder hungrig sein.

Er würde durstig sein.

Er würde müde und verlassen sein.

Doch diesmal würde er dem Schmerz nicht erlauben, die ganze Welt auf sein eigenes Leiden zu verengen.

Er würde nicht verlangen, dass das Sein sich um seine Angst bog.

Er würde keinen Fluch über jene aussprechen, die ihm das Leben nahmen.

Stattdessen würde er ihnen vergeben.

Erst dann würde Thomas begreifen, dass die wahre Größe seines Lehrers nicht darin gelegen hatte, dass er einen Baum verdorren lassen konnte.
Sie lag darin, dass er, als er selbst am Baum hing und die ganze Welt hätte verfluchen können, es nicht tat.

Erst dann würden sie begreifen, dass die tiefsten Schichten der Wirklichkeit sich nicht durch den Lärm der Macht bewegten, sondern durch den stillen Willen dessen, der auch mitten im Schmerz im Einklang mit dem Vater blieb.
Erst dann würden sie begreifen, dass das größte Wunder sich manchmal nicht als Frucht am Zweig an einem Tag zeigt, an dem ein Mensch hungrig ist.
Manchmal zeigt es sich als Wort der Vergebung an einem Tag, an dem ein Mensch das Recht hat zu fluchen.

Manchmal erst nach dem Tod des Baumes.

Manchmal erst, wenn aus dürrem Holz Leben für die ganze Welt wächst.

11. Elarion: Mareia Lioren

Mareia Lioren hatte gelernt, sich leise zu fürchten.

Nicht, weil sie schwach war. Schwache Menschen fürchten sich oft laut, weil sie hoffen, dass jemand sie rettet. Mareia fürchtete sich leise, weil sie lange geglaubt hatte, ihre eigene Würde allein retten zu müssen.
Am Anfang hatte Arien sie nie geschlagen.

Am Anfang war er aufmerksam gewesen.

Aufmerksamkeit ist gefährlich, wenn sie sich als Liebe ausgibt und in Wahrheit Grenzen prüft.

Er merkte sich, was sie sagte. Er bemerkte, wann sie müde war. Er wusste, welche Orte in der Stadt sie nicht mochte, was sie bei der Arbeit trank, welche Menschen sie für hohl hielt und welchen sie vertraute. Zuerst fühlte sie sich bei ihm gesehen. Später beobachtet. Der Unterschied kam langsam, wie der Wechsel des Lichts vor einem Gewitter.
„Ich mache mir nur Sorgen um dich“, sagte er, wenn er fragte, mit wem sie zusammen gewesen war.

„Ich will nur nicht, dass man dich ausnutzt“, sagte er, wenn er ihre Freunde infrage stellte.

„Ich weiß nur, wie die Menschen denken“, sagte er, wenn er sie davon überzeugte, ihr eigenes Urteil sei naiv.

Mareia war eine Aurelianerin aus einer älteren, aber nicht der höchsten Linie. Die Familie Lioren war eher für Heiler, Archivare und Lehrer bekannt als für Politiker. Als Kind hatte man ihr beigebracht, dass Empfindsamkeit nicht das Gegenteil von Mut war. Es dauerte lange, bis sie begriff, dass Arien ihre Empfindsamkeit nicht für eine Gabe hielt, sondern für eine Stelle, an der sich Druck ausüben ließ.

Jahre vor Arien hatte Mareia daran gearbeitet, anonymisierte Gesundheitsdaten für die Erforschung von Erbkrankheiten zugänglich zu machen. Sie glaubte, dass das Teilen von Daten die Wartezeit auf eine Behandlung verkürzen könnte. Ein regionales Versicherungssystem hatte jedoch die scheinbar anonymen Daten mit Adressen abgeglichen und mehrere Familien identifiziert. Ihre Beiträge stiegen, noch bevor überhaupt feststand, dass sie krank waren.

Mareia half den Familien, ihre ursprünglichen Konditionen zurückzuerhalten, und sagte bei der Überprüfung des Projekts aus. Die Forschung lehnte sie nicht ab. Seitdem las sie jedoch bei jedem Antrag auch nach, wer das Ergebnis verwenden durfte, wie lange er es behalten und wer sehen würde, dass er auf die Daten zugegriffen hatte. Diese Vorsicht brachte sie in alle späteren Auseinandersetzungen über Transparenz mit.
Der Vorfall ereignete sich in seiner Wohnung über dem Finanzviertel von Nitra.

Draußen regnete es. Unter ihnen brachen sich die Lichter autonomer Module im nassen Glas der Straßen. Mareia kam spät, weil die Besprechung über Gesundheitsarchive länger gedauert hatte. Arien stand am Fenster. Er drehte sich nicht einmal um.
„Warst du bei ihm?“

Er musste keinen Namen nennen.

Jesair Davion war zwischen ihnen aufgetaucht, noch bevor Mareia selbst wusste, dass er ihr Leben berührt hatte. Zunächst war er als eine Ruhe darin erschienen, in deren Nähe sie ihre eigene Unruhe deutlicher wahrzunehmen begann.
„Ich war in einer Besprechung“, sagte sie.

„Das war nicht die Frage.“

„Dann stell eine bessere.“

Arien drehte sich um.

In seinem Gesicht lag kein Zorn im gewöhnlichen Sinn. Es lag eine Kränkung darin. Als wäre Mareias Eigenständigkeit nicht ihr Recht, sondern ein Fehler in einem System, das ihm gehören sollte.
„Weißt du, was Menschen wie Davion tun?“, fragte er. „Sie betreten einen Raum, und alle benehmen sich, als hätten sie eine alte Prophezeiung gehört.“
„Dafür kann Jesair nichts.“

„Jesair“, wiederholte Arien.

Er sprach den Namen weich aus. Gerade deshalb klang er schlimmer.

„Du hast Angst vor ihm“, sagte Mareia.

Für einen Augenblick herrschte völlige Stille zwischen ihnen.

Dann kam er auf sie zu. Schnell. Zu schnell. Er packte sie am Handgelenk.

„Ich habe vor niemandem Angst.“

Er drückte zu.

Nicht so, dass er ihr den Knochen brach. So, dass er ihr zeigte, dass er es könnte.

Mareia sah ihm in die Augen.

„Lass mich los."

„Zuerst sagst du mir die Wahrheit."

„Die Wahrheit ist, dass ich in diesem Augenblick Angst vor dir habe."

Seine Hand lockerte sich nur um einen Bruchteil.

Dieser Satz brachte ihn nicht zur Besinnung. Er beleidigte ihn.

„Jetzt bin ich also ein Gewalttäter."

„Du bist ein Mann, der mich gegen meinen Willen festhält."

Da schlug er sie.

Mareia blieb stehen. Im Raum zerbrach nichts, und niemand hätte auf den ersten Blick erkannt, was geschehen war. Auf ihrer Wange blieb die Wärme seiner offenen Hand zurück; einen Augenblick lang verlor sie den Atem.
Arien wurde sofort blass.

„Mareia —"

Sie hob die Hand.

Nicht, um ihn körperlich aufzuhalten. Um die Geschichte aufzuhalten, die er gleich erzählen würde.

Dass er es nicht gewollt habe.

Dass sie ihn provoziert habe.

Dass sie ihm Angst gemacht habe.

Dass es Liebe gewesen sei, nur zu starke.

„Nein", sagte sie.

Es war das leiseste Wort im Raum.

Und das stärkste.

Noch in derselben Nacht ging sie.

Sie nahm nicht alles mit. Nur das, was sie in einer Tasche tragen konnte und in einer Seele, die endlich aufgehört hatte, sich für ihre Angst zu entschuldigen.

Die folgenden Wochen waren seltsam leer. Arien schrieb ihr, dann schwieg er, dann ließ er ihr über gemeinsame Bekannte Nachrichten zukommen. Einmal erschien er vor

dem Gebäude, in dem sie arbeitete. Sie erstattete keine Anzeige. Nicht aus Mitgefühl. Eher, weil sie nicht wollte, dass die erste öffentliche Geschichte ihrer Freiheit von ihm handelte. Dann kam die Debatte in Nitra.

Und Jesair.

Nicht als Retter. Mareia verabscheute die Vorstellung, eine Frau müsse von einem Mann gerettet werden, um einen anderen verlassen zu können. Sie war allein gegangen.
Jesair war etwas anderes.

Er war Zeuge einer Welt, in der sie sich neben ihm nicht kleiner machen musste.

Nach der Debatte über das UBI gingen sie gemeinsam aus dem Saal in den Innenhof des Unionsrats. Im Abendlicht rauschte Nitra. Über ihnen flog ein Verkehrsmodul vorbei, so leise, dass das Wasser in der steinernen Rinne zu hören war.
„Heute haben Sie einen Satz gesagt, den man Ihnen nicht verzeihen wird", sagte Mareia.

„Welchen?"

„Dass man die Privatsphäre des Menschen schützen muss, die Unsichtbarkeit der Macht aber nicht."

Jesair lehnte sich an das Geländer.

„Glauben Sie, ich habe mich geirrt?"

„Nein. Ich fürchte nur, dass manche Ihren Satz auch benutzen werden, um Gesundheitsarchive zu öffnen."
„Das habe ich nicht gesagt."

„Ich weiß. Morgen werden Sie es der Kommission erklären, die mir bereits drei Anfragen geschickt hat."

Jesair sah auf die Mitteilungen in seiner Benutzeroberfläche. Auch er hatte sie erhalten.

„Am Morgen?"

„Um acht. Bringen Sie Geduld mit."

Mareia zog ihren Ärmel über dem Handgelenk zurecht. „Ich kenne auch Menschen, die jeden Einblick in ein fremdes Leben Sorge nennen."

Jesair stellte keine Frage. Das bemerkte sie sofort an ihm. Die meisten Menschen hätten gefragt, was geschehen war. Manche aus Anteilnahme, manche aus Neugier, manche, um sich eine Haltung bilden zu können. Jesair schwieg so, dass ihre Geschichte ihr Eigentum blieb.

„Arien Korveth“, sagte sie schließlich.

Jesair nickte.

„Ich habe ihn heute im Saal gesehen.“

„Er hat Sie angesehen.“

„Ich weiß.“

„Nicht wie einen Gegner in einer Debatte.“

„Ich weiß.“

Mareia sah ihn an.

„Beunruhigt Sie das nicht?“

„Es beunruhigt mich. Ich versuche nur, die Beunruhigung nicht über mein Verhalten herrschen zu lassen.“

Dieser Satz blieb in ihr.

Später gingen sie gemeinsam durch den alten Teil Nitras. Nicht, weil sie sich verabredet hatten. Es bog nur keiner von ihnen ab. Sie sprachen über Archive, über die Kinder in Auriola, darüber, ob sich die Welt verändern ließ, ohne dabei grausamer zu werden.
Beim Abschied geschah etwas Kleines.

Mareia wollte ihm die Hand geben, doch im letzten Augenblick berührte sie mit drei Fingern die Innenseite seines Handgelenks. Es war nicht beabsichtigt. Eher eine Bewegung, die dem Gedanken zuvorkam.
Beide verstummten einen Augenblick.

„Verzeihen Sie“, sagte sie.

„Was denn?“

„Ich weiß es nicht.“

Jesair blickte auf die Stelle, die sie berührt hatte.

„Seltsam“, sagte er leise.

„Was?“

Einen Moment schien er nach Worten zu suchen.

„Ich hatte das Gefühl, mich an etwas zu erinnern. Aber ich weiß nicht, woran.“

Mareia antwortete nicht.

Auch sie hatte dieses Gefühl.

Es war schwach und unbestimmt, wie ein Echo in einem Raum, den sie noch nie betreten hatte.

Als sie sich getrennt hatten, ging sie allein durch die beleuchteten Straßen Nitras und empfand zum ersten Mal seit langer Zeit das Alleinsein nicht als Strafe.

Später in dieser Nacht schickte Arien ihr eine einzige Nachricht.

Persönliche Entscheidungen bleiben niemals persönlich.

Mareia sah sie lange an.

Dann löschte sie sie nicht.

Sie wusste nicht, weshalb.

Vielleicht, weil manche Drohungen sich zunächst als Satz tarnen, für den sich noch kein Beweis führen lässt.

12. Erde: Jesus auf dem Berg

Jesus nahm Petrus, Johannes und Jakobus mit sich und stieg mit ihnen auf einen Berg, um zu beten. Und es war schon spät, als sie den steinigen Pfad entlanggingen, denn die Sonne neigte sich dem Westen zu, und die Schatten wurden länger auf dem Hang. Die Jünger folgten ihm schweigend, denn sie wussten nicht, warum er sie gerade dorthin mitgenommen hatte, und Ehrfurcht berührte sie wie ein kühler Wind.

Als sie einen einsamen Ort hoch über dem Land erreichten, trat Jesus einige Schritte von ihnen fort und hob die Augen zum Himmel. Er sprach nicht laut, doch seine Lippen bewegten sich, und es schien, als rede er mit jemandem, der den Augen verborgen war. Petrus, Johannes und Jakobus blieben hinter ihm stehen, doch die Müdigkeit des Weges und die Stille der Nacht überwältigten sie. Sie setzten sich auf den Boden, und ihre Lider wurden schwer.

Und während Jesus im Gebet verharrte, geschah vor ihnen etwas, das menschliches Begreifen überstieg. Das Aussehen seines Gesichts veränderte sich, und sein Gewand erstrahlte in einem Weiß, wie es kein Weber auf Erden kennt. Es war nicht das Weiß von Leinen oder eines Wollgewands, sondern Licht, das von innen zu kommen schien. Sein Gesicht leuchtete, als hätte sich dahinter eine Sonne geöffnet, und doch verbrannte dieses Licht nicht die Augen derer, die erwachten.

Petrus schreckte aus dem Schlaf wie ein Mensch, der im Traum eine Stimme gehört hat. Johannes öffnete die Augen und hielt den Atem an. Jakobus stützte sich mit den Händen auf den Boden und starrte vor sich hin, denn neben Jesus standen zwei Männer. Sie waren nicht wie Pilger aus den Dörfern und nicht wie die Alten aus den Tempelhöfen. Sie waren in Herrlichkeit gehüllt, und ihre Gesichter waren ernst, als kennten sie Anfang und Ende vieler Zeitalter.

Sie sprachen mit Jesus. Ihre Rede war leise, doch den Jüngern schien es, als verstünden sie sie und verstünden sie zugleich nicht. Sie sprachen von dem Weg, der sich in Jerusalem erfüllen sollte, von dem Blut, das vergossen würde, von der Angst der Menschen, von der Macht der Priester und von der Stunde, in der der Menschensohn sich in die Hände derer geben würde, die das Licht nicht verstanden.

Zitternd sah Petrus sie an, und in seinem Herzen vermischten sich Freude und Angst. Und als er sah, dass die beiden sich zum Gehen anzuschicken schienen, sagte er zu Jesus:

„Meister, es ist gut, dass wir hier sind. Lass uns drei Hütten bauen: eine für dich, eine für Mose und eine für Elija."

Doch er wusste nicht, was er sagte. Denn wenn ein Mensch Dinge sieht, auf die er nicht vorbereitet ist, eilt seine Zunge seinem Verstand voraus.

Da bildete sich über ihnen eine Wolke. Sie kam nicht von unten wie Nebel aus dem Tal, und kein Wind hatte sie vom Meer herangetrieben. Sie senkte sich von oben herab, still und hell, und hüllte sie ein. Die Jünger traten in ihren Schatten, und große Furcht ergriff sie. Denn in der Wolke war Licht, und in diesem Licht war eine Gegenwart, vor der das menschliche Herz klein wird.

Und aus der Wolke erklang eine Stimme:

„Dies ist mein auserwählter Sohn. Auf ihn sollt ihr hören."

Als die Stimme verklungen war, teilte sich die Wolke. Das Licht zog sich zurück wie Wasser, das in die Tiefe zurückkehrt, und Jesus stand allein vor ihnen. Sein Gewand war wieder das Gewand eines Menschen, und sein Gesicht trug die Müdigkeit des Körpers, doch in seinen Augen blieb der Widerschein von Fernen, die die Jünger nicht kannten.

Lange sprach keiner von ihnen. Sie stiegen vom Berg hinab, und die Steine knirschten unter ihren Füßen im Dunkeln. Petrus sah sich mehrmals um, als erwarte er, die beiden Männer noch einmal auf dem Gipfel zu sehen, doch er sah nur noch den Himmel voller Sterne.

Schließlich fasste er Mut und trat zu Jesus.

„Herr", sagte er leise, „die beiden, die mit dir gesprochen haben … waren das Elija und Mose?"

Jesus sah ihn an. Er antwortete nicht sofort. Er ging noch einige Schritte, als wöge er jedes Wort, damit es nicht mehr trüge, als Petrus tragen konnte.

„Es ist etwas komplizierter, Simon", sagte er schließlich.

Petrus runzelte die Stirn.

„Wie komplizierter, Herr? Wir haben sie doch gesehen. Und wir wussten, dass sie es waren."

Jesus blieb stehen. Über ihnen leuchteten die Sterne, und die Nacht war klar. Er deutete mit der Hand zum Himmel.

„Wenn ein Kind eine Lampe sieht, glaubt es, das Licht wohne im Ton des Gefäßes. Wenn ein Mann einen Stern sieht, glaubt er, es sei bloß ein Punkt am Himmelsgewölbe. Doch der Vater hat mehr geschaffen, als ein Mensch benennen kann."
Petrus hob die Augen.

„Sprichst du von Engeln?"

„Auch von jenen, die ihr Engel nennen würdet", sagte Jesus. „Doch nicht alles, was von oben kommt, hat Flügel."
Petrus verstand es nicht. Johannes und Jakobus kamen näher, denn sie spürten, dass Jesus von Dingen sprach, die er ihnen noch nie offenbart hatte.
Jesus fuhr fort:

„Seht ihr diese Lichter? Ihr glaubt, sie seien nur als Zeichen für Tage und Jahre gegeben. Doch bei vielen von ihnen gibt es Welten, die der Vater nicht leer gelassen hat. Es gibt Orte, an denen Flüsse unter einer anderen Sonne fließen, Pflanzen ihre Blätter einem anderen Licht entgegenheben und menschenähnliche Wesen nach Wahrheit suchen, so wie ihr sie sucht."
Petrus wurde blass.

„Menschen?", fragte er.

„Menschen", antwortete Jesus, „wenn auch nicht alle so wie ihr. Manche sind älter im Wissen. Manche kannten die Geheimnisse der Natur, bevor eure Väter die ersten Städte bauten. Sie können Wunden heilen, die euch unheilbar erscheinen. Sie können über Entfernungen ohne Worte sprechen. Sie können Räume durchqueren, die euch unüberwindlich erscheinen. Und wenn ein solcher Mensch unter euch wirkt, nennt ihr es ein Wunder."
Jakobus erschauerte.

„Dann ist ein Wunder kein Wunder?"

Jesus wandte sich ihm mit einem milden Lächeln zu.

„Für ein Kind ist auch ein Same, aus dem ein Baum wächst, ein Wunder. Für einen Weisen ist es ein Gesetz des Lebens. Aber wird dadurch die Herrlichkeit des Vaters geringer? Nein. Denn ein Gesetz, das der Mensch kennt, bleibt Gottes Gesetz. Und ein Geheimnis, das der Mensch enthüllt, bleibt ein Geheimnis, das er enthüllen durfte."
Petrus schwieg. Die Worte über andere Welten erschreckten ihn mehr als die Wolke auf dem Berg.

„Und die beiden?“, fragte er erneut. „Wenn sie nicht Mose und Elija waren, so wie wir dachten, wer waren sie dann?“

Jesus blickte ins Tal, wo in der Ferne die Herdfeuer der Dörfer flackerten.

„Sie waren das, was ihr begreifen konntet“, sagte er. „Und zugleich waren sie mehr. Sie kamen in Namen, die euer Herz kennt, denn wären sie ohne Schleier gekommen, wärt ihr auf euer Angesicht gefallen und hättet nichts verstanden.“

„Sag uns die Wahrheit“, drängte Petrus.

Jesus sah ihn freundlich, aber auch fest an.

„Wenn ich dir heute die ganze Wahrheit sagte, Simon, würdest du sie nicht verstehen. Du würdest einen Götzen daraus machen oder eine Angst. Und keines von beidem ist Glaube.“

Petrus senkte den Kopf.

Jesus ging weiter, und sie folgten ihm.

Nach einer Weile sagte er:

„Es gibt unter den Welten jene, die ihre Schirmherrschaft über die Menschheit halten. Nicht, um euch die Freiheit zu nehmen, sondern damit die Flamme nicht erstickt, bevor sie brennen lernt. Sie beobachten eure Schritte, schützen Grenzen, die ihr noch nicht überschreiten dürft, und manchmal berühren sie die Geschichte, wenn diese eine falsche Wendung zu nehmen droht.“

Johannes fragte:

„Und du kennst sie, Herr?“

Jesus antwortete:

„Ich kenne sie. Und sie kennen mich.“

In diesen Worten lag etwas, das die Jünger nicht benennen konnten. Es klang nicht wie ein Lehrer, der über Propheten sprach, sondern wie die Erinnerung eines Menschen, der aus größerer Ferne gekommen war, als der Weg eines Menschen reicht.

Petrus sah wieder zum Himmel. Die Sterne wirkten nicht mehr wie kleine Lichter, die ans Gewölbe genagelt waren. Sie erschienen ihm wie Türen. Und hinter jeder von ihnen konnte eine Welt liegen, die zurückblickte.

„Warum hast du uns das gezeigt?“, fragte er.

Jesus blieb am Rand des Pfades stehen. Die Nacht war still.

„Weil die Stunde kommen wird, in der ihr meine Schwäche seht“, sagte er. „Ihr werdet mich gefesselt sehen. Ihr werdet mich geschlagen und verlassen sehen. Ihr werdet sehen, wie die Menschen verspotten, was sie nicht begreifen. Dann erinnert euch an diesen Berg. Erinnert euch daran, dass das Licht sich in einem Körper verbergen kann, der Körper es aber nicht zerstört.“

Niemand antwortete.

Als sie weiter unten ankamen, begann es zu dämmern. Die erste Helligkeit berührte die Steine, und das Land nahm wieder die Gestalt an, die sie kannten. Doch in Petrus blieb nichts ganz so wie zuvor. Er ging neben Johannes und Jakobus, war in Gedanken aber noch immer dort oben, in der Wolke, unter den Sternen, vor Männern, die Mose und Elija gewesen waren und doch etwas Größeres.

Und Jesus gebot ihnen, niemandem davon zu erzählen.

Denn nicht jede Wahrheit kann den Menschen auf einmal gegeben werden. Manche Wahrheiten müssen warten, bis sich in einem Menschen das Gefäß geweitet hat, das sie tragen kann.

13. Elarion: Arien Korveth

Arien Korveth wurde nicht als böser Mensch geboren.

Das wäre zu einfach gewesen. Und einfache Erklärungen sind eine Gnade, die die Geschichte jenen gewährt, die für schwierige Wahrheiten keine Verantwortung tragen wollen.
Zunächst wurde er einfach als Sohn geboren.

Und von allen Menschen auf der Welt liebte er seine Mutter am meisten.

Sie war der erste Ort, an den er sich als Geborgenheit erinnerte.

Wenn er als Kind hinfiel und sich das Knie aufschlug, lief er nicht zum medizinischen Modul, obwohl es nur wenige Meter entfernt an der Wand hing. Er lief zu ihr. Als er in der Schule seine erste schlechte Bewertung erhielt, verbarg er sie zwei Stunden lang vor seinem Vater und zeigte sie dann ihr. Wenn er sich mit einem Jungen aus der Nachbarschaft gestritten hatte, kam er voll gerechten Zorns nach Hause, und sie ließ ihn so lange erzählen, bis nach und nach alles von der Geschichte abfiel, was er selbst hinzugefügt hatte.
Seine Mutter besaß die besondere Fähigkeit, ihn nicht zu früh zu berichtigen.

Sie setzte sich zu ihm.

Sie hörte zu.

Und erst wenn er all die Worte herausgelassen hatte, mit denen ein Mensch sich gegen seine eigene Schuld verteidigt, fragte sie manchmal:
„Und jetzt erzähl mir, wie es wirklich war."

Meist erzählte Arien es ihr.

Bei ihr durfte er scheitern, ohne dass aus dem Scheitern sofort ein Urteil über seinen Wert wurde. Er durfte zornig sein, ohne ein schlechter Mensch zu sein. Er durfte weinen, ohne dass sie ihm erklärte, Weinen löse nichts.
Sein Vater war anders.

Er liebte Arien. Daran zweifelte der Junge nie ernsthaft. Nur hatte seine Liebe die Gestalt von Regeln.

Der Vater glaubte an Genauigkeit. Er glaubte, eine Vereinbarung habe nur dann Bedeutung, wenn sie auch in dem Augenblick gelte, in dem sie unangenehm werde. Ein

Wort, das man nach dem Aussprechen je nach Umständen abschwächen könne, sei kein Versprechen, sondern ein Vorschlag.

Er arbeitete mit rechtlichen Rahmenbedingungen und Währungsregulierung. Tag für Tag entschied er darüber, was geschah, wenn die eine Seite eine Bedingung erfüllte und die andere nicht, wann ein Anspruch entstand, wann eine Pflicht erlosch und was das Wort *rechtzeitig* genau bedeutete.

Diese Denkweise brachte er mit nach Hause.

Als Arien neun war, verfiel er einem alten mechanischen Geduldsspiel.

Dem Rubik-Würfel.

Auf Elarion gab es Spiele, die einem Menschen ganze Welten erschaffen, Kriege, Städte oder fremde Planeten simulieren konnten. Arien jedoch saß wochenlang über einem kleinen bunten Würfel, weil es ihn reizte, dass sich dessen Ordnung in einem so einfachen Gegenstand verbarg.

Sein Vater bemerkte es.

„Wenn du ihn ohne Hilfe löst", sagte er eines Abends zu ihm, „nehme ich dich mit in den Zoo von Sarena."

Arien hob den Kopf.

Er war noch nie im Zoo gewesen. Seine Mutter hatte ihm Aufnahmen davon gezeigt: Tiere von drei Kontinenten, riesige Wasserbecken, Nachttierhäuser und einen alten Wald, den man unter einer Kuppel beinahe ohne Eingriffe wachsen ließ.

„Wirklich?"

„Wenn du ihn löst."

„Ganz?"

Der Vater lächelte.

„Wenn ich die Hälfte meinte, würde ich die Hälfte sagen."

In den folgenden Tagen übte Arien, bis ihm die Finger schmerzten.

Zuerst lernte er die Bewegungen auswendig. Dann begriff er, dass es nicht genügte, sich die Abfolge zu merken. Er musste wissen, warum die einzelnen Teile ihre Plätze wechselten. Warum eine richtige Bewegung auf der einen Seite die Ordnung auf der anderen zerstörte und warum man diese vorübergehend opfern musste, damit sie später an ihren Platz zurückkehrte.

Der Würfel faszinierte ihn.

Er war eine kleine Welt, in der das Chaos nicht wirklich war.

Man kannte nur den Lösungsweg noch nicht.

Zwei Tage vor dem Ausflug löste er ihn zum ersten Mal.

Dann zum zweiten Mal.

Am Abend vor der Abfahrt konnte er die Abfolge beinahe ohne Nachdenken wiederholen.

Seine Mutter fuhr ihm durchs Haar.

„Dann wirst du morgen die Tiere sehen."

Arien lächelte.

„Wenn ich ihn löse."

Die Mutter blickte einen Moment zum Vater.

„Du kannst ihn doch schon lösen."

Damals verstand Arien nicht, warum sie das sagte.

Am nächsten Tag verstand er es.

Sie standen vor dem Eingang zum Zoo.

Hinter hohen durchsichtigen Wänden sah er Baumkronen. Dahinter ertönten die Laute von Tieren, die er nur aus Aufnahmen kannte. Menschen gingen durch die Eingangstore, Kinder an der Hand, und Arien konnte nicht mehr stillstehen.
Sein Vater reichte ihm den Würfel.

„Also."

Arien lachte.

„Jetzt?"

„Die Vereinbarung war, dass du ihn löst."

„Aber ich habe ihn gestern gelöst."

„Heute stehen wir vor dem Zoo."

Die Mutter sah den Vater an.

„Muss er das wirklich jetzt machen?"

„Wenn er es kann, ist es kein Problem."

Arien nahm den Würfel.

Zunächst ging alles leicht. Die erste Ebene. Die zweite. Die Ecken. Die Kanten.

Dann wurde ihm bewusst, dass sein Vater ihn beobachtete.

Hinter ihnen ging eine Familie mit zwei Kindern vorbei. Das Tor öffnete sich und gab für einen Augenblick den Blick auf einen breiten Weg zwischen den Bäumen frei.
Arien wurde schneller.

Und machte einen Fehler.

Einen kleinen.

Bei der letzten Zugfolge drehte er eine Seite in die falsche Richtung.

Als er es bemerkte, erstarrte er.

Der Würfel war beinahe gelöst. Fünf Seiten sahen richtig aus. Auf der letzten waren einige Felder nicht an ihrem Platz.
„Warte", sagte er. „Ich mache es noch einmal."

Der Vater sah auf die Uhr.

„Nein."

Arien glaubte, er scherze.

„Was?"

„Du hast ihn nicht gelöst."

„Aber ich kann ihn lösen."

„Jetzt hast du ihn nicht gelöst."

„Ich habe mich nur ganz am Schluss vertan."

„Ja."

Arien sah zum Eingangstor.

Dann zu seinem Vater.

„Dann bringe ich es wieder in Ordnung."

„Die Vereinbarung war nicht, dass du es so lange in Ordnung bringst, bis es dir gelingt."

Die Mutter trat zwischen sie.

„Du weißt doch, dass er es kann. Gestern hat er es uns gezeigt."

Der Vater antwortete ruhig.

„Dann hätte er sich auch heute konzentrieren sollen."

Ariens Augen begannen zu brennen.

„Bitte."

Der Vater schüttelte den Kopf.

„Wenn eine Vereinbarung in dem Augenblick nicht mehr gilt, in dem jemand ihre Folgen bedauert, dann hatten wir keine Vereinbarung."
Er wandte sich zum Verkehrsmodul.

Arien blieb stehen.

Hinter dem Tor bewegten sich Kinder. Irgendwo in der Ferne ertönte die tiefe Stimme eines großen Tieres, und eine Gruppe Menschen lief zu einem Aussichtspunkt.
Sie waren dort.

Ein paar Dutzend Meter von ihm entfernt.

Man brauchte nur durch das Tor zu gehen.

Die Mutter blieb bei Arien. Der Vater wartete schon am Modul.

Der Junge hielt den beinahe gelösten Würfel in den Händen, und Tränen liefen ihm über die Wangen.

„Ich hasse ihn", sagte er.

Die Mutter kniete sich zu ihm.

„Nein."

„Doch."

„Jetzt, ja."

Arien sah sie durch seine Tränen an.

Die Mutter nahm den Würfel in die Hand.

„Dein Vater verwechselt manchmal Genauigkeit mit Gerechtigkeit."

Arien merkte sich diesen Satz.

„Wenn etwas gilt, ist es dann nicht gerecht?"

„Nicht immer."

„Wozu gibt es dann Regeln?"

Die Mutter suchte eine Weile nach einer Antwort.

„Damit sie uns helfen zu entscheiden, wenn wir nicht wissen, was wir tun sollen. Nicht, damit wir ihretwegen aufhören zu fühlen."

Dann gab sie ihm den Würfel zurück.

„Und noch etwas."

„Was?"

„Dass du etwas nicht vollkommen geschafft hast, heißt nicht, dass du als Ganzes gescheitert bist."

Arien nickte damals.

Doch etwas anderes grub sich viel tiefer in ihn ein.

Ein Tor, vor dem man stehen konnte, obwohl das Ziel zum Greifen nah war.

Eine Bedingung, an der man durch eine einzige falsche Bewegung scheitern konnte.

Und eine Welt, die sich nicht dafür interessierte, dass so wenig gefehlt hatte.

Einige Jahre später erlebte er etwas Grausames, das seinen Blick auf die Welt grundlegend veränderte.

An diesem Tag war er mit seiner Mutter allein.

Sie kamen von einem Besuch bei ihrer Schwester zurück, als in einer der Verkehrsebenen die Synchronisierung versagte. Drei autonome Module fuhren beinahe gleichzeitig in denselben Korridor ein.
Das erste System verhinderte einen Zusammenstoß.

Das zweite nicht.

Später erinnerte Arien sich an den Aufprall nicht als Geräusch.

Er erinnerte sich an Licht.

Weiß.

Grell.

Und dann an eine Welt, die auf der Seite lag.

Das Sicherheitsfeld fing ihn auf. Seine Lippe war aufgeplatzt, seine Schulter geprellt, auf seiner Stirn war Blut, doch er konnte sich bewegen.
Seine Mutter nicht.

Ein Teil der Modulkonstruktion hatte ihre untere Körperhälfte eingeklemmt. Sie war bei Bewusstsein. Sie atmete kurz und flach.
Arien kroch zu ihr.

„Mama."

Sie sah ihn an.

Und selbst da lächelte sie noch.

Das verfolgte ihn später am meisten.

Nicht der Schmerz in ihrem Gesicht.

Dieses Lächeln.

Als bliebe sie auch im zertrümmerten Modul, mitten in Rauch, Alarmen und Blut, noch immer sein sicherer Hafen.

„Ich bin da“, sagte sie.

Die Rettungskräfte kamen schnell.

Elarion verfügte über Systeme, die auf eine Verkehrskatastrophe reagieren konnten, bevor ein Mensch begriffen hatte, dass sie geschehen war. Über der Unfallstelle erschienen Rettungsmodule, medizinische Drohnen bewegten sich zwischen den Verletzten, und über jedem Körper leuchtete eine laufende Zustandsbewertung auf.
Arien sah nur seine Mutter an.

Ein Sanitäter kniete sich zu ihr.

Ein zweiter wandte sich den Trümmern des benachbarten Moduls zu.

Daraus zogen sie ein Kind.

Einen Jungen ungefähr in Ariens Alter.

Seine Kleidung war zerrissen, sein Gesicht blutig, ein Arm unnatürlich unter dem Körper verdreht.

Als er die Augen öffnete, sah Arien den goldenen Ring.

Er war deutlich.

Er leuchtete beinahe.

Das medizinische System ergänzte sofort neue Daten.

Einer der Retter blickte auf die Projektion.

„Aurelianisches Regenerationsprofil.“

Der andere nickte.

Es folgten mehrere Sätze, die Arien damals nicht vollständig verstand.

Überlebenswahrscheinlichkeit.

Zeitfenster.

Massive innere Blutung.

Regenerative Reaktion.

Ein verfügbarer Intensivtransport.

Ein weiteres Modul unterwegs.

Zu spät.

„Zuerst das Kind“, sagte der Einsatzleiter.

Arien hob den Kopf.

„Nein.“

Niemand hörte ihn.

„Nein!“

Die Rettungskräfte verlagerten den Jungen bereits.

Arien packte einen von ihnen an der Kleidung.

„Meine Mama!“

Der Mann drehte sich zu ihm um.

„Das nächste Modul kommt.“

„Dann nehmt sie mit!“

„Wir müssen nach —“

„Sie wird sterben!“

Der Sanitäter schloss einen Augenblick die Augen.

Vielleicht sah Arien gerade damals zum ersten Mal, dass auch ein Mensch, der nach dem richtigen Verfahren handelte, wissen konnte, dass er etwas Schreckliches tat.

„Wir versuchen, beide zu retten.“

Arien wandte sich seiner Mutter zu.

Sie musste das ganze Gespräch gehört haben.

„Nehmt den Jungen“, flüsterte sie.

Arien sah sie ungläubig an.

„Nein.“

„Arien.“

„Nein."

Sie streckte die Hand nach ihm aus.

Ihre Finger zitterten.

Er ergriff sie.

„Mama, sag es ihnen."

„Sieh mich an."

„Sag ihnen, dass sie dich mitnehmen sollen."

„Arien."

In ihrer Stimme blieb dieselbe Ruhe, die er aus seiner Kindheit kannte.

Die Ruhe der Küche.

Die Ruhe der Abende.

Die Ruhe eines Menschen, zu dem er immer gekommen war, wenn die Welt zu groß wurde.

„Dieses Kind können sie retten", sagte sie.

„Dich auch."

Sie antwortete nicht.

Hinter Ariens Rücken schlossen sich die Türen des medizinischen Moduls.

Kurz davor sah er noch einmal das Gesicht des fremden Jungen.

Und seine Augen.

Der goldene Ring verschwand hinter einer undurchsichtigen Wand.

Der nächste Transport für seine Mutter kam einige Minuten später.

Im späteren Bericht stand genau, wie viele es gewesen waren.

Arien kannte diese Zahl jahrelang auswendig.

Seine Mutter starb auf dem Weg ins Krankenhaus.

Später erklärten die Ärzte, auch ein früherer Transport hätte ihr Leben nicht mit Sicherheit gerettet. Die Konstruktion hatte große Beckengefäße zerrissen. Die Felddrohnen konnten die Blutung lediglich verlangsamen; um die Verletzung zu verschließen, brauchte sie ein Spezialmodul. Die regenerative Behandlung setzte einen stabilen Kreislauf voraus und Stunden, die sie nicht mehr hatte. Die Entscheidung der Rettungskräfte entsprach

dem Protokoll. Der Junge im benachbarten Modul hatte aufgrund seines Alters, seiner Verletzungen und seines aurelianischen Regenerationsprofils eine deutlich höhere Wahrscheinlichkeit, die Intensivbehandlung zu überleben.
Der Junge überlebte.

Ariens Mutter nicht.

Der goldene Ring allein hatte nicht entschieden.

Er war nur das sichtbare Zeichen eines der Faktoren, mit denen das System arbeitete.

Für Arien spielte das jedoch keine Rolle.

Kinder erinnern sich an ein Trauma nicht wie an einen Fachbericht.

Sie erinnern sich an ein Bild.

Arien erinnerte sich an seine Mutter zwischen den Trümmern.

An die Türen des Rettungsmoduls.

Und an die goldenen Augen eines Kindes, die sich auf der anderen Seite schlossen.

So entstand in Arien der Hass auf die Aurelianer.

Er hatte keine Argumente.

Er hatte keine Geschichte.

Er hatte keine politische Theorie.

Er hatte eine Farbe.

Gold.

Nach der Beerdigung forderte sein Vater die vollständige Unfallaufzeichnung an.

Er studierte die Telemetrie, die Reaktionszeiten, das Triageprotokoll, die Entscheidungen der Sanitäter und die Vorhersagemodelle.
Arien wartete darauf, dass er einen Schuldigen fand.

Er brauchte einen.

Jemand musste doch einen Fehler gemacht haben.

Jemand musste dafür verantwortlich sein.

Nach einigen Tagen schloss der Vater den letzten Bericht.

„Sie haben richtig gehandelt“, sagte er.

Arien starrte ihn an.

„Mama ist tot."

Der Vater senkte die Augen.

„Ich weiß."

„Wie können sie dann richtig gehandelt haben?"

Der Vater schwieg lange.

Sein Gesicht war auf eine Weise erstarrt, die Arien damals für Kälte hielt. Erst viel später verstand er, dass manche Menschen nicht deshalb äußerlich unversehrt blieben, weil sie keinen Schmerz empfanden. Sie zerbrachen nach innen, wo niemand sie sah.
„Nicht jede richtige Entscheidung hat einen guten Ausgang", sagte der Vater.

Arien empfand Abscheu vor diesem Satz.

„Wozu ist sie dann richtig?"

Der Vater antwortete nicht.

Und zum ersten Mal wurde Arien etwas bewusst, das ihn nie mehr ganz verlassen sollte.

Ein System kann alles nach den Regeln tun, und trotzdem stirbt ein Mensch.

Niemand muss lügen.

Niemand muss ein Gesetz brechen.

Niemand muss böse Absichten haben.

Und das Ergebnis kann ein Grab sein.

Von diesem Tag an begann er Mechanismen anders zu studieren.

Vorher hatten sie ihn interessiert, weil es ihm Freude machte, Dinge zu verstehen.

Jetzt musste er sie beherrschen.

Wenn die Welt ihm seine Mutter durch eine Entscheidung hatte nehmen können, die sich nicht als Fehler bezeichnen ließ, dann genügte es nicht, ein guter Mensch zu sein.
Es genügte nicht, recht zu haben.

Es genügte nicht einmal, zu bitten.

Man musste verstehen, wonach die Welt entschied.

Und wenn man nicht auf der Seite dessen stehen wollte, den das System warten ließ, musste man bei den Regeln sein, bevor die Entscheidung begann.
So lernte er als Kind zwei Dinge.

Das erste: Die Welt wird nicht von denen gelenkt, die recht haben, sondern von denen, die ihre Mechanismen verstehen.

Das zweite: Wenn du den Mechanismus nicht siehst, gehörst du zu denen, die er lenkt.

Er war in einem westlichen veyranischen Staat geboren worden, in einer Familie von Verwaltern, Juristen und Währungsstrategen. Nach dem Tod seiner Mutter blieb das Haus dasselbe, und doch war der Ort daraus verschwunden, an den man flüchten konnte.
Der Vater war noch da.

Die Regeln auch.

Die Abendessen gingen weiter.

Man sprach dabei über Marktbewegungen, Koalitionsabsprachen, Regulierungslücken und darüber, welcher Staat noch immer glaubte, seine Zentralbank sei unabhängig.
Über Gefühle sprach man so gut wie nie.

Arien passte sich an.

Er war außergewöhnlich intelligent. Seine Intelligenz besaß die Präzision eines chirurgischen Instruments. Er konnte ein Problem in Schichten zerlegen, eine Schwachstelle finden und abschätzen, wer nachgeben würde, wen man überzeugen, wen man kaufen und wen man umgehen konnte.
Die veyranischen Schulen hielten ihn für ein Talent.

Die Finanzkonsortien für eine Investition.

Die Politiker für einen nützlichen Menschen.

Er selbst hielt sich für jemanden, der hinter den Vorhang sah.

In der Pubertät kehrte er zu den Aufzeichnungen über den Unfall seiner Mutter zurück.

Nicht nur einmal.

Viele Male.

Zuerst suchte er einen Fehler der Sanitäter.

Dann einen Fehler des Algorithmus.

Später versuchte er herauszufinden, wer das Protokoll genehmigt hatte und auf welchen Daten es beruhte.

Er fand keine Verschwörung.

Das machte ihn wütender, als wenn er eine gefunden hätte.

Der Junge war gerettet worden, weil das System seine Chancen höher eingeschätzt hatte. Das aurelianische biologische Profil war nur eine Variable unter vielen gewesen.
Doch Arien begann, überall Aurelianer wahrzunehmen.

In Übertragungen von Feierlichkeiten.

In Familienurkunden.

In den ältesten Schulen.

In Geschichten über Menschen, deren Körper sich schneller regenerierten.

In Legenden über Linien, die einst durch Berührung hätten heilen können.

Der goldene Ring wurde als kulturelles Erbe dargestellt.

Arien sah darin einen Vorteil, den ein Mensch bei der Geburt erhielt.

Zu Beginn seiner Laufbahn legte Arien der Verkehrsverwaltung einen Vorschlag für Reserve-Intensivtransporte bei Unfällen mit mehreren Beteiligten vor. Es war keine große Geste. Er berechnete Ankunftszeiten, die Verteilung der Module und die Kosten der Reserve. Als man ihm sagte, solche Kapazitäten würden an den meisten Tagen ungenutzt bleiben, legte er den Bericht über den Unfall seiner Mutter vor und bat darum, auch die Minuten des Wartens einzurechnen.

Der Vorschlag wurde genehmigt. Zwei Jahre später erhielt er eine Meldung über einen Zusammenstoß, bei dem zwei Intensivmodule zugleich eingetroffen waren und beide Schwerverletzten überlebt hatten. Einer von ihnen war ein aurelianischer Junge. Arien bewahrte die Meldung auf. Damals glaubte er noch, eine gerechtere Regel könne einen Menschen unabhängig von seiner Augenfarbe schützen.
Beim Anblick einer öffentlichen aurelianischen Feier kam ihm trotzdem ein Satz in den Sinn, für den er sich noch ein wenig schämte:
Auch meine Mutter habt ihr erwischt.

Es war nicht wahr.

Seine Intelligenz wusste das.

Doch sein Schmerz war kein Analyst.

Ein Mensch kann jahrelang wissen, dass sein Hass auf einer ungenauen Grundlage beruht, und dennoch ein ganzes Haus darauf errichten. Es genügt, wenn er später genug Argumente findet, um eine alte Wunde in eine Überzeugung umzubenennen.
Arien fand sie.

Und dann begegnete er Mareia.

Sie ähnelte seiner Mutter nicht.

Weder in ihrem Wesen noch in ihrer Lebensweise noch in ihrem Denken. Arien hätte einen solchen Vergleich für primitiv gehalten.
Dennoch spürte er bei ihr zum ersten Mal seit vielen Jahren etwas, das er aus seiner Kindheit kannte.

Die Möglichkeit, für eine Weile aufzuhören, sich vor der Welt zu rechtfertigen.

Mareia war empfindsam, aber nicht lenkbar. Freundlich, aber nicht weich. Wenn sie ihm widersprach, tat sie es nicht, um zu gewinnen. Sie tat es, weil sie die Genauigkeit ihrer eigenen Wahrnehmung nicht verraten konnte.
Zunächst bewunderte er das.

In ihrer Nähe kehrte zuweilen der Mensch zurück, den er jahrelang hinter Mechanismen verborgen hatte.

Dann bekam er Angst davor.

Denn was ein Mensch braucht, kann er verlieren.

Und Arien hatte schon einmal einen Ort gekannt, zu dem er bei jedem Schmerz zurückgekehrt war, bis die Welt ihn ihm eines Tages genommen hatte.
Also begann er das zu tun, was er mit allem tat, das er nicht verlieren wollte.

Er versuchte, es zu verstehen.

Dann vorherzusehen.

Dann zu kontrollieren.

Er merkte sich, was Mareia sagte. Wen sie traf. Wann sie nach Hause kam. Welchen Menschen sie vertraute. Wer auf sie einwirkte. Was ihre Ansichten veränderte.
Sich selbst erklärte er es als Aufmerksamkeit.

Später als Sorge.

Schließlich als Recht.

Und als sich zeigte, dass man einen Menschen nicht wie einen Finanzstrom absichern konnte, begann er Zorn zu empfinden.

Mareia ließ sich nicht in sein System einordnen.

Sie ließ sich nicht besitzen.

Und als er erkannte, dass sie sich nicht besitzen ließ, begann er gerade das an ihr zu hassen, was er einst geliebt hatte.

Nach ihrem Fortgang war die Wohnung zu ordentlich.

Sie hatte nichts zerbrochen. Nicht geschrien. Sie hatte ihn öffentlich nicht zu einem Ungeheuer gemacht, gegen dessen Darstellung er sich hätte verteidigen können.

Sie war mit einem leisen Nein gegangen.

In den ersten Tagen sagte er sich, sie werde zurückkommen.

Dann, jemand habe sie beeinflusst.

Dann erschien Jesair Davion in seinen Gedanken.

Und mit ihm die alte Farbe.

Gold.

Es war seltsam, wie leicht sich zwei Ereignisse, zwischen denen Jahrzehnte lagen, in einem Menschen berühren konnten.

Ein fremdes Kind, das vom Unfallort fortgebracht wurde.

Ein Mann, der neben Mareia stand.

Beide Aurelianer.

Beide mit einem goldenen Ring in den Augen.

Der Verstand wusste, dass zwischen ihnen kein ursächlicher Zusammenhang bestand.

Die Wunde brauchte keinen.

Arien begann sich zu sagen, Mareia habe nie wirklich zu seiner Welt gehören können. Die Aurelianer würden am Ende immer die Ihren wählen, auch wenn sie von Universalität, Gleichheit und der ganzen Zivilisation sprachen.
Im entscheidenden Augenblick kehrten sie seiner Ansicht nach zum Ring zurück.

Zum goldenen Ring.

Er hasste dieses Zeichen lange, bevor er es sich eingestand.

Am schlimmsten war für ihn die Familie Davion.

Ein Mythos, über den gebildete Menschen lachten, den sie aber nie ganz aufgaben. Heilen durch Berührung. Das Voraussehen von Unglück. Eine Natur, die gehorchte. Alte Märchen für eine Zivilisation mit biologischer künstlicher Intelligenz, Quantensensoren und Städten auf einem anderen Planeten.

Und doch genügte es, dass Jesair Davion im Saal des Unionsrats aufstand und einen Satz sagte, und die Menschen verstummten.

Später spielte Arien die Aufzeichnung der Debatte in Nitra ab.

Er hielt sie bei Jesairs Gesicht an.

„Die Privatsphäre des Menschen muss geschützt werden. Die Unsichtbarkeit der Macht nicht."

Jesair stand ruhig da. Er brauchte weder Triumph noch Schauspielerei. Gerade das beunruhigte Arien.

Einen ehrgeizigen Politiker konnte man kaufen.

Einen Demagogen konnte man entlarven.

Ein Mensch, der keine Macht wollte und sie dennoch durch das Vertrauen anderer gewann, ließ sich weit schwerer beherrschen.

Arien vergrößerte das Bild seiner Augen.

Einen Augenblick lang zeigte sich der goldene Ring darin.

Und die Welt um ihn herum verschwand.

Für den Bruchteil einer Sekunde roch er wieder das verbrannte Material des verunglückten Moduls.

Er hörte den Sanitäter:

Aurelianisches Regenerationsprofil.

Er sah die Hand seiner Mutter.

Die Türen des Rettungsmoduls.

Die goldenen Augen des Jungen.

Dann war er wieder in Nitra.

Vor dem Bild Jesair Davions.

Arien spürte Abscheu im Magen.

„Nein", sagte er in den leeren Raum.

Noch wusste er nicht genau, wogegen er sich wehrte.

Gegen Jesair.

Gegen Mareia.

Gegen die Aurelianer.

Gegen das System, das einst ohne Hass entschieden und ihm dennoch die Mutter genommen hatte.

Vielleicht auch gegen seine eigene Demütigung.

All diese Dinge lagen inzwischen so nahe beieinander in ihm, dass er aufhörte, sie zu unterscheiden.

Und genau da leuchtete auf der Arbeitsfläche eine Benachrichtigung auf.

Die Nachricht kam über einen geschlossenen Kommunikationskanal, den hochrangige Fondsverwalter, politische Berater und Menschen benutzten, die nicht wollten, dass ihre Gespräche Teil gewöhnlicher Archive wurden.
Ein Absender war nicht angegeben.

Die Nachricht enthielt einen Ort, eine Zeit und einen einzigen Satz:

Herr Thorne würde ein Gespräch über die Folgen des heutigen Auftritts begrüßen.

Arien las sie zweimal.

Kael Thorne hatte kein offizielles Amt inne, das dem Umfang seines Einflusses entsprach. Er leitete weder eine Regierung noch eine Zentralbank. Sein Name tauchte jedoch im Umfeld von Vermögensverwaltern, Investmentfonds, Medien, Stiftungen und politischen Kampagnen auf.
Die Leute sprachen von ihm als Berater.

Jene, die mehr wussten, benutzten überhaupt keine Bezeichnung.

Arien löschte die Nachricht nicht.

Zuerst spielte er Jesairs Rede noch einmal ab.

Diesmal sah er nicht Jesair an.

Er fand Kael im Bild.

Und dann bemerkte er einen kurzen Augenblick, in dem Kael nicht zum Redner sah.

Er sah ihn an.

Arien nahm die Einladung an.

Sie trafen sich am folgenden Abend hoch über Nitra in einem Raum, der offiziell einer Stiftung zur Förderung der zwischenstaatlichen wirtschaftlichen Zusammenarbeit gehörte. Kael wartete bereits.

„Herr Korveth."

„Herr Thorne."

„Ihren Namen kenne ich schon länger."

„Soll mich das freuen?"

„Es sollte Sie vorsichtig machen."

Kael öffnete die Konferenzaufzeichnung und hielt sie bei Jesair an.

„Wenn die Zeit des gemeinsamen Werkes reif ist, darf der Wert nicht länger im Schatten wandeln", las er. „Was allen dient, muss allen sichtbar sein."
Arien erwartete Spott.

Stattdessen sah er in Kaels Gesicht etwas wesentlich Interessanteres.

Angst.

Kael Thorne fürchtete diesen Gedanken.

Transparenz war für ihn kein moralisches Problem. Sie war eine existenzielle Bedrohung. Wenn sich Elarions Finanzströme auf einer einzigen Karte darstellen ließen, würden sie nicht bloß Steuerflucht sichtbar machen.
Sie würden politische Parteien zeigen, die aus denselben Quellen finanziert wurden.

Medien, die sich nach außen hassten und im Inneren demselben Geld gehörten.

Stiftungen.

Banken.

Fonds.

Und das Haus Thorne.

„Davion hat bisher keine Organisation", sagte Kael. „Keine Partei, keinen Apparat und kein Gesetz."

„Warum fürchten Sie ihn dann?"

„Weil die Menschen verstehen, was er sagt."

Kael schaltete das Bild aus.

„Komplizierte Gedanken kann man in Kommissionen begraben. Einfache verbreiten sich von selbst."

Arien lehnte sich zurück.

„Sie haben mich eingeladen, um mir zu sagen, dass Sie Angst vor einem Aurelianer haben?"

„Ich habe Sie eingeladen, weil Sie keine Angst vor ihm haben."

„Nein."

Kael schwieg eine Weile.

„Sie hassen ihn."

Arien spürte, wie sich seine Nackenmuskeln anspannten.

„Sie wissen nicht genug über mich."

„Ich weiß, wie Sie ihn angesehen haben."

„Ein Blick ist kein Beweis."

„Ich suche keinen Beweis. Ich suche eine Motivation."

Arien stand auf.

Kael hielt ihn nicht zurück.

„Mareia Lioren ist nicht der Grund, weshalb Sie hier sind", sagte er.

Arien blieb stehen.

„Sie ist nur der Grund, weshalb Ihr alter Hass wieder sprechen gelernt hat."

Diesmal drehte Arien sich abrupt um.

Kael ahnte nicht, wie genau er getroffen hatte.

Er wusste nichts von dem Unfall.

Von der Mutter.

Von dem Jungen.

Von den goldenen Augen hinter den sich schließenden Türen.

Doch Menschen wie Kael mussten den Ursprung einer Wunde nicht kennen. Es genügte ihnen zu erkennen, dass sie existierte.

„Was wollen Sie von mir?", fragte Arien.

„Vorerst nichts."

„Dann hätten Sie mich nicht rufen müssen."

„Ich möchte Ihnen Unterstützung anbieten."

Arien setzte sich langsam.

„Wofür?"

Kael öffnete eine Übersicht von Forschungs- und Finanzstrukturen.

„Sie arbeiten mit Konsortien. Sie verstehen die Übergänge zwischen Rechtsräumen, Währungen und Rechtsordnungen. Sie haben Rahmenwerke für biologische Sicherheit ausgearbeitet."

„Alle gesetzeskonform."

„Selbstverständlich."

Kael sprach das Wort so ruhig aus, dass es seine Bedeutung verlor.

„Die Häuser und Stiftungen, mit denen ich zusammenarbeite, suchen Menschen, die langfristige Risiken für die Zivilisation analysieren können. Wirtschaftliche. Politische. Soziale. Genetische."

Arien sah ihn an.

„Aurelianische?"

Kael antwortete nicht sofort.

„Auch aurelianische, wenn Sie sie für ein Risiko halten."

In diesem Augenblick eröffnete sich kein Plan.

Es öffnete sich eine Tür.

Kael bot Zugang zu Finanzierung, Kanzleien, Stiftungen und Forschungszentren. Zu Menschen, die eine Frage so stellen konnten, dass ihre wahre Bedeutung in der Fachsprache verborgen blieb.

„Und was wollen Sie dafür?"

„Informationen. Wohin Jesairs Gedanke führt. Wer ihn unterstützt. Und welche Möglichkeiten es gibt, sein Wachstum aufzuhalten, bevor aus einer moralischen Losung ein politisches Programm wird."

„Sie wollen ihn diskreditieren?"

„Wenn es möglich ist."

„Und wenn nicht?"

Kael sah ihn an.

„Dann werden wir eine genauere Analyse brauchen."

Mehr musste er nicht sagen.

Nach dem Treffen begann Arien über aurelianische Vererbung zu lesen.

Zunächst redete er sich ein, es sei berufliche Neugier.

Er erfuhr von besonderen Regeln der genetischen Weitergabe. Von Söhnen, die bei einem aurelianischen Vater das charakteristische Profil erbten. Von gemischten Linien. Von Markermustern. Von physiologischen Eigenschaften, die mit dem goldenen Ring verbunden waren.

Biologie.

Nur Biologie.

Genau wie in dem Bericht über den Tod seiner Mutter.

Je mehr er las, desto mehr begegneten sich in ihm zwei Teile seines Lebens, die er bisher getrennt gehalten hatte.

Das Kind, das seine Mutter verloren hatte.

Und der Mann, der die Welt erklären musste, ohne einzugestehen, dass ihn dieses Kind noch immer lenkte.

Er begann, sich Notizen zu machen.

Moralische Autorität ohne Wählermandat.

Familiäre Kontinuität als politisches Kapital.

Davion — ein Symbol, das sich weigert, Symbol zu sein, und deshalb wirksamer ist.

Transparenz als Werkzeug aurelianischen moralischen Einflusses.

Der letzte Satz war nicht wahr.

Transparenz war nicht aurelianisch. Jesair stellte sie als gemeinsames System für alle vor.

Doch Arien ging nicht mehr von der Wirklichkeit aus.

Er ging von dem Ergebnis aus, zu dem er gelangen musste.

Und ein intelligenter Mensch, der zuerst seine Schlussfolgerung wählt, ist manchmal gefährlicher als ein Dummkopf.

Denn ein Dummkopf kann keinen vollkommenen Weg zum Irrtum bauen.

Arien konnte es.

Je mehr er schrieb, desto weniger war ihm bewusst, dass er nicht über die Aurelianer schrieb.

Er schrieb über einen Jungen vor dem Zoo.

Über ein Tor, das sich nicht geöffnet hatte, weil er eine Bedingung nicht erfüllt hatte.

Über seine Mutter in den Trümmern.

Über ein Rettungsmodul, das sich für jemand anderen geöffnet hatte.

Über Mareia, die die Tür hinter sich geschlossen hatte.

In seinem Leben gab es zu viele Türen.

Und Arien beschloss, nie wieder derjenige zu sein, der davor stehen blieb.

Eines Abends antwortete Mareia auf eine seiner älteren Nachrichten.

Arien, ich werde nicht zurückkommen. Was geschehen ist, war kein Fehler zwischen uns. Es war eine Grenzüberschreitung. Ich wünsche dir, dass du dir das eines Tages eingestehen kannst.

Er las die Nachricht viele Male.

Am meisten erzürnte ihn der letzte Satz.

Gerade weil er wahr war.

Drei Tage später sah er eine Aufzeichnung einer öffentlichen Diskussion in Auriola. Jesair sprach dort über Archive. Mareia saß unter den Zuhörern.
Als Jesair geendet hatte, begegneten sich ihre Blicke für einen Augenblick.

Darin lag nichts, was sich als Beweis hätte verwenden lassen.

Arien sah dennoch alles darin.

Er hielt das Bild an.

Jesair.

Mareia.

Der goldene Ring.

Und irgendwo tief drinnen, unter all den Jahren der Bildung, des Einflusses und der Selbstbeherrschung, hielt ein neunjähriger Junge noch immer einen beinahe gelösten Würfel in den Händen.
Auf der Arbeitsfläche öffnete er die Liste der Forschungsstiftungen.

Bei einigen leuchtete eine neue Berechtigung auf.

Erweiterter Zugang von der Fondsverwaltung genehmigt.

Kael hatte sein Angebot eingelöst.

Arien konnte Vorschläge für strategische Projekte einreichen, Rechts- und Finanzberatung nutzen und Programme über Staaten hinweg verknüpfen, die nach außen nichts miteinander zu tun hatten.

Bisher war nichts davon ein Verbrechen.

Forschung zur biologischen Sicherheit war notwendig.

Die Analyse genetischer Populationen konnte Leben retten.

Die Modellierung von Systemrisiken gehörte zu einer verantwortungsvollen Führung der Zivilisation.

Jedes Werkzeug hatte eine legitime Verwendung.

Entscheidend war, wer sie eines Tages nebeneinanderlegen würde.

Arien wusste, wie man ein großes Projekt so finanzierte, dass es nirgends als ein einziges Projekt erschien. Er wusste, wie man Aufträge auf Währungen, Staaten und Rechtsordnungen verteilte. Er wusste, wo sich das eigentliche Interesse verbergen ließ, ohne dass irgendjemand wissentlich gegen ein Gesetz verstoßen musste.
Lange betrachtete er die Möglichkeiten vor sich.

Ein Mensch wird nicht erst mit der ersten Tat zum Täter.

Manchmal wird die Grenze viel früher überschritten.

In dem Augenblick, in dem ein Mensch die Möglichkeit betrachtet, einen anderen zu vernichten, und sich statt der Frage *Dürfte ich das?* die Frage stellt: *Wie ließe es sich tun?*
Arien hatte noch nichts in Auftrag gegeben.

Er hatte kein Labor angesprochen.

Er hatte keinen konkreten Plan.

Aber er hatte einen Schutzherrn.

Zugang.

Und die Gewissheit, dass sich, wenn er die Absicht in ausreichend kleine Teile zerlegte, Menschen finden würden, die bereit waren, jeden davon auszuführen, ohne zu wissen, was sie gemeinsam erschufen.
In der Nacht trat er auf die Terrasse.

Unter ihm leuchtete Nitra. Über der Stadt zogen Schiffe zum Orbitalring und weiter nach Thaeron.
Die Welt war präzise.

Vernetzt.

Gesteuert.

Arien dachte an seinen Vater.

Sie haben richtig gehandelt.

An seine Mutter.

Regeln sind nicht dazu da, dass wir ihretwegen aufhören zu fühlen.

Jahrzehntelang hatten sich die beiden Sätze in seiner Erinnerung gegenübergestanden.

Am Ende wählte er den seines Vaters.

Nicht, weil er ihm verziehen hätte.

Weil sich damit arbeiten ließ.

Wenn Menschen nach Mechanismen entscheiden, genügt es, die Mechanismen zu beherrschen.

Wenn Institutionen Regeln folgen, genügt es, einen Weg zu schaffen, auf dem jede ihre eigene Regel erfüllt.
Wenn die Absicht auf genügend Menschen verteilt wird, muss niemand das ganze Schuldgefühl tragen.

Arien blickte auf die Stadt.

„Persönliche Entscheidungen gibt es nicht“, sagte er leise.

Dieser Satz gefiel ihm.

Er klang wie Philosophie.

In Wahrheit weinte darin noch immer ein Kind vor einem verschlossenen Tor.

Auf der Arbeitsfläche hinter ihm wartete eine Nachricht aus dem Büro des Hauses Thorne.

Finanzielle und rechtliche Unterstützung steht bereit. Legen Sie den ersten Projektrahmen vor.

Arien ging wieder hinein.

Wenn Hass reif wird, hört er auf zu schreien.

Er beginnt zu organisieren.

Kael hatte ihm die erste Tür geöffnet.

Und Elarion, eine große Zivilisation unter einer großen Sonne, bot ihm dahinter noch immer zu viele Flure.

14. Erde: Der Beginn eines neuen Geschlechts

Schon senkte sich der Abend über das Land, und Jerusalem blieb hinter ihnen wie eine Wunde, die sich noch nicht hatte schließen können. Die Jünger saßen im Haus hinter verschlossenen Türen. Keiner sprach laut. Jeder trug eine andere Art von Scham in sich: Petrus seine Verleugnung, Thomas seinen Unglauben, die anderen ihre Flucht, ihr Schweigen und ihre Angst.
Da veränderte sich die Luft im Raum.

Keine Schritte waren zu hören, kein Knarren der Tür. Plötzlich stand er einfach unter ihnen.

Jesus.

Jesus stand lebendig und ruhig unter ihnen, zu wirklich für eine Erinnerung, einen Schatten oder ein aus Verzweiflung geborenes Trugbild. In seinem Gesicht hatte der Schmerz nicht mehr das letzte Wort.
„Friede sei mit euch“, sagte er.

Niemand rührte sich. Einige wichen zurück, andere sanken auf die Knie. Petrus bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Johannes begann lautlos zu weinen. Thomas starrte ihn an, als zerfiele ihm in einem einzigen Augenblick die ganze Welt, die er auf dem Zweifel errichtet hatte.
Jesus hob die Hände. An seinen Handgelenken waren die Spuren der Nägel. Dann schob er sein Gewand beiseite und zeigte die Seite, aus der noch vor wenigen Tagen Blut und Wasser geflossen waren.
„Ich bin es“, sagte er leise. „Ihr berührt keinen Traum. Ihr berührt keine vergebliche Hoffnung. Ihr berührt das, was der Tod nicht festhalten konnte.“
Thomas trat näher wie ein Mensch, der sich vor seiner eigenen Erkenntnis fürchtet. Er wollte die Wunde berühren, doch seine Hand hielt in der Luft inne. All seine trotzige Gewissheit zerbrach.
„Mein Herr“, flüsterte er, „und mein Gott.“

Jesus sah ihn ohne Vorwurf an.

„Du hast geglaubt, weil du gesehen hast. Doch es werden Menschen kommen, die nicht sehen und in denen dennoch dasselbe Feuer brennen wird."

Dann setzte er sich zu ihnen, als sei er von einer kurzen Reise zurückgekehrt und nicht aus dem Reich des Todes. Er bat sie um etwas zu essen. Sie reichten ihm ein Stück gebratenen Fisch und etwas Brot. Er aß vor ihnen, langsam, ganz gewöhnlich, und gerade diese Gewöhnlichkeit war erschreckender als das Wunder. Denn ein Geist isst nicht. Ein Traum bricht kein Brot. Eine Erinnerung blickt einem Menschen nicht in die Augen.

Als er gegessen hatte, begann er mit ihnen über die Schrift zu sprechen. Über Mose, über die Propheten, über Worte, die sie ihr Leben lang gehört hatten und die sich ihnen erst jetzt wie Tore öffneten. Er sagte ihnen, der Menschensohn habe bis dorthin hinabsteigen müssen, wohin die Menschen am wenigsten zu blicken wagten, um ihnen zu zeigen, dass Gott auch dort seine Herrschaft über die Welt nicht verloren hatte.

„Ihr habt geglaubt, das Kreuz sei das Ende", sagte er. „Doch das Kreuz war der Ort, an dem die menschliche Macht sich bis zum Grund erschöpfte. Dort, wo der Mensch zeigte, was er Gott antun konnte, zeigte Gott, was er dem Menschen tun konnte: ihm vergeben."

Später gingen sie nach Norden, an das Wasser, wo er sie einst zum ersten Mal gerufen hatte. Der See von Tiberias war ruhig, und die Nacht lag wie ein dunkler Schleier über ihm. Petrus sagte, er gehe fischen, und die anderen gingen mit. Die ganze Nacht warfen sie ihre Netze aus, doch sie fingen nichts.

Im Morgengrauen stand ein Mann am Ufer.

„Kinder", rief er, „habt ihr etwas zu essen?"

„Nein", antworteten sie.

„Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus."

Sie taten es. Das Netz füllte sich so rasch, dass sie es nicht mehr einholen konnten. Da wurde Johannes blass und sah Petrus an.

„Es ist der Herr."

Ohne nachzudenken sprang Petrus ins Wasser. Er watete zum Ufer, als wolle er mit jedem Schritt zurück vor jene Nacht gelangen, in der er dreimal gesagt hatte, er kenne ihn nicht.

Am Ufer brannte bereits ein Feuer. Auf den Kohlen lagen Fisch und Brot. Jesus stand an den Flammen, und das Morgenlicht erhellte sein Gesicht. Maria Magdalena war nicht weit von ihm entfernt. Sie schwieg, doch ihr Schweigen war anders als das der anderen. Es lag weder Scham darin noch Angst. Eher ein stilles Wissen, als hätte sie von Anfang an gewusst, dass der Tod nicht der Ort war, an dem ihre Geschichte enden würde.

Sie aßen gemeinsam. Keiner wagte ihn zu fragen: „Wer bist du?“ Denn alle wussten es.

Als sie gegessen hatten, wandte Jesus sich Petrus zu.

„Simon, Sohn des Johannes“, sagte er, „liebst du mich mehr als diese?“

Petrus senkte die Augen.

„Herr, du weißt, dass ich dich lieb habe.“

Jesus nickte.

„Weide meine Lämmer.“

Das Feuer knisterte. Petrus hob den Blick, doch Jesus fragte ihn erneut:

„Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich?“

Petrus’ Stimme zitterte.

„Ja, Herr. Du weißt, dass ich dich lieb habe.“

„Weide meine Schafe.“

Zum dritten Mal fragte Jesus:

„Simon, Sohn des Johannes, hast du mich lieb?“

Da schmerzte Petrus alles, was in ihm noch so getan hatte, als sei es verheilt. Drei Fragen fielen in drei Verleugnungen. Drei Antworten stiegen aus drei Wunden auf.
„Herr“, sagte Petrus, „du weißt alles. Du weißt, dass ich dich lieb habe.“

Jesus sah ihn lange und ernst an.

„Weide meine Schafe.“

Da begriff Petrus, dass Vergebung nicht Vergessen ist. Sie bedeutet, einem Menschen eine Aufgabe anzuvertrauen, der bereits weiß, wie schwach er ist.

Dann führte Jesus sie auf einen Berg. Dort standen die Elf, Maria Magdalena und einige andere, die ihnen von Galiläa bis nach Jerusalem gefolgt waren. Unter ihnen breitete sich das Land aus, das noch lange unter Reichen, Priestern, Kaufleuten, Schwertern und Angst aufgeteilt bleiben sollte. Über ihnen öffnete sich der Himmel, doch nicht als Fluchtweg, eher als Erinnerung daran, dass die Welt nicht in ihren Grausamkeiten eingeschlossen war.
Jesus sagte:

„Mir ist eine Macht gegeben, die mir die Menschen nicht nehmen konnten, weil sie sie mir nicht gegeben haben. Geht also und lehrt die Völker. Nicht mit dem Schwert. Nicht

durch Angst. Nicht aus dem Verlangen zu herrschen. Lehrt sie sehen. Lehrt sie, die Wahrheit mehr zu lieben als den eigenen Vorteil. Lehrt sie vergeben, aber nicht der Lüge dienen. Tauft sie in ein Leben hinein, in dem der Mensch nicht mehr nur sich selbst gehört."
Einige fielen auf die Knie. Einige weinten. Und einige zweifelten noch immer, denn auch vor einem Wunder bleibt das menschliche Herz ein menschliches Herz.
Jesus trat näher zu ihnen.

„Ich werde nicht so bei euch sein, wie ich es war", sagte er. „Aber ich werde alle Tage bei euch sein, in jedem Menschen, der aus dem Schlaf seiner eigenen Angst erwacht. Ich werde in dem Bewusstsein sein, das sich selbst erkennt. Ich werde in jedem sein, der begreift, dass das Reich Gottes nicht wie ein Palast aus den Wolken kommt, sondern wie ein Licht im Inneren des Menschen."
Dann wandte er sich Maria Magdalena zu.

Es war nicht die Geste eines Lehrers gegenüber einer Schülerin. Es lag etwas Älteres darin, Tieferes, Stilleres. Als fänden zwei Flüsse nach einer langen Wanderung wieder in einem Bett zusammen. Maria trat zu ihm, und einen Augenblick lang berührten sich ihre Hände. Petrus sah es. Johannes ebenfalls. Niemand sagte etwas.
Jesus sah Petrus ein letztes Mal an.

„Du bleib bei der Herde", sagte er zu ihm. „Du wirst sie zusammenhalten, wenn sie auseinanderlaufen. Du wirst sie an Brot, Feuer und Meer erinnern. Du wirst ihnen sagen, dass ich auferstanden bin."
Petrus wollte etwas einwenden, doch Jesus hielt ihn mit einem Blick zurück.

„Und du", wandte er sich Johannes zu, „trägst das Wort. Bewahre, was du gesehen hast, aber noch mehr das, was du verstanden hast."
Dann sagte er zu allen:

„Nicht alles, was mit Gott beginnt, muss vor den Augen der Welt geschehen. Es gibt Werke, die im Verborgenen wachsen. Es gibt Samen, die weit von den Tempeln fallen müssen, weit von den Thronen, weit von denen, die sie besitzen wollen."
Maria Magdalena stand bei ihm, und der Wind bewegte ihr Haar. In ihrem Gesicht lag keine Überraschung. Eher die Zustimmung eines Menschen, der den Weg bereits kannte.

„Es wird eine Zeit kommen", fuhr Jesus fort, „in der Menschen geboren werden, die nicht meinen Namen wie ein Banner tragen, sondern mein Bewusstsein wie eine Flamme. Sie werden die Welt nicht von Palästen aus beherrschen. Sie werden sie verändern, indem

sie weiter sehen als die anderen. Sie werden unter den Völkern geboren werden, in verschiedenen Zeiten, in den Körpern gewöhnlicher Menschen. Und immer, wenn die Welt sich dem Abgrund nähert, werden einige von ihnen sich erinnern."
Die Jünger verstanden nicht alles. Vielleicht konnten sie es auch nicht. Die Worte, die sie hörten, waren größer als ihr Leben.
Am Himmel bewegte sich eine helle Wolke. Nicht wie ein Wagen, der ihn vor ihren Augen forttragen sollte, sondern wie ein Schleier, der einen Weg verhüllen sollte, den sie noch nicht kennen durften. Jesus hob die Hände und segnete sie.
„Seid meine Zeugen", sagte er. „Bis an das Ende der Erde."

Dann trat er zurück ins Licht.

Einige sahen, wie die Wolke ihn ihren Blicken entzog. Einige hätten geschworen, er sei emporgestiegen. Andere, vor allem Johannes, waren sich bis ans Ende ihres Lebens nicht sicher, ob sich der Himmel in diesem Augenblick über ihnen geöffnet hatte oder in ihnen.
Als das Licht verschwand, blieben sie auf dem Berg stehen und blickten ins Leere.

Zwei Männer in Weiß erschienen bei ihnen wie eine stille Antwort auf eine Frage, die niemand auszusprechen wagte.
„Warum blickt ihr zum Himmel?", sagte einer von ihnen. „Der fortgegangen ist, ist nicht verloren. Er hat nur einen Weg betreten, dem ihr noch nicht folgen könnt."
Petrus wandte sich wieder den anderen zu. In seinem Gesicht waren Tränen, aber auch eine Festigkeit, die zuvor nicht darin gewesen war.

„Kommt", sagte er. „Wir sollen seine Schafe weiden."

Und weit von ihnen entfernt, dort, wo der Weg zwischen Felsen und Morgenlicht verschwand, gingen zwei Gestalten Seite an Seite. Ein Mann und eine Frau. Nicht wie Menschen, die vor der Welt flohen, sondern wie Menschen, die die Zukunft der Welt still in sich trugen, damit die Welt sie eines Tages in sich selbst finden würde.
Hinter ihnen blieben Jerusalem, das Kreuz, das leere Grab, das Feuer am Ufer und die Herde, die Petrus anvertraut worden war.
Vor ihnen lag ein Weg, über den nicht sogleich Bücher geschrieben werden sollten.

Und doch sollte auf ihm eines Tages ein neues Geschlecht von Menschen entstehen — nicht stärker an Körperkraft, nicht reicher an Besitz, sondern klarer im Bewusstsein. Menschen, die sich erinnern würden, ohne zu wissen, woher. Menschen, die in den entscheidenden Augenblicken der Geschichte eine leise Stimme in sich spüren würden:

Erwache.

Denn das Reich beginnt nicht auf einem Thron.

Es beginnt in einem Menschen, der sich bewusst wird, dass er bewusst wahrnimmt, und daraus die richtigen Schlüsse zieht.

Teil II: Die Aufteilung eines Verbrechens

15. 30 Währungen

Geld hat keine Absicht.

Es kann weder hassen noch neiden noch nach Rache verlangen. Es weiß nicht, ob es Brot kauft, ein Medikament, die Stimme eines Politikers oder einen künftigen Tod. Es kennt nur die Richtung, den Wert und das Konto, auf dem es für eine Weile verweilt.
Die Absicht gibt ihm der Mensch.

Und der Mensch hat längst gelernt, wie er das Geld von seinem eigenen Namen trennt.

Kael Thorne empfing Arien in demselben Raum, in dem sie sich zum ersten Mal begegnet waren. Hoch über Nitra, hinter einer Wand aus dunklem Glas. Unter ihnen leuchtete die Stadt wie ein gewaltiges Nervennetz. Verkehrslinien bewegten sich zwischen den Türmen, der Fluss spiegelte die Lichter, und in der Ferne erhob sich der Orbitalring über den Horizont.
Auf dem Tisch zwischen ihnen lag nichts.

Kael legte die Hand auf seine Oberfläche.

Eine Karte Elarions erschien.

Vierzig Staaten.

Dreißig aktive Währungen.

Hunderte Banken.

Tausende Fonds, Stiftungen, Verwaltungsgesellschaften, Kanzleien und Eigentumsregister, die einander nur so weit kannten, wie das Gesetz es ihnen vorschrieb.
„Was sehen Sie darin?“, fragte Kael.

Arien betrachtete die Karte.

„Zersplitterung.“

„Ein Politiker würde Vielfalt sagen.“

„Ein Bankier würde Gelegenheit sagen.“

Kael lächelte.

„Deshalb habe ich Sie eingeladen."

Er berührte eine der nördlichen Regionen. Die Währung des Nordbundes erschien. Dann öffnete er einen Staat im südlichen Archipel. Therinith. Dessen Register schützte die Eigentümer von Fonds strenger als die persönlichen Gesundheitsdaten seiner eigenen Bürger.

Eine Linie entstand zwischen ihnen.

Eine Zahlung verließ den Norden als Investition in technologische Entwicklung. In Therinith nahm ein Fonds ohne öffentlich bekannten Eigentümer sie entgegen. Von dort wanderte sie als Kredit in einen anderen Staat weiter. Später kehrte sie als Kapital einer privaten Stiftung in die Union zurück.

Dasselbe Geld.

Drei Rechtsformen.

Vier Zwecke.

Nicht ein einziger Name.

„Die Union sieht den Anfang", sagte Kael. „Therinith sieht den Verwalter. Der nächste Staat sieht einen Kredit. Bei der Rückkehr sieht die Union eine ausländische Investition. Jede Angabe ist richtig."

„Und das Ganze sieht niemand."

„Das Ganze ist ein gefährlicher Begriff. Politiker mögen ihn nicht."

Mit einer Handbewegung öffnete Kael weitere Ströme. Es waren Hunderte. Manche führten zu Transportunternehmen, andere zu Medien, politischen Stiftungen, Forschungszentren und Versicherungen.

Eine Linie führte in den Kars-Gürtel, wo seit drei Jahren zwei Staaten um den Zugang zu Energievorkommen Krieg führten.

„Sie liefern ihnen Waffen", sagte Arien.

Kael rührte sich nicht.

„Eine Gesellschaft, an der ein von meinem Haus verwalteter Fonds eine Minderheitsbeteiligung hält, liefert einer Seite Verteidigungsausrüstung."

„Und der anderen?"

„Kredite zum Wiederaufbau beschädigter Städte."

Arien sah ihn an.

„Der Wiederaufbau hat noch gar nicht begonnen."

„Gerade deshalb sind die Bedingungen günstig."

Kael schloss die Kriegsebene. Er tat es ohne Scham, aber auch ohne Stolz. Wie jemand, der ein Dokument von einer Seite des Tisches auf die andere schiebt.

„Ich sage Ihnen das nicht, um Sie zu beeindrucken", sagte er. „Ich möchte, dass Sie das Umfeld verstehen. Macht verbirgt sich nicht, indem sie verschwindet. Sie teilt sich in Bestandteile auf, die für sich genommen annehmbar wirken."

„Und was erwarten Sie von mir?"

„Einen Rahmen."

„Wofür?"

„Das bestimmen Sie."

Arien wandte sich der Stadt zu.

Seit ihrer ersten Begegnung hatte er darüber nachgedacht, was er eigentlich wollte. Seine Gedanken kehrten immer wieder zu Jesair, Mareia und dem goldenen Ring zurück, doch in dieser Form konnte er sie vor Kael nicht aussprechen. Sie hätten klein geklungen. Persönlich. Lächerlich.

Er wollte, dass Mareia erfuhr, sie habe einen Menschen verlassen, der größer war, als sie zu begreifen vermochte.

Er wollte, dass Jesair aufhörte, vor den Menschen als moralische Antwort auf eine Frage zu stehen, die noch niemand richtig gestellt hatte.

Er wollte, dass die Aurelianer aufhörten, die Welt durch die Augen einer alten Geschichte zu betrachten, nach der ihnen ein besonderer Platz in der Geschichte zustand.

Vor allem aber wollte er, dass etwas zerbrach.

Nicht alles.

Nur so viel, dass die Menschen nicht mehr glaubten, Jesair Davion könne einen Weg weisen, auf dem man sicher gehen konnte.

„Biologische Sicherheit", sagte Arien.

Kael blieb reglos.

„Fahren Sie fort."

„Die drei Zweige Elarions unterscheiden sich biologisch. Die Medizin berücksichtigt das, aber politisch spricht man vorsichtig darüber. Zu vorsichtig. Niemand weiß, was

geschehen würde, wenn ein Gesundheitsrisiko entstünde, das einen Zweig wesentlich stärker träfe als die anderen.“

„Sie wollen ein solches Risiko erforschen?“

Arien drehte sich um.

„Ich will erforschen, wie gut die Zivilisation vorbereitet ist.“

Kael lächelte.

Nicht, weil er ihm glaubte.

Weil er die Formulierung zu schätzen wusste.

„Dafür brauchen Sie Forschung.“

„Daten.“

„Labore.“

„Rechenkapazität.“

„Politische Deckung.“

„Keine Deckung. Unabhängige Projekte mit einem legitimen Zweck.“

Kael lehnte sich zurück.

„Und was wird ihr gemeinsamer Zweck sein?“

Arien schwieg eine Sekunde länger als nötig.

„Den gemeinsamen Zweck werden sie nicht kennen.“

Auf der Karte Elarions leuchteten noch immer dreißig Währungen.

Jede hatte ihren eigenen Wert, ihre eigenen Regeln, ihre eigene Geschichte und ihre eigenen Grenzen. Zwischen ihnen wurde Geld so oft umgetauscht, dass es schien, als verliere es mit jedem Wechselkurs ein Stück seiner Vergangenheit.

Kael vergrößerte die Karte.

„Das Projekt darf nicht als Projekt finanziert werden“, sagte er. „Es muss als eine Vielzahl von Bedürfnissen finanziert werden, die scheinbar nichts miteinander zu tun haben.“

„Wie viele Gesellschaften?“

„Das hängt davon ab, wie viele Fragen Sie stellen wollen.“

„Und die letztendlichen Eigentümer?“

„Manche werden nur für die Register existieren. Andere werden nicht öffentlich bekannt sein. Wieder andere werden Fonds sein, die Fonds gehören.“

„Wer wird das leiten?“

„Niemand.“

Arien sah ihn an.

Kael fuhr fort:

„Sie werden wissen, was Sie brauchen. Jeder Beteiligte erhält nur seine eigene Aufgabe. Die Finanzierung übernehmen Menschen, die den Inhalt nicht kennen werden. Die Juristen werden die Verträge kennen, nicht die Ergebnisse. Die Forscher werden die Fragen kennen, nicht deren Ursprung. Die Labore werden das Material kennen, nicht den gesamten Zusammenhang. Wenn Sie ein einziges Zentrum schaffen, schaffen Sie einen Ort, den man finden kann.“

„Und wenn es kein Zentrum gibt?“

„Dann wird es nichts geben, was sich durch eine einzige Untersuchung aufdecken lässt.“

Arien sah wieder auf die dreißig Währungen.

„Wie viele davon werden wir nutzen?“

Kael zuckte mit den Schultern.

„Genug, damit jede Institution in eine andere Richtung blickt.“

Geld hatte keine Absicht.

In dieser Nacht aber erhielt es eine Richtung.

Und sie führte zu einer Wunde, die noch keinen Namen hatte.

16. Die Wunde erhält ein Budget

Arien arbeitete drei Tage lang, ohne die Wohnung zu verlassen.

Er zog die Vorhänge nicht zu. Vor ihm ging Nitra vom Morgen in den Abend über, vom Abend in die Nacht und von der Nacht zurück ins kalte Licht. Auf dem Tisch sammelten sich nur leere Getränkebehälter. Alles andere existierte in Ebenen über der Arbeitsfläche.

Zuerst schrieb er einen Titel:

Programm für planetare biologische Widerstandsfähigkeit.

Er sah ihn so lange an, bis er ihn löschte.

Zu groß.

Zu geschlossen.

Zu sichtbar.

Statt eines einzigen Programms erstellte er eine Liste einzelner Fragen.

Wie unterscheidet sich die Immunantwort der drei elarionischen Zweige?

Welche erblichen Merkmale beeinflussen die Widerstandsfähigkeit gegen unbekannte biologische Risiken?

Wie schnell können Gesundheitssysteme ungewöhnliche Krankheitshäufungen erkennen?

Wie lassen sich genetische Archive vor Missbrauch schützen?

Wie verändert sich die gesellschaftliche Stabilität, wenn unterschiedliche Bevölkerungsgruppen ungleich betroffen sind?

Wie lassen sich mithilfe biologischer künstlicher Intelligenz neue Gesundheitsrisiken vorhersagen?

Jede Frage war legitim.

Manche waren sogar dringend.

Arien verteilte sie auf dreiundzwanzig Projekte.

Dann verteilte er die dreiundzwanzig Projekte auf elf Bereiche.

Daten.

Modellierung.

Ethik.

Rechenkapazität.

Gesundheitssimulationen.

Langlebigkeitsforschung.

Rechtliche Rahmenbedingungen.

Krisenlogistik.

Genetischer Schutz.

Öffentliche Risikokommunikation.

Widerstandsfähigkeit der Infrastruktur.

In keinem einzigen Teil stand, dass die Ergebnisse zusammengeführt werden sollten.

Das stand nur in seinem Kopf.

Am vierten Tag kam jemand aus dem Haus Thorne. Er trug keinen Namen, der Arien etwas sagte. Er stellte sich nur als Finanzkoordinator vor.
Er war jünger, als Arien erwartet hatte. Sein Gesicht war so gewöhnlich, dass es wie eine berufliche Eigenschaft wirkte.

„Herr Thorne bittet um einen vorläufigen Umfang“, sagte er.

Arien machte ihm die Projektliste zugänglich.

Der Koordinator ging sie durch, ohne Fragen zu stellen. Die Biologie interessierte ihn nicht. Bei jedem Projekt fragte er nur, welche Art von Institution es ausführen konnte, welche Finanzierungsform sich nutzen ließ und ob Zugang zu geschützten Daten nötig war.
„Hier geht es um die Erforschung erblicher Widerstandsfähigkeit?“, fragte er bei einem Eintrag.

„Ja.“

„Das kann eine Stiftung für Langlebigkeit finanzieren.“

„Es geht nicht um Langlebigkeit.“

„Im Antrag wird es darum gehen.“

Arien runzelte die Stirn.

„Das Ergebnis muss brauchbar sein.“

„Das Ergebnis wird so sein, wie Sie es brauchen. Die öffentliche Begründung wird so sein, wie der Datenanbieter sie braucht."
Beim nächsten Projekt hielt er inne.

„Simulationen medizinischer Reaktionen. Das kann über ein Versicherungskonsortium laufen."

„Warum sollten Versicherer dafür bezahlen?"

„Weil sie wissen müssen, welche Rücklagen eine ungleich verlaufende Epidemie erfordern würde."

„Ich brauche ein biologisches Modell, kein Versicherungsmodell."

„Die Versicherer bekommen die versicherungstechnische Auswertung. Sie bekommen den biologischen Anhang."

Der Koordinator ging zum nächsten Eintrag über.

„Große Rechenkapazität."

„Biologische KI."

„Thaeron."

„Warum?"

„Energietarife. Die Rechenkomplexe dort haben überschüssige Leistung und eine schwächere öffentliche Aufsicht über ausländische Auftraggeber."
Arien beobachtete, wie sich seine Gedanken in buchhalterische Kategorien verwandelten.

Etwas, das noch vor wenigen Tagen nur als unbestimmter Wunsch existiert hatte, Jesair zu schaden, erhielt Budgetposten, Zeitschätzungen und Rechtsformen.
Die Wunde erhielt ein Budget.

Das Budget kannte keinen Posten namens Hass.

Rache hatte darin keine eigene Zeile.

Es enthielt Dienstleistungen, Prüfungen, Lizenzen, Forschungszuschüsse und die Anmietung von Rechenkapazität.

Man konnte das ganze Dokument lesen und nichts darin finden, wofür man sich schämen musste.

„Wie groß wird das Gesamtvolumen sein?", fragte Arien.

Der Koordinator nannte eine Zahl.

Sie lag höher, als er erwartet hatte.

„Das wird auffallen."

„Nicht als Ganzes."

„Jemand könnte die Empfänger vergleichen."

„In verschiedenen Staaten? In verschiedenen Währungen? Unter verschiedenen Zwecken? Nicht ohne Anlass für eine Untersuchung."

„Und wenn es einen Anlass gibt?"

„Dann wird es schon zu spät sein."

Der Koordinator sagte es ruhig, ohne Bosheit. Wie die Beschreibung einer zeitlichen Diskrepanz zwischen zwei Systemen.
Arien wandte sich ab.

Auf einer benachbarten Ebene hatte er noch immer Mareias letzte Nachricht gespeichert.

Persönliche Entscheidungen bleiben niemals persönlich.

Er hatte ihr diesen Satz als Drohung geschrieben, doch in den letzten Tagen begann er ihm wie ein Gesetz zu erscheinen. Mareia hatte eine persönliche Entscheidung getroffen. Sie war gegangen. Sie hatte sich für ein Leben ohne ihn entschieden.
Jesair hatte eine persönliche Entscheidung getroffen. Er war im Saal aufgestanden und hatte einen Gedanken ausgesprochen.

Kael hatte eine persönliche Entscheidung getroffen. Er hatte die finanziellen Korridore geöffnet.

Und Arien traf nun seine eigene.

Jede Entscheidung berührte weitere Menschen.

Der Unterschied lag nur in ihrer Reichweite.

„Herr Thorne hat noch eine Frage", sagte der Koordinator.

„Welche?"

„Was ist ein annehmbares Ergebnis?"

Arien drehte sich langsam zu ihm um.

„Der Forschung?"

„Des Projekts."

Zum ersten Mal spürte er ein Zögern.

Er stellte sich Jesair krank vor. Nicht tot. Nur schwach. Jener ruhigen Gewissheit beraubt, die andere anzog. Er stellte sich vor, wie die Aurelianer die Staaten um Schutz bitten mussten. Er stellte sich eine Öffentlichkeit vor, die aufhörte, nach Transparenz zu fragen, und begann, sich vor biologischen Unterschieden zu fürchten.
Er stellte sich Mareia vor, wie sie begriff, dass Jesair nicht unantastbar war.

„Den Nachweis der Verletzlichkeit", sagte er.

Der Koordinator wartete.

„Wessen Verletzlichkeit?"

„Der Aurelianer."

„Und Jesair Davions?"

Arien schwieg.

Das genügte.

Der Koordinator schloss das Dokument.

„Der erste Rahmen wird in zehn Tagen fertig sein."

Als er gegangen war, blieb Stille in der Wohnung zurück.

Arien öffnete eines der aurelianischen Gesundheitsarchive, das für akademische Zwecke öffentlich zugänglich war. Es enthielt weder Namen noch persönliche Aufzeichnungen. Nur Bevölkerungsdaten, historische Krankheiten und eine Beschreibung des goldenen Rings als erblichen Phänotyp.
Er las darüber als über eine biologische Eigenschaft.

Er las über den goldenen Ring, seiner Bedeutung als Zeichen entkleidet.

Das Licht der Seele wurde im Text nicht erwähnt.

Es blieb nur eine Reihe messbarer Merkmale.

Das beruhigte ihn.

Ein Mensch entschließt sich leichter, einem Symbol zu schaden, wenn er es zuvor in einen Datenpunkt verwandelt.

17. Stiftungen des Schutzes

Die erste Stiftung war vor siebzehn Jahren gegründet worden.

Sie hieß Stiftung zum Schutz künftiger Generationen und hatte das Ziel, Forschung zu fördern, die verhindern sollte, dass erbliche Krankheiten an Kinder weitergegeben wurden. Die Öffentlichkeit kannte sie durch Geschichten von Familien, denen sie geholfen hatte, eine Behandlung zu bezahlen.

Ihre Vertreter traten in Schulen, Krankenhäusern und politischen Debatten auf. Jedes Jahr veröffentlichte sie einen Bericht voller Fotografien von Kindern, Ärzten und Forschern. Nirgends darin stand der Name Kael Thorne.

Eigentlich gehörte die Stiftung niemandem. Sie hatte einen Stiftungsrat, Gründungskapital, externe Wirtschaftsprüfer und einen Vertrag mit einem Vermögensverwalter. Der Verwalter gehörte einem Fonds in Therinith. Den Fonds vertrat eine Kanzlei. Die Kanzlei handelte nach den Weisungen eines weiteren Verwalters.
Am Ende der Kette stand kein Name.

Dort stand das Recht zu entscheiden.

Kael musste die Stiftung nicht besitzen. Es genügte, dass die Menschen, die über ihr Geld entschieden, wussten, wessen Anruf man nicht abwies.
Die zweite Stiftung schützte Gesundheitssysteme vor künftigen Pandemien.

Die dritte förderte die sichere Entwicklung künstlicher Intelligenz.

Die vierte widmete sich der Ethik genetischer Daten.

Die fünfte half den vom Krieg im Kars-Gürtel geschädigten Regionen.

Jede hatte einen guten Namen.

Macht kleidet sich gern in Worte, gegen die sich schwer etwas einwenden lässt.

Schutz.

Sicherheit.

Zukunft.

Kinder.

Frieden.

Niemand gründet eine Stiftung für unsichtbaren Einfluss.

Nerai Sael saß in der Schicht und betrachtete eine Zahlung, die für einen ernsthaften Fall zu klein und zum Schließen zu merkwürdig war.
Sie stammte aus einem der Vesta-Betriebe.

Nicht unmittelbar.

Die Analyseübersicht hatte drei Zahlungen aus dem Umfeld von Vesta an Stiftungen zum Schutz der Gesundheit markiert. Jede hatte einen rechtmäßigen Zweck. Nerai fiel ihr zeitlicher Zusammenhang auf und wie ähnlich sie trotz unterschiedlicher Zahler aussahen.
„Glaubst du, ein Restaurant finanziert genetische Forschung?“, fragte Taren Voss.

„Ich glaube gar nichts.“

„Das ist deine häufigste Meinung.“

Nerai vergrößerte die Zeitleiste.

„Es geht nicht um diese eine Zahlung. Sieh dir die anderen Betriebe an.“

Taren setzte sich neben sie.

Auf der Zeitleiste wiederholte sich etwas anderes: Kurz nach jeder solchen Zahlung folgte ein neuer Forschungsantrag.
„Vesta unterstützt viele gute Dinge“, sagte Taren.

„Vesta unterstützt unmittelbar gar nichts“, sagte Nerai. „Die Spenden kommen von Gesellschaften, die von den Vesta-Betrieben leben.“
„Das eignet sich weniger für einen öffentlichen Bericht.“

„Warum tauchen neue Forschungsanträge ausgerechnet nach diesen Spenden auf?“

„Steuerplanung.“

„Vielleicht.“

„Imagepflege.“

„Vielleicht.“

„Jemand bei Vesta hat ein schlechtes Gewissen.“

Nerai sah ihn an.

„Das ist bisher die unwahrscheinlichste Erklärung.“

Taren öffnete die Daten zu den Stiftungen.

Alle waren legal.

Die Spenden waren in jenen Staaten angegeben worden, in denen sie angegeben werden mussten. In anderen wurden sie nur als Gesamtsumme veröffentlicht. Die Stiftungen nannten den Zweck ihrer Ausgaben, aber nicht immer die endgültigen Empfänger. Forschungszuschüsse unterlagen dem Schutz von Geschäfts- und Wissenschaftsgeheimnissen.

„Wir können eine Projektliste anfordern“, sagte Taren.

„Nicht alle Verträge.“

„Nein.“

„Auch nicht die Aufgabenstellungen.“

„Nein.“

„Und auch nicht die letztendlichen Geldgeber.“

„In manchen Staaten nicht.“

Nerai lehnte sich zurück.

„Was werden wir dann überhaupt sehen?“

„Was das Gesetz uns zu sehen erlaubt.“

„Das Gesetz erlaubt uns, den Namen der Stiftung, ihren öffentlichen Zweck und das Gesamtvolumen der Förderung zu sehen. Wir werden nicht sehen, wer entschieden hat, wer bezahlt wurde und welche Frage die Forschung beantworten sollte.“

Taren schwieg eine Weile.

„Wir haben noch immer keinen Grund, ein Verbrechen anzunehmen.“

„Ich weiß.“

„Auch Vesta muss keine Quelle illegalen Geldes sein.“

„Ich weiß.“

„Und die Stiftungen könnten genau das tun, was sie behaupten.“

„Auch das weiß ich.“

Taren sah sie mit einem leichten Lächeln an.

„Warum siehst du dann aus, als wolltest du schon jemanden verhaften?“

„Weil alles harmlos sein kann und es trotzdem jemand so angeordnet hat.“

Auf der Arbeitsfläche erschien die Antwort einer der Banken. Sie weigerte sich, den vollständigen Zahlungsverlauf herauszugeben, weil kein Verdacht auf eine schwere Straftat nachgewiesen worden sei.
Nerai las die Nachricht zweimal.

Sie mussten den Finanzstrom sehen, um festzustellen, ob ein Grund zum Verdacht bestand.

Und sie brauchten einen Grund zum Verdacht, um den Finanzstrom sehen zu dürfen.

Taren zeigte auf eines der von der Stiftung geförderten Projekte.

„Sieh mal."

Den Zuschuss hatte ein Forschungszentrum in Auriola erhalten. Es beschäftigte sich mit erblichen Mechanismen der Geweberegeneration bei Aurelianern.
„Das könnte Langlebigkeitsforschung sein", sagte er.

„Könnte es."

„Davon sprechen doch jetzt alle."

Die Medizin stand kurz vor einem grundlegenden Durchbruch. Experimentelle Therapien konnten das Altern bereits erheblich verlangsamen, geschädigte Organe erneuern und das Leben verlängern. Jede Erforschung aurelianischer Regeneration konnte ein legitimer Teil des Weges zu einem Leben ohne natürliches Ende sein.
Doch jene andere Frage kannte Nerai noch nicht.

„Markiere alle biologischen Projekte", sagte sie.

„Auf welcher Grundlage?"

„Aufgrund ihrer Finanzierungsquelle."

„Die ist nicht dieselbe."

„Formell nicht."

„Nerai."

„Markiere sie nur. Wir leiten keine Ermittlungen ein. Wir suchen nach Wiederholungen."

Taren tat es.

Vor ihnen erschienen neun Projekte.

Genetische Regeneration.

Immunologische Widerstandsfähigkeit.

Biologische Modellierung.

Sicherheit von Gesundheitsarchiven.

Simulation einer regionalen Epidemie.

Schutz von Rechensystemen.

Krisenkommunikation.

Versicherungsrisiken bei einer in der Bevölkerung ungleich verteilten Erkrankung.

Ethische Nutzung genetischer Daten.

Für sich genommen hatten sie nichts miteinander zu tun.

Zusammen wirkten sie wie Teile einer Frage, die bisher niemand ausgesprochen hatte.

Nerai öffnete die Akte Vesta und fügte eine neue Notiz hinzu:

Mögliche Finanzierung koordinierter Forschungsbereiche über scheinbar unabhängige Stiftungen. Gemeinsamer Zweck unbestimmt.

Das System verlangte eine Risikoeinschätzung.

Unbestimmt.

Sie klickte auf Bestätigen.

„Weißt du, was seltsam ist?“, sagte Taren.

„Vieles.“

„Die Stiftung zur Hilfe für den Kars-Gürtel hat denselben Verwalter wie die Stiftung für biologische Sicherheit.“

Nerai öffnete den Eintrag.

Es stimmte.

Die eine Stiftung finanzierte Feldlazarette und Flüchtlingshilfe.

Die andere Gesundheitssimulationen.

Ihr Vermögen wurde von demselben Fonds aus Therinith verwaltet.

„Und dieser Fonds?“, fragte sie.

Taren prüfte das Register.

„Letztendlicher Eigentümer geschützt.“

Nerai betrachtete das Geflecht der Linien.

Auf der einen Seite Krieg.

Auf der anderen biologische Forschung.

Dazwischen Geld ohne Namen.

In diesem Augenblick ahnte sie noch nicht, dass sie auf zwei künftige Teile ihrer eigenen Rede vor dem Konvent blickte.

Sie sah nur Stiftungen.

Und jede von ihnen behauptete, etwas zu schützen.

18. BIO-KI ohne Hass

Biologische künstliche Intelligenz hatte kein Gesicht.

In alten Filmen gab man Maschinen Augen, eine Stimme und eine menschliche Art, sich zu bewegen. Die Menschen mussten Intelligenz als ein Wesen betrachten können, um ihr zu vertrauen oder sie zu fürchten.
Die wirklichen Systeme brauchten dieses Schauspiel längst nicht mehr.

Die BIO-KI, zu der Arien Zugang erhalten hatte, existierte in verteilten Rechenzentren auf Thaeron. Sie hatte weder einen einzigen Kern noch einen einzigen Standort. Sie nutzte Modelle lebender Systeme, medizinische Archive, anonymisierte genetische Daten, Krankheitsgeschichten und Simulationen biologischer Prozesse.
Sie konnte Zusammenhänge finden, für die ein menschliches Team Jahre gebraucht hätte.

Man setzte sie bei der Entwicklung von Therapien ein.

Bei der Regeneration von Organen.

Bei der Vorhersage erblicher Risiken.

Beim Schutz künftiger Generationen.

Sie war nicht böse.

Das war das Gefährlichste an ihr.

Arien griff nicht unmittelbar auf sie zu. Jede seiner Fragen kam über eine andere Organisation und hatte einen anderen erklärten Zweck.
Eine Stiftung fragte nach Unterschieden in der Immunantwort.

Ein Forschungszentrum für Langlebigkeit wollte Mechanismen identifizieren lassen, die bei manchen Aurelianern die Erneuerung geschädigter Zellen beschleunigten.
Ein Versicherungskonsortium wollte den ungleichmäßigen Verlauf einer hypothetischen Epidemie modellieren.

Eine Ethikkommission verlangte eine Analyse der Risiken, die mit der Verknüpfung genetischer und medizinischer Daten verbunden waren.
Die BIO-KI beantwortete jede Frage getrennt.

Sie ahnte nicht, dass derselbe Mensch die Antworten erhielt.

Arien saß vor seiner Arbeitsfläche und fügte sie zusammen.

Zuerst kamen allgemeine Ergebnisse. Statistische Unterschiede, Bevölkerungsmodelle, Unsicherheiten und Warnungen vor falscher Interpretation.
Dann traten tiefere Zusammenhänge hervor.

Manche biologischen Merkmale, die mit dem goldenen Ring verbunden waren, betrafen zugleich die Steuerung der Abwehrreaktionen des Körpers. Das bedeutete keine Schwäche. Die meisten Aurelianer waren gesund und in manchen Bereichen sogar widerstandsfähiger als die anderen Zweige.
Doch jeder Vorteil hatte einen Rand.

Jedes System, das schneller reagierte, konnte unter bestimmten Umständen zu heftig reagieren.

Arien las die Ergebnisse, ohne sich zu bewegen.

Die Maschine bot ihm keine Waffe an.

Sie bot ihm eine Karte der Verletzlichkeit.

Bei jeder Antwort standen Hinweise.

Die Daten beziehen sich auf Populationen.

Das Modell weist einen hohen Unsicherheitsgrad auf.

Die Ergebnisse dürfen nicht zur Diskriminierung verwendet werden.

Vor jeder praktischen Anwendung ist eine ethische und rechtliche Prüfung erforderlich.

Arien löschte die Hinweise nicht.

Er speicherte sie nur getrennt von den Ergebnissen.

Später nahm er Verbindung mit der Leiterin eines Forschungsteams auf. Ihr Bild erschien über dem Tisch. Sie war eine Selenitin mittleren Alters mit dem ruhigen Gesicht eines Menschen, der den größten Teil seines Lebens mit Krankheiten gearbeitet und gelernt hatte, Gewissheit nicht zu schnell auszusprechen.
„Ihre Fragen werden umfassender“, sagte sie.

„Das Projekt entwickelt sich.“

„Wir haben mit Regeneration angefangen.“

„Regeneration hängt mit Immunität zusammen.“

„Und Immunität mit epidemischen Risiken?“

„Jede Therapie zur Lebensverlängerung kann die Reaktion auf neue Krankheiten verändern."

Die Wissenschaftlerin nickte, wirkte aber nicht überzeugt.

„Wer ist der endgültige Auftraggeber?"

„Die Stiftung zum Schutz künftiger Generationen."

„Das ist der Geldgeber. Ich frage, wer die Ergebnisse nutzen wird."

„Gesundheitsbehörden."

„Welche?"

„Je nach Bedarf."

„Das ist keine Antwort."

Arien sah sie an.

„Es handelt sich um planetare Präventionsforschung. Nach Abschluss der rechtlichen Prüfung werden die Ergebnisse geteilt."

„Warum arbeiten wir dann mit getrennten Aufgabenstellungen?"

„Weil die einzelnen Datenquellen unterschiedlichen Regelungen unterliegen."

Das war wahr.

Die Wissenschaftlerin schwieg.

„Die BIO-KI hat einige kombinierte Simulationen abgelehnt", sagte sie schließlich.

„Warum?"

„Sie hat sie als zu sensibel eingestuft."

„Welche Simulationen?"

„Solche, die zeigen könnten, wie eine bestimmte Bevölkerungsgruppe auf eine eng definierte biologische Bedrohung reagieren würde."

„Genau das müssen wir doch wissen, wenn wir sie schützen wollen."

„Vielleicht. Aber das System kennt Ihre Absicht nicht."

Arien lächelte beinahe.

„Dann soll es die Frage beurteilen, nicht den Menschen."

„Eine Frage lässt sich auf viele Arten stellen."

„Teilen Sie sie auf."

Die Wissenschaftlerin erstarrte.

„Wie bitte?“

„Wenn die Kombination sensibel ist, sollen die einzelnen Teams getrennte Aspekte prüfen. Eines einen Unterschied zwischen Populationen. Ein anderes die medizinische Reaktion. Ein drittes die Kapazität der Systeme. Sie müssen kein gemeinsames Modell erstellen.“

„Und wer erstellt es dann?“

Arien antwortete nicht unmittelbar.

„Ist es nicht Ihre Aufgabe, Elarion vor künftigen Risiken zu schützen?“

„Das ist sie.“

„Wie wollen Sie es vor etwas schützen, das zu verstehen Sie ablehnen?“

Die Wissenschaftlerin senkte den Blick auf ihre eigenen Daten.

Es war eine Frage, die Wissenschaftler hassten. Sie erinnerte sie daran, dass man Vorsicht jederzeit Feigheit und Neugier Verantwortungslosigkeit vorwerfen konnte.

„Wir werden eine neue ethische Stellungnahme brauchen“, sagte sie.

„Die Stiftung wird dafür sorgen.“

„Eine unabhängige.“

„Selbstverständlich.“

Die Verbindung endete.

Zwei Tage später gab die Ethikstelle eine Stellungnahme ab, nach der die getrennte Untersuchung von Populationsreaktionen zulässig sei, sofern die Ergebnisse nicht ohne weitere Genehmigung zusammengeführt würden.

Arien las das Dokument.

Es war präzise.

Es war streng.

Und es war wirkungslos gegen einen Menschen, der nicht vorhatte, um eine weitere Genehmigung zu bitten.

Die BIO-KI kannte keinen Hass.

Sie hatte keinen Grund, den Aurelianern zu schaden.

Sie wusste nicht, wer Jesair war oder weshalb Arien bei seinem Namen einen Druck unter dem Brustbein spürte.

Sie beantwortete nur Fragen.

Der Hass war nicht in ihre Berechnungen eingegangen.

Er war in die Auswahl der Fragen eingegangen.

19. Labore ohne Karte

Das erste Labor stand an der Küste Aménias und erforschte die Regeneration von Gewebe.

Das zweite lag in einem nördlichen Staat, der eine der besten medizinischen Universitäten Elarions besaß. Es beschäftigte sich mit Unterschieden der Immunreaktionen zwischen Bevölkerungsgruppen.
Das dritte befand sich auf dem Orbitalring. Es prüfte die Sicherheit biologischer Sensoren für die geschlossenen Städte auf Thaeron.
Das vierte befand sich auf Thaeron und stellte Rechenkapazität bereit.

Das fünfte war kein Labor im gewöhnlichen Sinn. Es war ein Analyseunternehmen der Versicherungsbranche, das die wirtschaftlichen Folgen von Gesundheitskrisen modellierte.
Das sechste untersuchte die rechtlichen Möglichkeiten von Notmaßnahmen bei einer unbekannten Epidemie.

Keines dieser Teams arbeitete an einer Pandemie.

Zumindest nicht nach den Dokumenten, die ihm vorlagen.

Die Wissenschaftler in Aménia erhielten anonymisierte Proben und eine Frage zur Regeneration. Sie ahnten nicht, dass ein anderes Team ähnliche biologische Merkmale von der Seite der Immunität her untersuchte.
Das nördliche Labor analysierte Reaktionsmechanismen des Körpers. Es wusste nicht, dass jemand seine Ergebnisse mit Daten über den goldenen Ring vergleichen würde.
Das Team im Orbit arbeitete an Sensoren. Es glaubte, die Bewohner Thaerons vor der Einschleppung unbekannter Krankheiten zu schützen.
Die Versicherungsanalysten berechneten Krankenhauskapazitäten, Produktionsausfälle und die Kosten der Isolation von Regionen. Die biologischen Daten sahen sie nicht.
Die Juristen erarbeiteten eine allgemeine Studie über die Befugnisse der Staaten während eines Gesundheitsnotstands.

Jeder kannte sein Stück.

Niemand hatte eine Karte.

Arien hatte sie.

Auf seiner Arbeitsfläche fügten sich die einzelnen Ergebnisse zu Schichten. Noch bildeten sie keinen fertigen Mechanismus. Sie waren eher eine Sammlung von Möglichkeiten, Grenzen und Schwachstellen.
Manche Ergebnisse widersprachen einander.

Andere waren ungenau.

Manche Labore weigerten sich, ohne weitere Unterlagen fortzufahren. Andere verlangten Zeit.

Arien wurde ungeduldig.

Kael nicht.

„Forschung hat ihren eigenen Rhythmus“, sagte er bei einem ihrer Treffen.

„Ich brauche Ergebnisse, keinen Rhythmus.“

„Sie brauchen Ergebnisse, die nicht zu Ihnen führen.“

Kael öffnete die Finanzierungskarte. Die Zahl der Gesellschaften hatte sich seit ihrem letzten Treffen verdoppelt.
„Das ist unnötig kompliziert“, sagte Arien.

„Kompliziertheit ist der Preis der Unsichtbarkeit.“

„Jeder weitere Vermittler kann reden.“

„Worüber? Er kennt nur seinen eigenen Vertrag.“

Kael zeigte auf die regelmäßigen Einnahmen einer der Stiftungen. Sie stammten mittelbar aus dem Vesta-Netz und stiegen auch in Städten, in denen die Restaurants keine höheren Gästezahlen verzeichneten.
„Warum Vesta?“, fragte Arien.

„Weil ein Bargeldbetrieb Geld einnehmen kann, ohne dass jede Einnahme einen bestimmten Absender hat.“
„Woher kommt dieses Geld?“

Kael sah ihn an.

„Müssen Sie das wissen?“

Arien schwieg eine Weile.

„Nein.“

„Dann fragen Sie nicht.“

In einem anderen Teil der Karte erschien ein Geldstrom aus dem Kars-Gürtel.

„Und das?“

„Gewinn.“

„Aus dem Krieg.“

„Aus dem Handel.“

„Die Zulieferunternehmen liefern Technologien an eine Regierung, die durch internationale Abkommen anerkannt ist.“

„Und die Stiftung behandelt dann Menschen, die diese Technologien verletzt haben.“

Kael lehnte sich zurück.

„Die Welt mag Gleichgewicht.“

Arien empfand Abscheu vor ihm.

Keinen moralischen. Eher einen persönlichen. Kael sprach ohne das geringste Zucken über Leid, als wären Menschen bloß eine weitere Variable. Arien musste sich noch immer erklären, warum er es tat. Er brauchte Jesair, Mareia, die Aurelianer, die alte Ungerechtigkeit und seine eigene Demütigung.
Kael brauchte nichts.

Ihm genügte der Mechanismus.

„Wann wird das Projekt abgeschlossen?“, fragte Kael.

„Wir haben noch kein endgültiges Modell.“

„Ich frage, wann die Finanzierung endet.“

„Wenn ich weiß, ob sich ein begrenztes Gesundheitsrisiko erzeugen lässt.“

Kaels Blick veränderte sich.

„Begrenzt.“

„Ja.“

„Geografisch?“

„Auf eine Bevölkerungsgruppe.“

Kael schwieg.

Arien fuhr fort:

„Es soll nicht um die Vernichtung der Zivilisation gehen. Es soll eine Krise sein, die ausreicht, um zu zeigen, dass die Aurelianer nichts Besonderes sind. Dass ihr biologisches Erbe keine Gabe ohne Preis ist. Dass Jesair seine eigenen Leute nicht retten kann."

„Und die anderen Zweige?"

„Das Modell soll selektiv sein."

„Soll?"

Arien runzelte die Stirn.

„Es wird es sein."

Kael sah auf die Karte der Labore.

„Die Natur hält sich nicht gern an politische Ziele."

„Deshalb benutzen wir die BIO-KI."

„Eine Maschine kann eine Wahrscheinlichkeit berechnen. Sie kann die Welt nicht um Ihre Absicht herum abschließen."

Arien beugte sich vor.

„Sie wollten Jesair aufhalten."

„Ich wollte seinen Gedanken aufhalten."

„Ohne Jesair wird er keine Stimme haben."

„Märtyrer haben oft eine stärkere Stimme als lebende Menschen."

Arien stand auf.

„Er wird kein Märtyrer sein. Er wird ein Mann sein, der Licht versprochen hat und nicht einmal seinen eigenen Zweig schützen konnte."

Kael beobachtete sein Gesicht.

„Sie tun es noch immer seinetwegen."

„Ich tue es für das Gleichgewicht Elarions."

„Selbstverständlich."

Das Wort klang wie eine Beleidigung.

Arien ging, ohne sich zu verabschieden.

In derselben Nacht endete in einem der Labore eine weitere Reihe von Simulationen. Die Teamleiterin las die Ergebnisse und kennzeichnete sie als nicht eindeutig. Sie empfahl weitere Forschung und strengere Aufsicht.

Ihr Bericht ging bei der Stiftung ein.

Die Stiftung gab ihn an eine Beratungsgesellschaft weiter.

Die Beratungsgesellschaft erstellte eine Kurzfassung für den Auftraggeber.

Bei Arien kamen Tabellen an.

Die Warnung blieb im Anhang.

Niemand log.

Niemand veränderte die Ergebnisse.

Die Wahrheit ging nur durch genügend Hände, bis von ihr genau das übrig blieb, was der Mensch am Ende sehen wollte.
Die Labore arbeiteten weiter.

Jedes unter seinem eigenen Licht.

Zwischen ihnen lag Dunkelheit.

Und in dieser Dunkelheit hielt ein einziger Mensch die Karte.

20. Mareias Verdacht

Den ersten Antrag bemerkte Mareia Lioren nicht.

Er betraf anonymisierte Daten über aurelianische Regenerationsmechanismen. Das Forschungsprojekt verfügte über eine ordnungsgemäße Genehmigung, eine ethische Stellungnahme und die Finanzierung durch eine bekannte Stiftung.
Hunderte solcher Anträge gingen durch die Gesundheitsarchive.

Die Medizin veränderte sich schneller als die Gesetze, die sie regelten. Forscher suchten nach Wegen, das Altern aufzuhalten, geschädigte Organe zu erneuern und das Leben bis an eine Grenze zu verlängern, die frühere Generationen sich nicht hatten vorstellen können.
Die aurelianischen Familiendaten waren für diese Forschung außerordentlich wertvoll.

Einige ihrer Linien verfügten über ungewöhnlich wirksame Regenerationsmechanismen. In anderen traten bestimmte Krankheiten selten auf. Die Familienarchive reichten Hunderte Jahre zurück und boten eine Genauigkeit, die gewöhnliche Gesundheitsdatenbanken nicht besaßen.
Mareia genehmigte den ersten Antrag.

Den zweiten erhielt sie neun Tage später.

Er kam aus einem anderen Staat und betraf immunologische Abweichungen bei neuen Therapien zur Lebensverlängerung.

Auch er enthielt alle erforderlichen Dokumente.

Der dritte Antrag untersuchte die Sicherheit biologischer Daten.

Der vierte Unterschiede zwischen Bevölkerungsgruppen bei Gesundheitskrisen.

Der fünfte war eine Rechtsstudie und verlangte nicht die Daten selbst, sondern nur eine Beschreibung der Bedingungen, unter denen sie in einer Notlage zugänglich gemacht werden könnten.
Wahrscheinlich hätte Mareia sie nicht als Ganzes wahrgenommen, wenn sie beim fünften Antrag nicht dieselbe ungewöhnliche Formulierung wie beim ersten gefunden hätte.
Zeitlich stabile erbliche Indikatoren mit nachweisbarer Verbindung zu Familienlinien.

Es war kein fachlicher Fehler.

Auch keine außergewöhnliche Wendung.

Merkwürdig war, dass zwei Organisationen sie benutzten, die laut den Dokumenten nichts miteinander zu tun hatten.

Mareia öffnete die älteren Anträge.

Die Formulierung tauchte in dreien auf.

Immer an einer anderen Stelle.

Einmal in der Datenbeschreibung.

Einmal in der rechtlichen Begründung.

Einmal im technischen Anhang.

Wie ein Satz, den jemand aufgeteilt und in verschiedene Dokumente eingefügt hatte.

In den folgenden Stunden verglich sie Metadaten. Nicht den Inhalt geschützter Analysen. Dazu war sie nicht berechtigt. Sie sah nur, wer den Antrag gestellt hatte, welche Art von Daten verlangt wurde, wer die Stellungnahme abgegeben hatte und was der offizielle Zweck war.

Die einzelnen Projekte verbanden aurelianische Familienlinien, Regeneration, Immunität und die Reaktion auf medizinische Krisenbedingungen.

Mareia erstellte eine private Karte.

Sie war keine finanzielle wie Nerais.

Sie war biologisch.

An einem Ende standen die Familienarchive.

Am anderen eine hypothetische Gesundheitskrise.

Dazwischen Fragen, die einander näher kamen, ohne sich irgendwo zu berühren.

„Du arbeitest wieder bis spät."

Jesairs Stimme erklang hinter ihr.

Mareia zuckte zusammen. Sie hatte ihn nicht hereinkommen hören.

Er stand in der Tür des kleinen Archivbüros. Er trug schlichte dunkle Kleidung und hielt zwei Becher mit einem heißen Getränk in der Hand.

„Wie bist du hier hereingekommen?"

„Durch die Tür."

„In den geschützten Bereich des Archivs."

„In den Eingangsraum. Hierher hast du mich hereingelassen."

Sie blickte auf den Tisch. In ihrer Konzentration hatte sie die Meldung nicht bemerkt.

Jesair reichte ihr das Getränk.

„Nerai sagt, wenn du das Essen vergisst, muss man dir etwas bringen, das wenigstens so tut, als wäre es Nahrung."

„Ihr redet über mich?"

„Nur in Fragen der planetaren Sicherheit."

Mareia lächelte, wurde aber rasch wieder ernst.

Jesair sah auf die Ebenen über dem Tisch.

„Was ist los?"

„Ich weiß es nicht."

„Das klingt nach Nerai."

„Vielleicht liegt es in der Familie."

Er setzte sich ihr gegenüber.

In den letzten Wochen war Jesair häufiger Gast bei Besprechungen zu Gesundheits- und Bürgerfragen geworden. Seine Rede in Nitra verbreitete sich weiter. Man lud ihn zu Debatten ein, an Universitäten und zu öffentlichen Versammlungen. Einige sahen in ihm bereits den Anführer einer Bewegung, die noch keinen Namen hatte.
Er lehnte das ab.

Je mehr er es ablehnte, desto mehr Menschen vertrauten ihm.

„Zeig es mir", sagte er.

Mareia erklärte ihm die einzelnen Anträge. Jesair hörte zu, ohne sie zu unterbrechen.

„Könnten sie zusammenhängen?", fragte er.

„Alles kann zusammenhängen, wenn man nur lange genug hinsieht."

„Das war keine Antwort."

„Sie könnten. Aber ich weiß nicht, wie."

„Derselbe Auftraggeber?"

„Nein."

„Dieselbe Stiftung?"

„Nein."

„Dasselbe Labor?“

„Nein.“

„Was ist dann dasselbe?“

Mareia zeigte auf die biologischen Bereiche.

„Die Richtung.“

Jesair wartete.

„Stell dir vor, jemand stellt nicht eine einzige Frage“, fuhr sie fort. „Stattdessen legt er jedem einen anderen Teil vor. Den einen fragt er, wie Regeneration funktioniert. Den nächsten, wie sich die Immunreaktion unterscheidet. Den dritten, welche Merkmale in bestimmten Familienlinien vererbt werden. Den vierten, wie das Gesundheitssystem auf eine ungleich verlaufende Epidemie reagieren würde.“

„Was würde er dadurch gewinnen?“

„Das hängt von der Frage ab, die nur er kennt.“

Jesair betrachtete die Karte.

„Glaubst du, jemand sucht nach einer Schwäche der Aurelianer?“

Mareia antwortete nicht gleich.

„Ich glaube, zu viele Menschen werden dafür bezahlt, Dinge zu erforschen, die sich auf diese Weise missbrauchen ließen.“

„Von wem?“

„Das sehe ich nicht.“

Mareia schloss einen Teil der Daten und sah ihn an.

Im weichen Licht des Büros war der goldene Ring in seinen Augen beinahe unsichtbar. Nur eine dünne Linie, die man ohne Aufmerksamkeit nicht bemerkt hätte.

Arien hasste ihn.

Der Gedanke kam plötzlich.

Mareia erinnerte sich an sein Gesicht in der Wohnung, an die Hand um ihr Handgelenk, an die Art, wie er Jesairs Namen ausgesprochen hatte.

Dann an die Nachricht.

Persönliche Entscheidungen bleiben niemals persönlich.

„Mareia?“

„Arien.“

Jesair rührte sich nicht.

„Was ist mit ihm?“

„Ich weiß es nicht.“

„Glaubst du, er steckt dahinter?“

„Ich habe keinen Grund, das zu glauben.“

„Aber es ist dir in den Sinn gekommen.“

„Ja.“

Jesair schwieg eine Weile.

„Weil er in den Finanzstrukturen arbeitet?“

„Weil er Menschen wie Mechanismen betrachtet. Und weil ich mehr Angst vor ihm bekam, als der Zorn aus seiner Stimme verschwand.“
Jesair stellte den Becher auf den Tisch.

„Wir sollten es Nerai sagen.“

„Ohne Beweis?“

„Nicht als Beschuldigung.“

„Ich kenne meine Schwester. Wenn wir ihr eine Frage ohne Beweis zeigen, wird sie nach einem Beweis suchen.“

„Das ist wohl ihre Arbeit.“

Mareia sah ihn an.

„Und wenn ich mich irre?“

„Dann findet sie nichts.“

„Eine Suche findet nie ein vollkommenes Nichts. Sie beschädigt immer wenigstens ein wenig Vertrauen.“

Jesair nickte.

„Dann erzähl ihr nichts von Arien. Zeig ihr die Projekte.“

Mareia blickte wieder auf die Karte.

„Und wenn sie alle harmlos sind?“

„Dann überprüfen wir sie und schließen die Akte. Ohne Namen von Patienten.“

„Ich will Gesundheitsdaten nicht zu Beweismaterial für jedermann machen“, sagte Mareia.

„Einverstanden. Schick Nerai nur den öffentlichen Teil.“

„Aber dein Satz führt bereits ein Eigenleben. Die Leute rechtfertigen damit Dinge, die du nicht gemeint hast.“

„Ich weiß.“

„Manche wollen auch die Gesundheitsdaten von Politikern veröffentlichen. Andere sagen, Privatsphäre sei nur ein Versteck für Schuldige.“
Jesair senkte den Kopf.

„Vielleicht habe ich die Grenze nicht genau genug benannt.“

„Das hast du. Die Menschen hören nur den Teil, den sie brauchen.“

Eine Weile blieb es still zwischen ihnen.

Dann schloss Mareia alle Ebenen bis auf die Projektliste.

„Ich schicke ihr nur die Namen, die Antragsteller und die öffentlichen Finanzierungsquellen.“

„Und eine Frage.“

„Welche?“

Jesair blickte auf die erloschene Karte.

„Wer bezahlt dafür, dass diese getrennten Dinge eines Tages zusammenkommen?“

Mareia bereitete die Nachricht vor.

Empfängerin: Nerai Sael.

Betreff: Möglicher Zusammenhang zwischen Forschungsanträgen.

Sie schrieb:

Dies ist kein Beweis für ein Fehlverhalten. Ich muss jedoch wissen, ob diese Projekte einen gemeinsamen finanziellen Ursprung oder gemeinsame Personen mit Entscheidungsbefugnis haben. Einzeln ergeben sie Sinn. Gemeinsam stellen sie eine Frage, die ich nicht aussprechen möchte, bevor ich weiß, wer sie gestellt hat.
Sie fügte die Liste bei.

Vor dem Absenden zögerte sie.

Jesair berührte sie nicht. Er sagte ihr nicht, was sie tun sollte.

Er blieb einfach da.

Mareia schickte die Nachricht ab.

Im Gebäude der Schicht leuchtete neben Nerais Namen eine Mitteilung auf.

Einige tausend Kilometer entfernt schloss ein Laborsystem eine der Teilanalysen ab. Das Ergebnis wurde automatisch an die Stiftung geschickt, die sie finanzierte.
Auf Thaeron wurde eine Rechenaufgabe abgeschlossen, ohne dass der Name des endgültigen Auftraggebers bekannt war.

In Therinith genehmigte ein Fondsverwalter eine weitere Zahlung.

In einem der Vesta-Betriebe zahlte jemand Bargeld ein, das die Bank als gewöhnlichen Umsatz einstufte.

Und Arien Korveth saß allein in seiner Wohnung und beobachtete, wie sich vor ihm Linien näherten, die nirgendwo sonst eine gemeinsame Karte bildeten.
Noch gab es keine Krankheit.
Die Krankheit hatte noch kein erstes Fieber.
Noch hatte man keine Stadt abgeriegelt, und keine Familie hatte einen geliebten Menschen hinter der durchsichtigen Wand einer Krankenhausisolation zurücklassen müssen.
Bislang gab es nur Geld.
Fragen.
Daten.
Berechnungen.
Und zahlreiche unschuldige Menschen, von denen jeder einen kleinen Teil der Arbeit erledigt hatte, ohne den Satz zu kennen, in den er eines Tages eingefügt würde.
Die Katastrophe hatte noch keinen Körper.
Aber sie hatte bereits eine Buchhaltung.

21. Der Test der Blindheit

Nerai öffnete Mareias Nachricht sieben Minuten nach ihrem Eingang.

Sie war noch in der Schicht. Die meisten Mitarbeiter waren bereits gegangen, und auf den Fluren blieben nur die nächtlichen Analyseteams, die Sicherheitssysteme und Menschen zurück, die sich nicht erklären konnten, warum irgendeine Frage sie nicht nach Hause gehen lassen wollte.
Nerai gehörte zu Letzteren.

Sie las die Nachricht einmal.

Dann ein zweites Mal.

Beim dritten Lesen entfernte sie Mareias Namen und ließ nur die Projektliste vor sich stehen.

Regenerationsforschung.

Immunologische Abweichungen.

Erbliche Populationsmerkmale.

Sicherheit genetischer Daten.

Reaktion der Gesundheitssysteme auf eine ungleich verlaufende Epidemie.

Rechtliche Bedingungen für den außerordentlichen Zugang zu Familienarchiven.

Jeder Eintrag hatte seinen eigenen Antragsteller, seinen eigenen Zweck und seine eigene Finanzierung. Keiner begründete einen Verdacht. Manche Fragen gehörten sogar zu den wichtigsten Fragen der modernen Medizin.
Nerai öffnete die finanziellen Ebenen.

Das Modell zeigte unterschiedliche formelle Zahler. Doch bei jedem Projekt blieb genau jenes Feld verborgen, das Nerai einen Vergleich der Entscheidungsgewalt über das Geld erlaubt hätte.

Jede Lücke hatte einen anderen rechtlichen Grund. Konnte sie einen Zweig über einen öffentlichen Vertrag verfolgen, endete der nächste in einem geschützten Fonds. Die Rechenoberfläche stellte sie nebeneinander dar, durfte die fehlenden Daten aber nicht hinzuerfinden.
Nerai verband alle verfügbaren Ebenen.

Auf dem Tisch erschien eine Karte.

Sie sah nicht aus wie die Karte eines Verbrechens.

Sie sah aus wie zerbrochenes Glas.

„Bist du immer noch hier?“

Taren Voss stand mit dem Mantel über der Schulter in der Tür.

„Nein, nicht mehr“, sagte Nerai. „Ich bin gerade nach Hause gegangen.“

Taren trat ein.

„Und so gehst du nach Hause?“

„Ruhe.“

Er sah auf die Karte.

„Was suchen wir?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ausgezeichnet. Meine Lieblingskategorie.“

Nerai schickte ihm Mareias Liste ohne den Begleittext.

Taren setzte sich und ging die einzelnen Einträge langsam durch.

„Alles medizinische Forschung.“

„Nicht alles.“

„Gut. Medizinische Forschung, Rechtsanalysen und Krisenmodellierung.“

„Was verbindet sie?“

„Aurelianer.“

„Genauer.“

Taren dachte nach.

„Erbliche Merkmale der Aurelianer.“

„Noch genauer.“

Eine Weile war es still.

Dann zeigte er auf die Zeitleiste.

„Es sind nicht nur Eigenschaften. Auch die Reaktion des Systems gehört dazu.“

Nerai nickte.

„Jemand fragt nicht nur danach, wie die Aurelianer beschaffen sind. Er fragt auch, wie die Zivilisation sie während einer Gesundheitskrise beobachten wird."
Taren lehnte sich zurück.

„Das könnte Forschung zu ihrem Schutz sein."

„Könnte es."

„Es könnte mit Therapien zur Lebensverlängerung zusammenhängen."

„Könnte es."

„Es könnte eine Vorbereitung auf eine natürliche Epidemie sein."

„Könnte es."

„Und es könnte auch das sein, was du nicht aussprechen wolltest."

Nerai sah ihn an.

Taren zeigte auf Mareias letzten Satz.

„Die Frage, die sie nicht aussprechen will."

Nerai schloss die Nachricht.

„Wir haben nicht das Recht, von der schlimmsten Erklärung auszugehen."

„Aber wir haben das Recht, sie zu überprüfen."

„Nur wenn wir Daten haben."

„Und haben wir welche?"

Nerai sah auf die dunklen Stellen der Karte.

„Wir haben Daten darüber, dass wir die Daten nicht sehen."

Die Schicht konnte finanzielle Bewegungen zwischen Staaten vergleichen, durfte sich aber nicht nach Belieben Zugang zu allen Konten verschaffen. Für jeden geschützten Geldstrom brauchte sie eine rechtliche Grundlage. Für jeden Fonds einen anderen Antrag. Für jeden Staat eine andere juristische Formulierung.
So konnte eine einzige Frage in zwanzig Anträge zerfallen.

Jeder Antrag benötigte seine eigene Begründung.

Und die Begründung war genau das, was Nerai bisher fehlte.

„Versuch es mit denselben Entscheidungsberechtigten", sagte sie.

Taren startete einen Vergleich der Mitglieder von Stiftungsräten, externer Berater, Wirtschaftsprüfer und Fondsverwalter.

Das System fand Tausende Verbindungen.

Manche waren bedeutsam.

Die meisten nicht.

Dieselben Wirtschaftsprüfer arbeiteten für Hunderte Stiftungen. Dieselben Kanzleien vertraten die Hälfte der internationalen Fonds. Verwalter saßen in mehreren Gremien, weil genau das ihr Beruf war.
Je mehr Daten sie öffneten, desto mehr Zusammenhänge fanden sie.

Und je mehr Zusammenhänge sie fanden, desto schwieriger wurde es zu unterscheiden, welcher davon etwas bedeutete.

„Das ist das Problem der Schicht“, sagte Taren. „Wenn du den ganzen Planeten betrachtest, ist jeder Mensch von jedem anderen nur ein paar Verträge entfernt.“
„Deshalb suchen wir keine Verbindung.“

„Was dann?“

„Eine Richtung.“

Nerai änderte die Darstellung.

Sie entfernte die Namen der Gesellschaften.

Sie entfernte die Projektnamen.

Sie entfernte die Staaten.

Übrig blieben nur die Arten der eingekauften Leistungen.

Zugang zu Familiendaten.

Biologische Berechnungen.

Laborprüfungen.

Medizinische Sensoren.

Modellierung der Reaktion von Krankenhäusern.

Analyse der Befugnisse während einer Notlage.

Bewertung der gesellschaftlichen Reaktion auf ein ungleich verteiltes Gesundheitsrisiko.

Taren hörte auf zu scherzen.

„So sieht es schlimmer aus.“

„So sieht es anders aus.“

„Wenn wir wüssten, dass ein einziger Mensch das bezahlt —“

„Das wissen wir nicht.“

„Wenn wir wüssten, dass jemand die Ergebnisse zusammenführt —“

„Das wissen wir nicht.“

„Wenn wir wüssten, wofür er sie benutzen wird —“

„Das wissen wir nicht.“

Nerai schloss die Augen.

In ihrem Kopf hörte sie Jesairs Satz von der Konferenz.

Ein Anteil lässt sich nicht blind berechnen.

Damals hatte er vom UBI gesprochen.

Vom Wert.

Von Gerechtigkeit.

Jetzt lag etwas anderes vor ihr, das die Gesellschaft blind zu berechnen versuchte.

Gefahr.

„Beantragen wir die beschleunigte Offenlegung der letztendlichen Eigentümer“, sagte Taren.

„Auf welcher Grundlage?“

„Der Gleichzeitigkeit der Projekte.“

„Gleichzeitigkeit ist keine Straftat.“

„Des Risikos eines Missbrauchs genetischer Daten.“

„Wir haben keinen Missbrauch nachgewiesen.“

„Was sollen wir dann tun?“

Nerai antwortete nicht.

Drei planetare Zeitzonen entfernt saß Arien Korveth vor einem Bericht, dessen Titel so uninteressant war, dass die meisten Menschen ihn nicht geöffnet hätten.
Analyse verzögerter Koordination medizinischer Institutionen bei ungleich verteilten Risiken in Bevölkerungsgruppen.
Den Bericht hatte eine auf Krisenmanagement spezialisierte Gesellschaft aus Xanos erstellt. Ihre Analysten hatten weder die biologischen Ergebnisse noch die aurelianischen Familiendaten je gesehen. Sie hatten nur ein hypothetisches Szenario erhalten.

Eine unbekannte Krankheit.

Mehrere Staaten.

Überproportionales Auftreten in einer erblich bestimmten Population.

Unterschiedliche Datenschutzbestimmungen.

Unterschiedliche Gesundheitssysteme.

Unterschiedliche politische Kulturen.

Ihre Aufgabe war es herauszufinden, wie lange Elarion brauchen würde, um zu begreifen, dass es sich nicht um eine zufällige geografische Häufung handelte.
Die Analysten betrachteten ihre Arbeit als Dienst an der Öffentlichkeit.

Sie wollten Schwachstellen im System finden, bevor eine wirkliche Krankheit sie fand.

Das Ergebnis war unangenehm.

Die medizinischen Maschinen würden das Ungleichgewicht früh bemerken.

Die Krankenhäuser würden es jedoch nur unter ihren eigenen Patienten sehen.

Die Familienarchive würden einen Anstieg der Fälle in bestimmten Linien verzeichnen, dürften sie aber ohne rechtliche Grundlage nicht mit öffentlichen Gesundheitsdaten verknüpfen.
Die Staaten würden zögern, unbearbeitete Daten zu teilen.

Manche, um die Patienten zu schützen.

Andere, um ihren eigenen Ruf zu schützen.

Politiker würden sich weigern, den Namen des genetischen Zweigs auszusprechen, solange ihnen keine Bestätigung aus mehreren unabhängigen Quellen vorlag.
Nach früheren Auseinandersetzungen über Diskriminierung war eine solche Regel verständlich.

Im modellierten Fall bedeutete sie jedoch Zeitverlust.

Arien las die geschätzten Zeitspannen.

Der erste maschinelle Verdacht.

Der erste regionale Bericht.

Die erste zwischenstaatliche Warnung.

Die erste öffentliche Benennung des erblichen Zusammenhangs.

Zwischen dem ersten und dem letzten Punkt lag eine Lücke.

Einige Tage.

In manchen Modellen mehr.

Arien lehnte sich zurück.

Jedes Element des Systems tat genau das, wofür es geschaffen worden war.

Die künstliche Intelligenz erkannte Muster, und die Ärzte schützten Patienten.

Die Gesetze schützten die Privatsphäre.

Der Fehler entstand erst in ihrem Zusammenspiel.

Die Maschine erkannte Muster.

Der Arzt schützte den Patienten.

Das Archiv schützte die Familie.

Der Beamte schützte die Rechtmäßigkeit.

Der Politiker schützte die Gesellschaft vor Panik.

Und gerade aus diesen Schutzmaßnahmen entstand jene Zeit, in der niemand wagte, die ganze Wahrheit auszusprechen.

Am Rand des Berichts stand ein Hinweis der Analysten:

Die ungleiche Betroffenheit darf ohne weitere Überprüfung nicht als ursächlicher Zusammenhang mit erblicher Identität interpretiert werden. Die vorzeitige Benennung einer Bevölkerungsgruppe kann Stigmatisierung, Gewalt oder die Verweigerung medizinischer Hilfe auslösen.

Bei diesem Satz hielt Arien inne.

Er war moralisch richtig.

Und nützlich.

Kael kam unangemeldet.

Er betrat Ariens Wohnung, als gehörten ihm nicht nur der Raum, sondern auch die Zeit der Menschen, die darin lebten.

Arien schloss den Bericht nicht.

Kael las den Titel.

„Modellierung der Reaktion?“

„Sicherheitsaudit.“

„Selbstverständlich.“

Kael ging die Ergebnisse durch.

Sein Gesicht veränderte sich nicht, doch er las langsamer als gewöhnlich.

„Die Gesundheitssysteme werden es bemerken“, sagte er.

„Das werden sie.“

„Früh.“

„Die Maschinen ja.“

„Dann funktioniert Ihr Plan nicht.“

Arien zeigte auf den nächsten Abschnitt.

„Etwas zu bemerken ist nicht dasselbe wie zu handeln.“

Kael betrachtete die Zeitleiste.

„Sie testen also nicht die Krankheit.“

„Nein.“

„Sie testen den Mut der Institutionen, das zu benennen, was sie sehen.“

Arien lächelte.

„Ich teste ihre Regeln.“

„Regeln sind das Ergebnis früheren Versagens.“

„Und sie werden die Ursache des künftigen sein.“

Kael wandte sich ihm zu.

„Passen Sie auf, dass Sie die Schwäche des Systems nicht mit einer Rechtfertigung Ihrer eigenen Absicht verwechseln.“

„Sie haben mich gelehrt, dass das System keine Absicht hat.“

„Hat es nicht. Sie schon.“

Arien schloss den Bericht.

„Warum sind Sie gekommen?“

Kael sah ihn eine Weile an.

„Die Stiftungen haben Fragen von der Schicht erhalten.“

Ariens Finger hielten über dem Tisch inne.

„Was für Fragen?“

„Bisher allgemeine. Letztendliche Eigentümer. Verbindungen zwischen Verwaltern. Gleichzeitige Finanzierung."

„Nerai."

„Wahrscheinlich."

„Weiß sie etwas?"

„Sie weiß, dass sie nicht sieht."

Arien stand auf.

„Das reicht nicht."

„Manchmal ist das Bewusstsein der eigenen Blindheit der Anfang des Sehens."

„Können Sie sie aufhalten?"

„Ich kann die Antworten verzögern. Ich kann einer Behörde nicht verbieten, Fragen zu stellen, ohne damit zu verraten, dass ich mich vor ihnen fürchte."
Arien ging ans Fenster.

Unter ihm breitete sich Nitra aus. Tausende Lichter, Millionen Menschen, Systeme, die Verkehr, Energie, Produktion, Wetter, Gesundheit und Sicherheit maßen.
Eine Zivilisation, die beinahe alles sah.

Und die nicht wusste, dass gerade jemand maß, wie lange sie brauchen würde, um ihren eigenen Tod zu begreifen.

„Mareia", sagte Arien.

Kael antwortete nicht.

„Sie muss damit angefangen haben."

„Warum?"

„Sie kennt die Familienarchive."

„Sie kennt auch Sie."

Arien drehte sich heftig zu ihm um.

Kael fuhr ruhig fort:

„Wenn ein Mensch einen Gewalttäter kennt, sieht er dessen Absicht manchmal früher als ein Analyst."

„Ich bin kein Gewalttäter."

Kael sah ihn an.

Darin lag keine Verachtung.

Das war schlimmer.

„Das bin ich nicht“, wiederholte Arien.

„Dann wird es Ihnen nichts ausmachen, wenn jemand Ihre Entscheidungen betrachtet.“

„Meine Entscheidungen sind geschützt.“

„Genau darauf verlassen Sie sich.“

Kael ging.

Arien blieb vor dem Fenster stehen.

Auf der Arbeitsfläche öffnete sich die Analyse erneut.

Einige Tage.

So viel Zeit sollte die Zivilisation zwischen dem verlieren, was sie sah, und dem, was sie auszusprechen wagte.

In der Schicht schickte Nerai unterdessen die ersten Anträge ab.

Nach Therinith.

Nach Xanos.

In zwei Staaten Aménias.

An die Verwaltung der Rechenknoten auf Thaeron.

Jeder enthielt eine andere juristische Formulierung, denn jeder Staat erkannte eine andere Grundlage für die Herausgabe geschützter Daten an.
Die ersten Antworten kamen noch in derselben Nacht.

Das Projekt entspricht den örtlichen Gesetzen.

Der letztendliche Eigentümer unterliegt keiner Offenlegungspflicht.

Die Geschäftsbeziehung ist geschützt.

Die Berechnungen enthielten keine Daten, die eine unmittelbare Identifizierung einer Person erlaubten.

Eine unmittelbare Gefahr ist nicht nachgewiesen.

Taren las sie eine nach der anderen.

„Alle haben recht.“

„Ja“, sagte Nerai.

„Und trotzdem glaubst du es nicht."

Nerai sah auf Mareias biologische Karte und ihre eigene finanzielle Karte.

Sie lagen nebeneinander.

Sie durften nicht vollständig verbunden werden, weil zwischen ihnen Gesetze standen, die Gesundheit, Eigentum, Forschung, Handel und Privatsphäre schützten.
Jedes Gesetz schützte etwas, das Schutz verdiente.

Zum ersten Mal stellte Nerai sich eine Frage, die sie einige Jahre später vor dem ganzen Planeten wiederholen würde:

Was geschieht, wenn all unsere Schutzvorkehrungen zusammen zum Versteck für den Menschen werden, vor dem sie schützen sollten?

Für eine Antwort war es noch zu früh.

Arien aber kannte die Antwort bereits.

Es entsteht Zeit.

Nicht viel.

Nur genug.

22. Ausnahmen

Jedes Gesetz hat eine Grenze.

Und beinahe jede Grenze hat eine Tür.

Manchmal heißt sie dringendes öffentliches Interesse.

Manchmal wissenschaftliche Notwendigkeit.

Manchmal Schutz des Lebens.

Manchmal Staatssicherheit.

Türen entstehen nicht, damit Verbrecher hindurchgehen. Sie entstehen, weil kein Gesetz alle Umstände voraussehen kann, unter denen seine strikte Einhaltung mehr Schaden als Nutzen anrichten würde.
Wenn ein Krankenhaus brennt, bittet ein Rettungssanitäter nicht jeden Patienten um Zustimmung zur Übermittlung seiner Gesundheitsdaten.

Wenn eine Epidemie droht, dürfen Labore Informationen schneller austauschen als bei gewöhnlicher Forschung.
Wenn auf Thaeron ein lebenswichtiges System ausfällt, erhalten Techniker vorübergehend Zugang zu Daten, die sie unter normalen Umständen nicht sehen würden.
Eine Ausnahme war die Art des Gesetzes einzugestehen, dass das Leben komplizierter war als eine Regel.

Kael Thorne wusste, dass Türen noch eine andere Eigenschaft hatten.

Sie lassen sich von beiden Seiten öffnen.

In einer Kanzlei am südlichen Rand Nitras saßen neun Fachleute. Sie wussten nicht, dass sie für Kael arbeiteten. Formell hatte die Stiftung für planetare Gesundheitsresilienz sie beauftragt, einen allgemeinen Rahmen für die Zusammenarbeit von Forschungsorganisationen während einer künftigen biologischen Krise zu erarbeiten.
Der Auftrag war aufgeteilt.

Die erste Gruppe untersuchte die Bedingungen für den Zugang zu anonymisierten Familiendaten.

Die zweite die außerplanetarische Übermittlung von Forschungsergebnissen.

Die dritte die Verantwortung von Laboren, die lediglich Teilprüfungen durchführten.

Die vierte den Schutz von Geschäftsgeheimnissen bei der Entwicklung medizinischer Systeme.

Die fünfte die Befugnisse von Staaten bei der Isolation gefährdeter Gebiete.

Nichts davon war rechtswidrig.

Im Gegenteil.

Nach den Erfahrungen früherer Epidemien waren solche Analysen gefragt. Elarion besaß zahlreiche Technologien, doch seine Rechtssysteme stammten noch aus Zeiten, in denen Krankheiten sich langsamer bewegten als Regierungsentscheidungen.
Die Leiterin des juristischen Teams war Ilyra Senn.

Sie war Selenitin und hatte ihr ganzes Leben dem Gesundheitsrecht gewidmet. In ihrer Jugend hatte sie ihren Vater während einer regionalen Epidemie verloren, bei der zwei Krankenhäuser den Datenaustausch verweigert hatten, weil sie sich nicht auf eine Rechtsgrundlage einigen konnten.
Sie glaubte, eine schlechte Regel könne ebenso töten wie eine Krankheit.

Deshalb hatte sie die Arbeit angenommen.

„Unsere Aufgabe“, sagte sie dem Team beim ersten Treffen, „ist es zu verhindern, dass vierzig Staaten sich in einer Krise gegenseitig Formulare schicken, während Menschen sterben.“
Niemand im Raum konnte etwas dagegen einwenden.

Nach einigen Wochen lag ein Rahmen für vorübergehende Ausnahmen vor.

Der Datenzugang sollte auf einen bestimmten Zweck beschränkt sein.

Jede Nutzung sollte dokumentiert werden.

Die Daten durften nicht über den Umfang der Genehmigung hinaus verknüpft werden.

Die Ergebnisse sollten anonymisiert werden.

Die Ausnahmen sollten nach Abschluss des Projekts erlöschen.

Ilyra fügte noch eine Bedingung hinzu.

Wenn mehrere Projekte miteinander verbundene Teile eines einzigen Bevölkerungs- oder Gesundheitsrisikos untersuchen, muss eine Stelle vorhanden sein, die ihren Gesamtzweck beurteilt.
Sie fügte die Formulierung in den Entwurf ein und schickte ihn an den Auftraggeber.

Zwei Tage später kam das Dokument zurück.

Die Bedingung war umformuliert worden.

Wenn nachgewiesen ist, dass mehrere Projekte von demselben Auftraggeber geleitet werden und einen gemeinsamen Zweck verfolgen, kann die zuständige Stelle ihr Gesamtrisiko beurteilen.
Ilyra legte beide Sätze nebeneinander.

Der Unterschied war klein.

In ihrer Fassung genügte es, dass die Projekte objektiv auf dieselbe Sache hinwirkten.

In der neuen Fassung musste zunächst ein gemeinsamer Auftraggeber nachgewiesen werden.

Genau das verhinderte jedoch die aufgeteilte Eigentumsstruktur.

„Wer hat diesen Teil geändert?“, fragte sie.

Der Administrator öffnete den Änderungsverlauf des Dokuments.

„Ein externer Gutachter der Stiftung.“

„Name?“

„Vertraglich geschützt.“

„Ein Jurist?“

„Ein Berater für internationale Investitionen.“

Ilyra lehnte sich zurück.

„Investitionsberater haben bei gesundheitlichen Ausnahmeregelungen nichts mitzureden.“

„Er behauptet, die ursprüngliche Formulierung könne unabhängiger Forschung schaden, indem sie nicht zusammenhängende Projekte miteinander verknüpft.“
Das war ein vernünftiges Argument.

Wenn jede ähnliche Forschung automatisch einer gemeinsamen Überprüfung unterläge, könnte das zu einer Zentralisierung von Daten führen, die Medizin verlangsamen und Wissenschaftler allein deshalb verdächtig machen, weil sie dasselbe Gebiet erforschten.
Ilyra lehnte die Änderung ab.

Die Stiftung schickte sie mit einer neuen Begründung zurück.

Ilyra lehnte sie erneut ab.

Beim dritten Mal teilte man ihr mit, den strittigen Teil in eine weitere Phase auszugliedern.

Der Rest des Rahmens wurde genehmigt.

Der Schutz war nicht aufgehoben worden.

Nur aufgeschoben.

Im Gebäude der Schicht erhielt Nerai die Antwort des ersten Fonds.

Der letztendliche Eigentümer könne nicht offengelegt werden, da die verlangte Angabe für die Bewertung der konkreten Transaktion nicht erforderlich sei.
Aus dem zweiten Staat kam die Antwort, die Verbindung zwischen den finanzierten Projekten sei zu allgemein.
Von Thaeron teilte man mit, das Rechenzentrum habe ausschließlich mit anonymisierten Modellen gearbeitet und kenne den endgültigen Nutzer der Ergebnisse nicht.
„Wie kann das Zentrum seinen Kunden nicht kennen?“, fragte Mareia.

Ihr Bild schwebte über Nerais Tisch. Sie war zu Hause, doch hinter ihr waren noch Ebenen der Familienarchive geöffnet. Auch sie arbeitete wieder nachts.
„Es kennt den Vermittler“, antwortete Nerai.

„Und der Vermittler?“

„Kennt die Gesellschaft, die die Leistung bestellt hat.“

„Und die?“

„Handelte für eine Stiftung.“

„Und die Stiftung?“

„Hat einen Stiftungsrat.“

„Nerai.“

„Ich weiß es nicht.“

Mareia senkte die Augen.

„Wir sind also nicht weitergekommen.“

„Doch. Wir wissen, dass mindestens vier Projekte unterschiedliche Organisationen nutzten, ihre Dokumente aber ähnliche Formulierungen enthalten. Wir wissen, dass ein Teil des Geldes über Fonds floss, die bei Vesta aufgetaucht sind. Wir wissen, dass einige Berechnungen auf Thaeron durchgeführt wurden.“
„Und wir wissen, dass alles harmlos sein kann.“

„Ja.“

„Ariens Name?“

Nerai schwieg kurz.

„Nirgends."

Mareia nickte, doch in ihrem Gesicht erschien keine Erleichterung.

„Sag mir genau, weshalb du an ihn denkst", sagte Nerai.

„Ich habe es dir schon geschrieben."

„Du hast geschrieben, er kennt Menschen wie Mechanismen."

„Das tut er."

„Das reicht nicht."

„Ich weiß."

„Ich brauche konkrete Dinge."

Mareia stand auf und ging ans Fenster. Hinter ihr waren das nächtliche Nitra und der von den Lichtern der Brücken geteilte Fluss zu sehen.

„Als wir zusammen waren, wollte er alles wissen. Wo ich war. Mit wem ich zusammen war. Warum ich etwas gesagt hatte. Warum ich schwieg. Es ging ihm nicht um Informationen. Es ging ihm darum, dass es nichts gab, was er nicht in sein Bild einordnen konnte."

Nerai schwieg.

„Als ich ging, flehte er zunächst", fuhr Mareia fort. „Dann wurde er wütend. Dann beschuldigte er mich. Und schließlich hörte er auf."

„Er hörte auf, dich zu kontaktieren?"

„Nein. Er hörte auf, wie ein Mensch zu klingen, der etwas zurückbekommen will."

„Wie klang er dann?"

Mareia drehte sich um.

„Wie ein Mensch, der beschlossen hatte, dass ich eines Tages verstehen würde."

Nerai schrieb diesen Satz auf.

„Hat er von Jesair gesprochen?"

„Ja."

„Hat er ihm gedroht?"

„Nicht unmittelbar."

„Mareia."

„Er sagte, Menschen wie Jesair täten so, als gehörten ihre Entscheidungen allen, ließen aber andere die Folgen tragen. Er sagte, eines Tages werde sich der Preis aurelianischer Besonderheit zeigen."
Taren, der außerhalb des Bildes saß, hob den Kopf.

Nerai bedeutete ihm mit einem Blick zu schweigen.

„Warum hast du mir das nicht früher gesagt?", fragte sie.

„Weil ich nicht wollte, dass jeder Verdacht einer Frau gegen ihren früheren Partner zu Ermittlungen führt. Und weil ich Angst hatte, nur meine eigene Furcht auf fremde Projekte zu übertragen."
„Angst ist kein Beweis", sagte Nerai.

Mareia nickte.

„Aber sie kann eine Richtung zeigen."

„Ja."

Nerai sprach den Satz vorsichtig aus.

In ihrer Arbeit gab es zwei Arten von Irrtümern.

Der erste bestand darin, einen Menschen zu verdächtigen, der nichts getan hatte.

Der zweite darin, einen Verdacht nur deshalb zurückzuweisen, weil er einer persönlichen Erfahrung entsprang, die sich nicht in eine Tabelle verwandeln ließ.
Die Analyse sollte vor Vorurteilen schützen.

Sie sollte jedoch nicht so tun, als sei menschliche Kenntnis von Gewalt wertlos, solange die Gewalt nicht in der Buchhaltung auftauchte.
„Ich werde keine Ermittlungen gegen Arien einleiten", sagte Nerai. „Vorerst nicht."

Mareia presste die Lippen zusammen.

„Aber ich werde eine Prüfung des gemeinsamen Risikos der Projekte eröffnen. Ohne seinen Namen."

„Und wenn das System ihn nicht zeigt?"

„Dann werde ich nur das wissen, was ich jetzt weiß."

„Dass du nicht siehst."

„Ja."

Als die Verbindung beendet war, rückte Taren näher.

„Du glaubst, dass er es ist.“

„Ich glaube, dass Mareia aus konkreten Gründen Angst vor ihm hat.“

„Das war keine Antwort.“

„Weil ich keine habe.“

Nerai bereitete einen Antrag auf vorübergehende Prüfung risikobehafteter Verbindungen vor.

Sie beantragte die Erlaubnis, finanzielle Metadaten, Forschungszwecke und öffentliche Informationen über den Zugang zu aurelianischen Archiven miteinander zu verknüpfen.
Der Antrag sollte die Gesundheitsdaten selbst nicht berühren.

Die biologischen Ergebnisse sollten geschützt bleiben.

Nerai wollte lediglich wissen, wer die Fragen finanziert und wer das Recht erhalten hatte, die Ergebnisse zusammenzuführen.

Sie schickte den Antrag an den übergeordneten Rat.

Die Antwort kam am Morgen.

Unzureichende Rechtsgrundlage.

Die untersuchten Projekte fallen unter unterschiedliche Rechtsordnungen, und es gibt keinen Nachweis dafür, dass sie einen gemeinsamen Zweck verfolgen.
Nerai las den Satz mehrmals.

Es gibt keinen Nachweis dafür, dass sie einen gemeinsamen Zweck verfolgen.

Doch genau diesen gemeinsamen Zweck konnte sie nicht nachweisen, ohne das Recht zu erhalten, die Projekte miteinander zu verbinden.

„Ein Kreis“, sagte Taren.

„Nein.“

Nerai stand auf.

„Ein Kreis hat wenigstens einen gemeinsamen Mittelpunkt. Das hier ist ein System, das so tut, als gäbe es keinen Mittelpunkt.“

In der Kanzlei unterzeichnete Ilyra Senn inzwischen die endgültige Fassung des Rahmens.

Sie war nicht zufrieden damit.

In die begleitende Stellungnahme schrieb sie:

Das größte Risiko ist nicht der einzelne Missbrauch einer Ausnahme. Das größte Risiko liegt im Zusammentreffen mehrerer rechtmäßiger Ausnahmen, deren gemeinsamer Zweck für keine Kontrollinstitution sichtbar ist.
Die Stellungnahme wurde gespeichert.

Die Stiftung nahm sie entgegen.

Der rechtliche Rahmen wurde genehmigt.

Die Ausnahmen öffneten sich.

Jede aus gutem Grund.

Die erste verschaffte einem Forschungsteam Zugang zu weiteren anonymisierten Daten.

Die zweite erlaubte die Übertragung von Rechenergebnissen zwischen Thaeron und Elarion, ohne das Geschäftsmodell offenzulegen.
Die dritte schützte die Identität des Auftraggebers eines sensiblen Sicherheitsaudits.

Die vierte erlaubte Laboren, Teilergebnisse zu überprüfen, ohne das gesamte Projekt zu kennen.

Die fünfte stellte logistische Kapazitäten für einen künftigen Gesundheitsnotstand bereit.

Keine einzelne Ausnahme öffnete den Weg zur Katastrophe.

Sie öffneten ihn erst, als sie hintereinandergestellt wurden.

Türen.

Hinter den Türen weitere Türen.

Dahinter noch weitere.

Und am Ende ein Mensch, dessen Name auf keinem der Schlüssel stand.

23. Die letzte Zahlung

Die letzte Zahlung war die kleinste.

Die letzte Zahlung galt einem weit prosaischeren Zweck.

Ihr Empfänger war weder ein Labor noch ein Rechenzentrum noch ein Verwalter genetischer Daten.

Sie bezahlte weder biologische Forschung noch eine juristische Analyse noch medizinische Sensoren.

Es handelte sich um eine Verwaltungsgebühr für die Aktivierung logistischer Bereitschaftskapazitäten.

Der Betrag lag unter dem Tagesumsatz einer größeren Vesta-Niederlassung.

Die Zahlung wurde von einer in Saranstan registrierten Gesellschaft abgeschickt.

Empfänger war ein Transportkoordinator auf dem Orbitalring.

Der Zweck war rechtmäßig.

Reservierung von Kapazitäten für künftige medizinische Lieferungen.

Solche Reservierungen nutzten Krankenhäuser, Versicherungen, Staaten und Stiftungen. Sie gewährleisteten, dass sich im Krisenfall Ausrüstung, Medikamente, Diagnosegeräte oder Personal rasch verlegen ließen.
Daran war nichts ungewöhnlich.

Außer, dass ohne sie der letzte Teil von Ariens Karte unverbunden geblieben wäre.

Der Finanzkoordinator aus dem Haus Thorne schickte ihm eine Bestätigung.

Alle Vertragsebenen sind aktiv.

Arien las die Nachricht und schloss sie.

Er saß in der Wohnung, in der er einst mit Mareia gelebt hatte.

Nach ihrem Fortgang hatte er die meisten Dinge entfernen lassen, die sie ausgesucht hatte. Nicht auf einmal. Zuerst die Pflanzen. Dann das Bild am Fenster. Dann den niedrigen Tisch, an dem er sich ständig stieß, obwohl Mareia behauptete, das Problem sei nicht der Tisch, sondern seine Unfähigkeit, darauf zu achten, wohin er ging.
Ein Gefäß war geblieben.

Es war schlicht, dunkelblau, mit einem unregelmäßigen Rand. Mareia hatte es auf einem Markt in der Altstadt von Nitra gekauft. Sie sagte, es gefalle ihr, weil es auf eine Weise unvollkommen sei, die nichts zu verbergen versuche.
Arien benutzte es nie.

Er ließ es dort stehen als Beweis, dass er neben etwas leben konnte, das ihn an sie erinnerte.

In Wahrheit bewies es das Gegenteil.

An der Wand leuchtete eine Mitteilung auf.

Mareia Lioren bittet um ein persönliches Treffen.

Arien starrte sie lange an.

Dann lächelte er.

Er öffnete die Nachricht.

Ich muss mit dir über Forschungsprojekte sprechen, die Aurelianer betreffen. Ich schlage den öffentlichen Garten am Nordufer vor. Morgen nach Sonnenuntergang.
Es lag keine Bitte darin.

Auch keine Angst.

Arien las die Nachricht noch einmal.

Er hatte immer bewundert, wie sie Sätze ohne eine einzige Schwachstelle schreiben konnte. Als lege sie jedes Wort zuerst vor sich hin, betrachte es von allen Seiten und erlaube erst dann, dass jemand anderes es sah.
Er sagte zu.

Am nächsten Tag war der Garten am Nordufer beinahe leer.

Dort wuchsen Bäume aus allen Regionen Elarions. Manche brauchten künstlich angepassten Boden, andere eine genau geregelte Feuchtigkeit oder Schutz vor dem örtlichen Winter. Der Garten war ein Beweis dafür, dass eine Zivilisation auch für Dinge einen gemeinsamen Raum schaffen konnte, die in der Natur niemals nebeneinander gewachsen wären.
Mareia wartete am Wasser.

Als Arien näher kam, beobachtete sie seine Hände.

Sie waren nicht geballt.

Er hatte keine Eile.

Sein Gesicht trug jenen Ausdruck, den sie am meisten fürchtete. Die Ruhe eines Menschen, der im gegenwärtigen Augenblick nichts mehr erzwingen musste, weil er glaubte, dass die Zeit für ihn arbeitete.

„Mareia."

„Arien."

Er blieb einige Schritte vor ihr stehen.

„Ich hätte nicht gedacht, dass du mich je wieder um ein Treffen bittest."

„Ich auch nicht."

„Weiß Jesair, dass du hier bist?"

Mareia spürte, wie sich ihr Körper anspannte.

Nicht heftig.

Auf die alte Weise.

Durch das Gedächtnis der Haut.

„Ich bin nicht gekommen, um über Jesair zu sprechen."

„Natürlich."

„Bei den Gesundheitsarchiven sind Projekte aufgetaucht, die die Regeneration und Immunität der Aurelianer sowie das Verhalten von Systemen während einer ungleich verteilten Epidemie untersuchen."

Arien runzelte leicht die Stirn.

„Und?"

„Ein Teil davon wird von Stiftungen finanziert, die mit Finanzstrukturen verbunden sind, in denen du gearbeitet hast."

„Ich habe in Hunderten Strukturen gearbeitet."

„Eben."

„Ist das eine Anschuldigung?"

„Eine Frage."

„Dann stell sie."

Mareia sah ihm in die Augen.

„Finanzierst du Forschung zu aurelianischen Familienlinien?"

„Nein."

Er antwortete zu schnell.

Nicht wie ein überraschter Mensch.

Wie einer, der sich diese Frage bereits selbst gestellt hatte.

„Finanzierst du sie indirekt?“

„Ich weiß nicht, was all die Fonds finanzieren, für die ich irgendwann gearbeitet habe.“

„Hast du in einer der Schutzstiftungen Entscheidungsbefugnisse?“

„Nein.“

Das war wahr.

Mareia erkannte es.

Und gerade deshalb gab sie nicht nach.

„Kannst du Menschen beeinflussen, die sie haben?“

Arien lächelte.

„Das ist eine sehr merkwürdige juristische Kategorie.“

„Ich frage nicht juristisch.“

„Wonach fragst du dann?“

„Nach dir.“

Das Lächeln verschwand aus seinem Gesicht.

„Endlich.“

„Ich bin nicht gekommen, um wieder über das Vergangene zu sprechen.“

„Nein. Du bist gekommen, um festzustellen, ob ich schlecht genug geworden bin, damit dein Fortgehen im Nachhinein unvermeidlich erscheint.“

„Es war an dem Tag unvermeidlich, an dem du mich geschlagen hast.“

Arien wandte den Blick ab.

„Du reduzierst es immer auf einen einzigen Augenblick.“

„Nein. Du versuchst immer, ihn in allem aufzulösen, was davor und danach war.“

„Weil ein Mensch nicht ein einziger Augenblick ist.“

„Aber manche Augenblicke zeigen, wer er ist.“

Wind ging durch den Garten. Die Blätter der Bäume von verschiedenen Kontinenten bewegten sich zugleich, jedes mit einem anderen Klang.

Arien trat näher.

Mareia wich nicht zurück, doch ihre Hand bewegte sich unwillkürlich zu ihrem persönlichen Kommunikationsgerät.

Er bemerkte es.

„Du hast immer noch Angst vor mir."

„Ja."

Die Antwort traf ihn.

Er hatte Widerstand erwartet.

Er hatte eine Anschuldigung erwartet.

Vielleicht sogar Verachtung.

Nicht die einfache Wahrheit.

„Und trotzdem bist du allein gekommen."

„Ich bin nicht allein."

Arien sah sich um.

„Jesair?"

„Nein."

Mareia deutete auf den Garten, die öffentlichen Sicherheitssysteme und die Menschen in der Ferne.

„Die Welt."

Arien lachte kurz.

„Genau das hasse ich an euch beiden."

„Was?"

„Diese Gewissheit, dass die Welt auf eurer Seite ist."

„Die Welt ist auf niemandes Seite."

„Aber ihr verhaltet euch, als würde euch allein die Sichtbarkeit schützen."

„Das sollte sie."

„Nicht alles, was sichtbar ist, wird von den Menschen verstanden."

„Darum frage ich."

Ariens Stimme wurde hart.

„Du fragst zu spät."

Mareia rührte sich nicht.

„Wonach?"

„Danach, ob persönliche Entscheidungen persönlich bleiben."

„Diesen Satz hast du mir schon geschrieben."

„Und du verstehst ihn noch immer nicht."

„Dann erklär ihn mir."

Arien sah sie an.

In seinen Augen lag keine Reue.

Darin lag das Bedürfnis, dass sie die Welt endlich so sah wie er.

„Du bist gegangen", sagte er. „Du hast dich für Jesair entschieden. Dann habt ihr angefangen davon zu sprechen, dass der Wert nicht im Schatten wandeln darf, dass alles Große sichtbar sein muss, dass Menschen wie ich ihre Hände zeigen sollen."

„Jesair hat nicht über dich gesprochen."

„Das musste er nicht."

„Und was hat das mit der Forschung an Aurelianern zu tun?"

Arien schwieg.

„Was tust du?", fragte Mareia.

„Nichts, was eure Systeme nicht erlaubt hätten."

„Das war keine Antwort."

„Es ist die einzige Antwort, die du brauchst."

„Arien."

„Euer ganzes Leben habt ihr auf euren goldenen Ring geblickt und darin den Beweis gesehen, dass ihr etwas Besonderes seid."

„Ich habe darin nie etwas dergleichen gesehen."

„Das musstest du nicht. Andere haben es für dich gesehen."

„Wer?"

„Menschen, die auf Jesair warten, als sei er die Wiederkehr irgendeiner alten Wahrheit. Menschen, die glauben, eure Familie habe das Recht, dem ganzen Planeten zu sagen, wie er leben soll."

„Jesair weist jeden zurück, der einen Mythos aus ihm macht."

„Und gerade deshalb lieben sie ihn noch mehr."

Mareia spürte Kälte.

Nichts daran war konkret.

Nur allzu viel Vorbereitung.

Allzu viele Sätze, die wie das Ende eines Gesprächs klangen, von dem sie noch nicht einmal wusste, dass es begonnen hatte.

„Was soll geschehen?", fragte sie.

Für einen Augenblick verlor Arien die Beherrschung.

„Wenn eure Häuser anfangen, sich eines nach dem anderen zu schließen, wirst du vielleicht endlich begreifen, dass es keine persönlichen Entscheidungen gibt."

Nach diesem Satz war die Stille vollkommen.

Mareia hörte das Wasser.

Den Wind.

Ihren eigenen Atem.

Ariens Fehler.

„Warum sollten sie sich schließen?", fragte sie.

Ariens Gesicht veränderte sich.

Nur unmerklich.

Doch sie kannte ihn.

„Ich spreche allgemein."

„Nein."

„Von gesellschaftlichen Folgen."

„Du hast gesagt: eure Häuser."

„Die politischen Häuser der Aurelianer. Die Institutionen der Familien."

„Eines nach dem anderen."

„Das ist eine Redewendung."

„Nicht deine."

Arien trat noch näher.

„Sei vorsichtig, Mareia."

Diesmal wich sie zurück.

Nicht aus Schwäche.

Damit zwischen ihnen wieder Raum entstand.

„Ist das eine Drohung?"

„Eine Warnung."

„Wovor?"

Arien öffnete den Mund.

Dann schloss er ihn wieder.

Für einen Augenblick zeigte sich in seinem Gesicht der Mann von früher, den sie kannte. Ein Mann, der es nicht ertragen konnte, keine vollständige Kontrolle darüber zu haben, wie sie ihn sah. Ein Mann, der einen Satz wieder in sich zurückholen wollte, weil er begriffen hatte, dass er sichtbar geworden war.

„Vor den Folgen der Welt, die ihr aufbaut", sagte er schließlich.

Mareia sah ihn noch eine Weile an.

„Ich weiß nicht, was du tust", sagte sie. „Aber ich weiß, dass du die Zukunft nicht mehr fürchtest. Du sprichst von ihr, als würdest du sie kennen."

Sie wandte sich um.

„Mareia."

Sie blieb stehen, drehte sich aber nicht um.

„Jesair wird dich nicht vor allem schützen."

„Das hat er nie behauptet."

„Wenn der Augenblick kommt, in dem er nicht einmal seine eigenen Leute schützen kann, erinnere dich daran, dass ich es dir gesagt habe."

Mareia ging weiter.

Sie rannte nicht.

Erst als sie hinter die erste Baumgruppe gelangt war und Arien sie nicht mehr sehen konnte, begannen ihre Hände zu zittern.

Sie stellte eine Verbindung zu Nerai her.

Sie wartete nicht, bis diese sich meldete.

„Du hattest recht“, sagte Nerai anstelle einer Begrüßung. „Du hättest nicht allein dorthin gehen sollen.“

„Er hat gesagt, dass die aurelianischen Häuser anfangen werden, sich zu schließen.“

Am anderen Ende entstand Stille.

„Genau.“

„Was genau hat er gesagt?“

Mareia wiederholte den Satz.

Dann den zweiten.

Jesair wird dich nicht vor allem schützen.

Wenn er nicht einmal seine eigenen Leute schützen kann.

Nerai schrieb sie auf.

„Haben wir eine Aufzeichnung?“

„Nein. Das öffentliche Sicherheitssystem erfasst riskantes Verhalten, keine privaten Gespräche, solange es nicht zu Gewalt kommt.“

„Hat er dich berührt?“

„Nein.“

„Hat er dir gedroht?“

„Er sagte, er warne mich.“

„Das reicht nicht für eine Festnahme.“

„Ich will nicht, dass du ihn festnimmst.“

„Was willst du dann?“

Mareia blieb unter einem Baum aus dem südlichen Archipel stehen. Seine breiten Blätter hielten das Licht zurück, und darunter war es beinahe dunkel.

„Dass du das Geld findest.“

Nerai beendete die Verbindung und öffnete sofort sämtliche Antworten, die die Schicht erhalten hatte.

Taren trat an ihren Tisch.

„Was ist passiert?“

„Wir brauchen eine dringende Maßnahme.“

„Wozu?“

„Eine vorübergehende Aussetzung der Projekte, bis ihr gemeinsamer Zweck nachgewiesen ist.“

„Aufgrund der Aussage eines einzigen Menschen?“

„Aufgrund der Aussage eines Menschen, der eine verborgene Verbindung zu ihrer Finanzierung haben könnte.“

„Haben könnte.“

„Ja.“

Taren las Mareias Bericht.

„Der übergeordnete Rat wird das nicht genehmigen.“

„Dann gehen wir zur Gesundheitsaufsicht.“

„Die wird sagen, dass wir kein biologisches Risiko haben.“

„Zur Ethikkommission.“

„Die wird sagen, dass die Projekte genehmigt wurden.“

„Zur Zwischenstaatlichen Staatsanwaltschaft.“

„Die wird sagen, dass wir keine Straftat kennen.“

Nerai sah ihn an.

„Wohin geht man also mit einer Katastrophe, bevor sie zu einer Straftat wird?“

Taren antwortete nicht.

Nerai bereitete einen außerordentlichen Hinweis vor.

Sie fügte die Karte der Projekte bei.

Die finanziellen Verbindungen.

Mareias Aussage.

Die Analyse eines möglichen Gesamtrisikos.

Sie schickte ihn an den übergeordneten Rat, die Gesundheitsaufsicht und die Behörde zum Schutz genetischer Rechte.

Sie verlangte, neue Zugriffe auf aurelianische Daten vorübergehend auszusetzen und noch nicht ausgezahlte Mittel einzufrieren.

Das System nahm den Hinweis entgegen.

Es stufte ihn als dringlich ein.

Eine vorläufige Prüfung sollte innerhalb von zweiundsiebzig Stunden erfolgen.

Auf dem Orbitalring nahm unterdessen der Transportkoordinator die letzte Zahlung entgegen.

Das System überprüfte die Währung.

Es rechnete den Wechselkurs um.

Prüfte die Sanktionslisten.

Überprüfte die Herkunft des unmittelbaren Zahlers.

Es fand keinen Grund zur Ablehnung.

Die Zahlung wurde in elf Sekunden abgewickelt.

Alle Vertragsebenen sind aktiv.

Arien erhielt die Bestätigung kurz nach seiner Rückkehr aus dem Garten.

Er stand vor dem dunkelblauen Gefäß, das Mareia einst in seine Wohnung gebracht hatte.

Mit einer Bewegung fegte er es vom Tisch.

Es fiel auf den Boden.

Es zerbrach nicht.

Es prallte auf, überschlug sich und blieb auf der Seite liegen.

Arien starrte es mit wachsendem Zorn an.

Selbst seine Unvollkommenheit hatte seinen Schlag überlebt.

Er stellte ohne Einladung die Verbindung zu Kael her.

Kael erschien über der Arbeitsfläche.

„Mareia weiß es.“

„Was weiß sie?“

„Sie weiß, dass etwas vorbereitet wird.“

„Das ist nicht dasselbe.“

„Sie war bei der Schicht.“

„Das wissen wir.“

„Ich habe mich mit ihr getroffen.“

Kaels Gesicht blieb ruhig.

„Warum?“

„Sie wollte Antworten.“

„Und die haben Sie ihr gegeben?“

„Nein.“

„Was haben Sie gesagt?“

Arien schwieg.

Kael wiederholte die Frage.

Diesmal langsamer.

Arien nannte ihm den Satz über die Häuser, die sich schließen würden.

Kael rührte sich nicht.

„Sie sind ein Narr.“

„Sie kann nichts beweisen.“

„Ein Beweis ist nicht die einzige Möglichkeit, etwas zu wissen.“

„Das Projekt ist bereit.“

„Das war keine Antwort.“

„Die letzte Zahlung ist durch.“

Kael sah ihn an.

„Stoppen Sie es.“

Arien erstarrte.

„Was?“

„Setzen Sie alle verbleibenden Teile aus. Lassen Sie die Sache abkühlen.“

„Das können wir nicht.“

„Wir können Geld verlieren.“

„Manche Abläufe lassen sich nicht mehr zurücknehmen, ohne dass wir eine deutlichere Spur erzeugen.“

Kael schloss die Augen.

Zum ersten Mal, seit Arien ihn kannte, wirkte er müde.

„Welches Ausmaß haben Sie genehmigt?“

„Ich habe kein Ausmaß genehmigt.“

„Treiben Sie keine Spielchen mit mir.“

„Die Modelle haben Grenzen.“

„Welche?“

„Das Ziel ist eine Krise.“

„Wie viele Menschen?“

„Das lässt sich nicht genau bestimmen.“

Kael beugte sich zum Bild.

„Wie viele?“

Arien antwortete nicht.

In diesem Schweigen begriff Kael mehr, als er wollte.

Er hatte die Finanzwege geöffnet.

Er hatte die Stiftungen bereitgestellt.

Er hatte Arien beigebracht, eine Absicht auf Menschen aufzuteilen, die das Ganze nicht sehen würden.

Er hatte sich eingeredet, sie bereiteten eine Krise vor, die Jesairs politische Kraft brechen und die Transparenz aufhalten würde, bevor sie Gesetz wurde.
Wissentlich hatte er einem Menschen geholfen, der hasste.

Er hatte sich nur nicht eingestehen wollen, wie weit Hass gehen konnte, wenn er ein Budget, Rechenkapazität und Zeit erhielt.
„Stoppen Sie es“, wiederholte er.

„Nein.“

„Das war keine Bitte.“

„Sie sind nicht mehr der Einzige, der die Karte besitzt.“

Kaels Gesicht wurde hart.

„Ohne meine Leute hätten Sie nichts.“

„Ihre Leute haben ihre Arbeit bereits getan.“

Kael begriff das Letzte.

Arien brauchte ihn nicht mehr.

Die Verbindung brach ab.

Im Gebäude der Schicht leuchtete Nerais außerordentlicher Hinweis.

Er wartete auf die rechtliche Prüfung.

Auf dem Tisch daneben lag eine Karte des Geldes, die viele kleine, einzeln erklärbare Zahlungen zeigte.
Nerai wusste, dass sie, falls sie sich irrte, der Forschung, Institutionen und unschuldigen Menschen schaden konnte.

Falls sie sich nicht irrte, konnten zweiundsiebzig Stunden zu lang sein.

Sie wusste nicht, was geschehen sollte.

Sie wusste nicht, wo.

Sie wusste nicht, wie.

Sie wusste nur, dass der Mann, der Mareia einst das Handgelenk umklammert hatte, von geschlossenen aurelianischen Häusern gesprochen hatte, bevor irgendjemand einen Grund gehabt hatte, solche Häuser zu schließen.
Und irgendwo in der Buchhaltung des Planeten war gerade die letzte Zahlung abgewickelt worden.

24. Das erste Fieber

Der Junge hieß Elan.

Er war sechs Jahre alt, und sein goldener Ring zeigte sich nur, wenn er weinte oder sich sehr konzentrierte.

Seine Mutter behauptete, sie habe ihn zum ersten Mal kurz nach seiner Geburt gesehen. Die Ärzte hatten ihr gesagt, das sei nicht möglich, weil das aurelianische Zeichen bei Kindern gewöhnlich erst später hervortrat.
Doch sie war sicher.

Mütter sind auch bei Dingen sicher, die sich nicht beweisen lassen.

Sie lebten in einer kleineren Stadt am Rand von Auriola. Es war kein berühmtes Familienhaus und kein Ort, den Menschen auf der Suche nach Spuren alter aurelianischer Legenden besuchten. Es war ein gewöhnliches Haus mit einer hellen Küche, einem kleinen Garten und einer Wand, auf die Elan Transportschiffe zeichnete, obwohl seine Eltern es ihm wiederholt verboten.
An diesem Morgen wollte er nicht aufstehen.

Seine Mutter fand ihn unter der Decke zusammengerollt.

„Elan."

Der Junge öffnete die Augen.

Der goldene Ring war hell.

Nicht dünn und zart wie gewöhnlich.

Er leuchtete als ununterbrochene Linie um die Pupille.

„Mir ist kalt", sagte er.

Seine Haut war heiß.

Das häusliche Gesundheitssystem führte eine Basismessung durch. Erhöhte Temperatur. Beschleunigter Puls. Leichte Abweichungen bei den Entzündungswerten.
Die Empfehlung klang ruhig.

Flüssigkeitszufuhr.

Ruhe.

Erneute Untersuchung in zwei Stunden.

In der Region traten mehrere gewöhnliche saisonale Erkrankungen auf. Elan hatte keine Symptome, die unmittelbar auf etwas Ernstes hindeuteten.
Seine Mutter rief trotzdem die örtliche Ärztin an.

„Sein Ring ist sehr hell“, sagte sie.

Die Ärztin lächelte.

„Das kommt bei Fieber vor.“

„Nicht so.“

„Jedes Fieber kann anders aussehen.“

„Er ist Aurelianer.“

„Ich weiß.“

„Kann es damit zusammenhängen?“

Die Ärztin schwieg einen Augenblick.

„Womit?“

Die Mutter wusste keine Antwort.

Sie hatte keinen Namen für die Krankheit.

Sie hatte keine weiteren Fälle.

Sie hatte nur ein Kind, das sie besser kannte als sich selbst.

Die Ärztin veranlasste eine eingehendere Untersuchung.

Zwei Stunden später war Elan schwächer.

Das Gesundheitssystem erhöhte die Überwachungsstufe.

Nach vier Stunden empfahl es die Verlegung.

Das Rettungsmodul kam lautlos. Zwei Sanitäter trugen Schutzkleidung, doch nicht, weil sie eine unbekannte Ansteckung fürchteten. Diese Ausrüstung benutzten sie bei jedem Patienten mit ungeklärtem Fieber.
Elans Mutter fuhr mit.

Sein Vater blieb an der Tür stehen und sah dem abfahrenden Modul nach.

An der Wand des Kinderzimmers blieben die blau gemalten Schiffe zurück.

Im Krankenhaus erhielt Elan eine Fallkennung.

AUR-N-77104.

Die ersten Buchstaben bedeuteten nicht Aurelianer.

Sie waren der Code der Region und des Krankenhauses.

Das war später eine jener kleinen Ironien, die den Menschen erst im Rückblick auffielen.

Die medizinische KI verglich seinen Zustand mit Millionen früherer Fälle.

Sie fand keine genaue Übereinstimmung.

Das war nicht ungewöhnlich.

Der menschliche Körper brachte eine beinahe unendliche Zahl von Abweichungen hervor, und die meisten davon bedeuteten keine neue Krankheit.

Das System legte eine vorläufige Kategorie an:

Nicht näher bezeichnete akute Entzündungsreaktion.

Es übermittelte den Fall an die regionale Aufsicht.

Nicht als Alarm.

Als Datensatz.

Hundertachtzig Kilometer weiter erwachte am selben Tag eine ältere Frau mit Fieber.

Sie war Aurelianerin.

Sie lebte allein.

Ihr häusliches System stufte ihren Zustand als gewöhnliche Infektion ein und empfahl Ruhe.

In Nitra kam ein junger Mann mit plötzlicher schwerer Schwäche ins Krankenhaus. Seine Mutter war gemischter Herkunft, sein Vater Aurelianer. Der goldene Ring zeigte sich bei ihm nur selten.

Das medizinische Personal bemerkte ihn nicht.

In Sarur erkrankten zwei Schwestern.

In einem anderen Staat ein Mann, der von einer Dienstreise zurückgekehrt war.

Die Fälle hatten keinen gemeinsamen Ort.

Kein gemeinsames Krankenhaus.

Keinen gemeinsamen Arzt.

In jedem System standen sie für sich.

Die medizinische KI sah ihre Symptome.

Die Familienarchive kannten ihre Herkunft.

Die Verkehrssysteme kannten ihre Bewegungen.

Die Banken kannten Zahlungen im Zusammenhang mit Projekten, die sich mit aurelianischer Herkunft befassten.

Doch niemand hatte das Recht, all diese Daten nebeneinanderzulegen.

Noch nicht.

In der Schicht saß Nerai vor ihrem außerordentlichen Hinweis.

Seit sie ihn abgeschickt hatte, waren zehn Stunden vergangen.

Eine der drei Stellen hatte eine Ergänzung verlangt.

Die zweite hatte den Eingang bestätigt.

Die dritte hatte angekündigt, eine Kommission einzuberufen.

Taren stellte zwei Becher mit einem Getränk auf den Tisch.

„Geh schlafen."

„Nein."

„Sie befassen sich mit deinem Hinweis."

„Sich damit zu befassen ist keine Entscheidung."

„Und du verkürzt die gesetzlichen Fristen nicht, indem du hier sitzt."

„Darum sind sie falsch."

„Vielleicht sind sie falsch, weil sie die Menschen vor dir schützen."

Nerai sah ihn an.

Taren setzte sich.

„Vor einer Beamtin, die ein starkes Gefühl hat und deshalb sämtliche Konten öffnen will."

„Ich will nicht sämtliche Konten öffnen."

„Ich weiß. Aber das Gesetz kann nicht davon ausgehen, dass jeder, der nach dir an deiner Stelle sitzt, du sein wird."

Nerai nahm den Becher.

„Gerade deshalb muss sichtbar sein, wer die Daten betrachtet."

„Da sprichst du wie Jesair."

„Da spreche ich wie jemand, der seit zehn Stunden darauf wartet, dass verschiedene Institutionen sich einigen, ob er herausfinden darf, wer die Erforschung einer möglichen Schwachstelle eines Drittels der Bevölkerung bezahlt."

Taren öffnete die neuesten Bankmeldungen.

„Wir haben eine neue Transaktion."

Nerai hob die Augen.

„Hängt sie mit den Stiftungen zusammen?"

„Vielleicht."

„Taren."

„Eine Gesellschaft, die wir bereits bei Vesta gesehen haben, hat eine kleinere Zahlung an einen Transportkoordinator auf dem Ring überwiesen."

„Zweck?"

„Reservierung medizinischer Logistikkapazität."

„Für welches Projekt?"

„Geschützte Geschäftsdaten."

Nerai öffnete die Zeitleiste.

Die Zahlung war kurz vor Mareias Treffen mit Arien abgewickelt worden.

„Es könnte sich um normale Vorsorge handeln", sagte Taren.

„Könnte es."

„Die Stiftungen befassen sich mit Gesundheitssicherheit."

„Ich weiß."

„Und seit den früheren Epidemien werden solche Kapazitäten regelmäßig reserviert."

„Ich weiß."

„Warum siehst du es dir dann so an?"

Nerai erweiterte die Karte.

Daten.

BIO-KI.

Labore.

Juristische Analysen.

Modellierung der Reaktion.

Logistikkapazität.

„Weil die Richtung vollständig ist.“

Taren schwieg.

„Wir haben keine Krankheit“, sagte er schließlich.

„Nein.“

„Wir haben keine Gesundheitswarnung.“

„Nein.“

„Wir haben keinen Beweis dafür, dass diese Dinge zusammenhängen.“

„Nein.“

„Dann haben wir nichts, was wir aufhalten könnten.“

Nerai betrachtete die Karte.

„Wir haben eine Handlungskette, die in einem anderen System eine Warnung ausgelöst hätte.“

„In was für einem anderen System?“

„In einem, das noch nicht existiert.“

Die Verbindung zu Mareia öffnete sich ohne Vorwarnung.

Ihr Bild schwankte, als gehe sie gerade.

„Nerai.“

„Was ist los?“

„Bei den Familienarchiven ist eine außerordentliche Anfrage eingegangen.“

„Von wem?“

„Von einem Krankenhaus in Auriola. Ein Kind mit unbekanntem Fieber.“

Taren beugte sich zum Bild.

„Ein einziges Kind?“

„Bislang.“

„Warum fordern sie Familiendaten an?“

„Es hat einen ungewöhnlich ausgeprägten goldenen Ring und Abweichungen, die die Ärzte nicht einordnen können.“

Nerai spürte, wie alle Gedanken in ihrem Kopf zum Stillstand kamen.

„Das kann mit allem Möglichen zusammenhängen“, sagte Taren.

Mareia nickte.

„Ich weiß.“

„Bei aurelianischen Kindern werden die Zeichen bei Fieber oft deutlicher.“

„Ich weiß.“

Nerai sah auf die Uhr.

„Wann ist der Fall aufgetreten?“

Mareia sagte es ihr.

Es war einige Stunden nach der letzten Zahlung gewesen.

Die zeitliche Nähe bewies nichts.

Nerai wusste das.

Auf Elarion wurden jede Stunde Milliarden Zahlungen abgewickelt, und Tausende Menschen erkrankten. Legte man zwei hinreichend große Karten übereinander, fand man immer Ereignisse, die nahe beieinander lagen.

„Bitte das Krankenhaus, den Fall an die zwischenstaatliche Aufsicht zu melden“, sagte sie.

„Es hat ihn schon regional gemeldet.“

„Zwischenstaatlich.“

„Bei einem einzigen Patienten lässt das System das nicht zu.“

„Dann soll das Familienarchiv eine Ausnahme beantragen.“

Mareia sah sie an.

„Wir haben keine rechtliche Grundlage, die Familienidentität des Patienten außerhalb der Region offenzulegen.“

Dieser Satz blieb zwischen ihnen stehen.

Nerai dachte an all die Ausnahmen, die in den letzten Monaten anonymen Projekten erlaubt hatten, aurelianische Familienmerkmale zu untersuchen.

Nun, da ein aurelianisches Kind mit unbekanntem Fieber im Krankenhaus lag, schützte das Gesetz seine Herkunft vor einem System, das nach weiteren Fällen hätte suchen können.

Der Schutz war richtig.

Das Kind war kein öffentlicher Datensatz.

Seine Familie war nicht Eigentum des Staates.

Seine Krankheit sollte kein Grund sein, einen ganzen Zweig zu überwachen.

Und dennoch spürte Nerai, dass jemand vor ihnen genau diese Grenze vermessen hatte.

„Stell den Antrag", sagte sie. „Ich werde ihn mit einer Finanzanalyse unterstützen."

„Eine Finanzanalyse hat nichts mit dem Patienten zu tun."

„Genau das wissen wir nicht."

„Nerai, wenn wir eine verdächtige Finanzierung ohne Beweis mit der Krankheit eines einzigen aurelianischen Kindes verknüpfen, können wir Panik auslösen."
„Und wenn wir sie nicht verknüpfen?"

Mareia antwortete nicht.

Im Krankenhaus von Auriola schlief Elan.

Seine Mutter saß an der durchsichtigen Wand des Zimmers. Die Ärzte hatten sie noch nicht von ihrem Sohn getrennt, sie aber gebeten, im Schutzbereich zu bleiben.
Elan erwachte.

„Mama."

Sie legte die Hand an die Wand.

„Ich bin da."

„Komm rein."

„Gleich."

„Mir ist kalt."

„Ich weiß."

„Warum darf ich nicht nach Hause?"

Seine Mutter lächelte so, wie Eltern lächeln, wenn sie einem Kind eine Sicherheit zeigen wollen, die sie selbst nicht empfinden.
„Sie müssen nur herausfinden, was dir fehlt."

Elan sah auf seine Hand.

„Ist es, weil ich golden bin?"

Seiner Mutter stockte der Atem.

„Nein.“

„In der Schule haben sie gesagt, dass der Ring manchmal krank ist.“

„Wer hat das gesagt?“

„Jemand.“

„Der Ring ist keine Krankheit.“

„Warum leuchtet er dann so?“

Sie wusste es nicht.

Sie legte auch die zweite Hand an die Wand.

„Weil dein Körper kämpft.“

„Wird er gewinnen?“

„Ja.“

Sie antwortete sofort.

Mütter sind auch bei Dingen sicher, die sich erst noch entscheiden.

Die regionale medizinische KI erhielt unterdessen den vierten Fall.

Dann den fünften.

Verschiedene Städte.

Verschiedenes Alter.

Ähnliche Abweichungen.

Das System stellte einen schwachen statistischen Zusammenhang her.

Mögliches gemeinsames erbliches Merkmal.

Es versandte den Hinweis jedoch nicht als öffentlichen Alarm.

Zuerst mussten geografische, umweltbedingte und diagnostische Verzerrungen ausgeschlossen werden.

Nach früheren Fällen von Diskriminierung war es verboten, einen genetischen Zweig allein aufgrund einer kleinen Stichprobe als Risikofaktor zu kennzeichnen.
Das System forderte deshalb weitere Daten an.

Ein Krankenhaus stellte sie zur Verfügung.

Das zweite wartete auf die Einwilligung des Patienten.

Das dritte hatte einen anderen Datenstandard.

Das vierte gehörte zu einem Staat, der keinen automatisierten grenzüberschreitenden Vergleich genetischer Merkmale erlaubte.
Die Maschine sah den Umriss.

Das Gesetz erlaubte ihr nicht, die Linie zu ziehen.

Spät in der Nacht erhielt Jesair eine Nachricht aus Auriola.

Er kannte Elans Familie. Nicht gut, aber gut genug, um sich an den Jungen zu erinnern, der ihn einmal bei einer Familienversammlung gefragt hatte, ob der goldene Ring bessere Dinge sehe als gewöhnliche Augen.
Jesair hatte ihm damals geantwortet, Augen sähen nicht nach ihrer Farbe, sondern nach dem Mut des Menschen hinzuschauen.

Nun stand er am Fenster des Hauses Davion und hörte Elans Mutter zu.

„Sie lassen mich nicht zu ihm“, sagte sie.

„Ist er in Isolation?“

„Bislang nur vorsorglich.“

„Was sagen die Ärzte?“

„Dass sie es nicht wissen.“

In ihrer Stimme lag etwas, das Jesair kannte.

Keine Panik.

Der Ort unmittelbar davor.

„Ich komme“, sagte er.

„Nein.“

Die Antwort kam heftig.

„Du bist Aurelianer.“

Jesair schwieg.

„Entschuldige“, sagte sie. „Ich meine nur … wenn es etwas ist … wir wissen es nicht.“

„Ich verstehe.“

„Elan hat nach dir gefragt.“

„Sag ihm, dass ich bei ihm bin.“

„Aber du bist es nicht.“

Jesair berührte das Fensterglas.

Draußen lag Auriola im Dunkeln. Alte Häuser, Täler, Familienarchive und Wege, auf denen Generationen von Menschen mit dem goldenen Ring gegangen waren.
„Manchmal kann ein Mensch auch von dem Ort aus, an dem er steht, bei einem anderen sein“, sagte er.

Als die Verbindung endete, blieb er allein.

Für einen Augenblick erschien ein Bild vor seinen Augen.

Diesmal waren in der Vision weder das Krankenhaus noch Elan.

Vor ihm öffnete sich ein langer Gang, durch durchsichtige Wände unterteilt.

Hinter jeder lag ein Mensch.

Hinter jeder lag ein Mensch.

Über den Betten leuchteten goldene Ringe.

Tausende.

Dann Millionen.

Das Bild verschwand.

Jesair hielt sich am Fensterrahmen fest.

„Nein“, sagte er in die Leere.

Er wusste nicht, wem er antwortete.

In der Schicht leuchtete ein Gesundheitshinweis auf.

Kein öffentlicher.

Ein vorläufiger.

Das regionale System hatte eine ungewöhnliche Häufung von Fällen mit einer möglichen Verbindung zu einem erblichen Merkmal erfasst. Weitere Überprüfung war erforderlich.
Nerai sah ihn nicht.

Die Finanzbehörde hatte keinen Zugang zu vorläufigen Gesundheitshinweisen.

Mareia sah ihn nur teilweise.

Das Familienarchiv erhielt eine Anfrage, ob die Patienten verwandten Linien angehörten.

Die Krankenhäuser sahen ihre eigenen Kranken.

Jedes System erhielt sein Stück.

Auf der Arbeitsfläche vor Nerai leuchtete die finanzielle Karte der Vorbereitung.

Auf der Arbeitsfläche vor Mareia die biologische Karte der Fragen.

Im Gesundheitsnetz die Karte der ersten Patienten.

Dazwischen standen Gesetze, Zuständigkeiten, Genehmigungen und gute Gründe, weshalb niemand alles sehen sollte.

Am Morgen hatte Elan noch immer Fieber.

Die Zahl der ungeklärten Fälle stieg auf sieben.

Am Nachmittag auf zwölf.

Vor dem Untergang von Elarions Sonne erkrankte das erste Kind in einem anderen Staat.

Im System wurde es als einzelner Fall geführt.

In seiner Familie hatte es einen Namen.

In der Geschichte noch keinen.

Später würden die Menschen nach dem Augenblick suchen, in dem das Drittel begonnen hatte.

Sie würden auf die erste öffentliche Erklärung verweisen.

Auf die Abriegelung Auriolas.

Auf den Tag, an dem das Gesundheitsnetz den Namen der Aurelianer aussprach.

Auf die erste Stadt hinter einer durchsichtigen Wand.

Doch Katastrophen beginnen nicht erst, wenn die Gesellschaft ihnen einen Namen gibt.

Sie beginnen früher.

In einer Frage, die jemand unter unschuldigen Menschen aufteilt.

In einer Zahlung, die jede Bank richtig bewertet.

In einer Ausnahme, die zum Schutz des Lebens geschaffen wurde.

In einer Maschine, die ein Muster sieht, aber nicht das Recht hat, Daten zu verknüpfen.

In einem Menschen, der als Einziger die Karte kennt.

Und im Fieber eines einzigen Kindes, dem noch niemand geschichtliche Bedeutung beimisst.

Elan öffnete die Augen.

Der goldene Ring darin leuchtete heller als zuvor.

Hinter der durchsichtigen Wand stand seine Mutter.

Sie legte drei Finger dagegen.

Der Junge hob die Hand und tat von der anderen Seite dasselbe.

Zwischen ihrer Haut blieb das Glas.

Die erste Wand.

Das erste geschlossene Haus gab es noch nicht.

Doch das erste Zimmer hatte sich bereits geschlossen.

Teil III: Die Pest des Goldenen Rings

25. Die Häuser Auriolas

Am Morgen waren es dreiundzwanzig.

Dreiundzwanzig Menschen mit einem Fieber, das die medizinischen Systeme nicht genau einordnen konnten.

Einundzwanzig von ihnen waren Aurelianer.

Einer hatte einen aurelianischen Vater, doch der goldene Ring hatte sich bei ihm nie eindeutig gezeigt.

Über die letzte Frau wusste das Familienarchiv nichts. Sie war außerhalb Auriolas geboren worden und hatte ihre Familienzugehörigkeit nie offengelegt.
In jedem Krankenhaus sahen die Fälle anders aus.

In einem lag ein Kind.

In einem anderen eine alte Frau.

Im dritten zwei Geschwister.

Im vierten ein Mann, der wenige Tage zuvor auf dem Orbitalring gearbeitet hatte.

Die medizinischen Systeme verknüpften sie nicht nach Namen, Rasse oder Familienlinie. Sie verknüpften sie anhand von Symptomen, Umfeld, Zeitpunkt und bekannten Risikofaktoren. Die erbliche Zugehörigkeit zählte zu den sensibelsten Daten auf Elarion und durfte nur verwendet werden, wenn ein eindeutiger medizinischer Grund vorlag.
Dieser Grund war noch nicht bestätigt.

Deshalb durfte das System ihn nicht voraussetzen.

Im Krankenhaus von Auriola hörte Elan auf zu sprechen.

Er schlief nicht. Seine Augen waren offen, und er beobachtete das Licht an der Decke, doch auf Fragen antwortete er nur mit einer Bewegung der Finger. Einer bedeutete ja. Zwei nein.
Seine Mutter stand hinter der durchsichtigen Wand.

„Hörst du mich?“

Ein Finger.

„Tut dir etwas weh?“

Zwei.

„Ist dir kalt?“

Einer.

Das medizinische Personal passte die Behandlung an die Veränderungen seiner Werte an. Jeder Eingriff wurde vom System bewertet, mit Millionen Fällen verglichen und von einem Arzt überprüft.
Niemand handelte blind.

Und dennoch wusste niemand, wogegen er vorging.

Elan hob die Hand.

Er legte drei Finger an die Wand.

Seine Mutter tat dasselbe.

Zwischen ihnen lagen Glas, Luft und eine Vorschrift, die sie nicht eintreten ließ.

„Ich bin da“, sagte sie.

Der Junge schloss die Augen.

An diesem Tag begannen die ersten Häuser, sich zu schließen.

Nicht auf staatlichen Befehl.

Zunächst freiwillig.

Die alten aurelianischen Familienhäuser hatten ihre eigenen Gesundheitsprotokolle. Manche stammten noch aus Zeiten, in denen Krankheiten sich langsamer ausbreiteten und die Menschen glaubten, Familienmauern könnten Reinheit von der Welt trennen. In der modernen Zeit wurden sie eher symbolisch angewendet.
Nun schlossen sich ihre alten Tore tatsächlich.

Familien schickten ihre Kinder nicht mehr zur Schule.

Arbeitende blieben zu Hause.

Häusliche Systeme maßen die Temperatur, Blutwerte und Veränderungen des goldenen Rings.

In den öffentlichen Netzen erschienen die ersten Aufnahmen von Augen.

Fotografien von Regenbogenhäuten.

Vergrößerte goldene Linien.

Die Menschen verglichen sie, suchten nach Unterschieden und markierten Stellen, an denen der Ring breiter, heller oder unterbrochen wirkte.
Das medizinische Personal wies wiederholt darauf hin, dass das Aussehen der Augen keine verlässliche Diagnose ermöglichte.

Niemand hörte zu.

Angst liebt Zeichen, die man sehen kann.

Mareia traf noch vor Mittag in Auriola ein.

Jesair wartete vor dem Haus Davion auf sie. Er trug keine Schutzkleidung, nur eine einfache helle Maske, wie die örtlichen Regeln sie vorschrieben.
„Du hättest nicht herkommen sollen", sagte sie.

„Ich wohne hier."

„Du weißt, was ich meine."

Jesair blickte auf die geschlossenen Häuser im Tal.

„Wenn ich ausgerechnet jetzt fortgehen soll, dann war dieses Haus nie meines."

„Es geht nicht um das Haus."

„Ich weiß."

„Es geht um dich."

„Auch ich bin Aurelianer."

„Gerade deshalb."

Mareia trat näher an ihn heran.

„Wenn es auf unsere Linie abzielt, bist du stärker gefährdet als jeder andere. Du bist ein Nachkomme der ältesten bekannten Familie. Wir wissen nicht, was das genau bedeutet."
„Vielleicht nichts."

„Und vielleicht alles."

Jesair sah sie ruhig an.

„Hat Nerai dir gesagt, du sollst mich überzeugen?"

„Nerai hat gesagt, wenn ich dich nicht überzeuge, kommt sie persönlich und schleift dich fort."

„Das würde ich gern sehen.“

„Ich nicht.“

Das Lächeln verschwand aus seinem Gesicht.

Mareia blickte nach Auriola hinüber.

„Arien hat vom Schließen der Häuser gesprochen, noch bevor wir auch nur einen einzigen Fall kannten.“

„Ich weiß.“

„Wenn er damit etwas zu tun hat —“

„Wir haben einen Verdacht.“

„Ich habe mehr als einen Verdacht.“

„Du kennst einen Menschen.“

„Ist das zu wenig?“

„Nein. Aber es reichte nicht, um die Welt anzuhalten.“

Mareia senkte die Augen.

Jesair berührte ihre Hand.

„Das ist nicht deine Schuld.“

„Ich habe die Richtung gesehen.“

„Und du hast es gesagt.“

„Zu spät.“

„Vor dem ersten Fieber.“

„Nicht früh genug.“

Jesair wusste, dass es keinen Sinn hatte zu widersprechen. Nicht, weil sie recht hatte, sondern weil die Schuld in diesem Fall ihre Wahl nicht nach der Wahrheit traf. Sie wählte nach Nähe.

Mareia war Arien am nächsten gewesen.

Darum hatte sie das Gefühl, sie hätte am weitesten sehen müssen.

Sie öffneten das Haus Davion als Koordinationszentrum.

Nicht als Krankenhaus.

Dort gab es weder Geräte noch Ärzte, die eine neue Krankheit behandeln konnten. Es gab Räume, Kommunikationsknoten, eigene Energiequellen und alte unterirdische Zimmer, die sich vom Rest des Hauses abtrennen ließen.
Jesair lehnte den Vorschlag des Familienrats ab, das Haus nur den Angehörigen der ältesten Linien vorzubehalten.

„Wenn wir das Tor nur denen öffnen, die den richtigen Namen tragen", sagte er, „dann verdienen wir keinen der Namen, die an unseren Wänden hängen."
Familien, die nirgendwohin konnten, kamen in das Haus.

Nicht alle waren krank.

Manche hatten nur Angst.

Eine Mutter mit zwei Söhnen, deren Nachbarn sie aufgefordert hatten, den gemeinsamen Wohnblock zu verlassen.

Ein alter Mann, dessen Verlegung ins Krankenhaus abgesagt worden war, weil man in einem anderen Staat keine Patienten aus Auriola mehr aufnahm.
Eine junge Frau in den letzten Monaten ihrer Schwangerschaft. Ihr Partner war Selenit. Das Kind, das sie trug, sollte den genetischen Untersuchungen zufolge ein Junge werden.
Ein aurelianischer Junge.

Sie saß in der alten Bibliothek der Davions und hielt beide Hände auf ihren Bauch.

„Mein ganzes Leben habe ich mir einen Sohn gewünscht", sagte sie zu Mareia. „Jetzt habe ich das Gefühl, ihm ein Urteil mitgegeben zu haben."
„Du hast ihm Leben gegeben."

„Und ein Zeichen."

„Das Zeichen ist keine Krankheit."

„Dann sag das denen, die Angst haben werden, ihn anzusehen."

Mareia setzte sich ihr gegenüber.

„Wir wissen noch nicht, was geschieht."

„Gerade deshalb habe ich Angst."

Die Frau betrachtete die Porträts der Davions.

„Glaubst du, sie haben sich je vorgestellt, dass ihr Ring eines Tages Tod bedeuten würde?"

„Nein."

„Wozu war er dann da?“

Mareia sah auf die goldenen Ringe, die in die Augen längst vergangener Menschen gemalt waren.

„Vielleicht war er für nichts da.“

Die Frau sah sie überrascht an.

„Nicht alles muss einen Zweck haben“, fuhr Mareia fort. „Nicht alles, was wir erben, ist eine Botschaft. Manchmal ist es nur ein Teil unseres Körpers. Ein Stück unseres Weges.“

„Und wenn dieser Weg uns hierherführt?“

Mareia wusste keine Antwort.

Spät am Abend kam Nerai.

Das Schutzmodul ließ sie erst nach drei Überprüfungen nach Auriola hinein. Sie war Selenitin, doch ihre Mutter war Aurelianerin, und mit den begrenzten Daten konnte das System nicht zuverlässig beurteilen, ob gemischte Familienverbindungen ein Risiko darstellten.

„Jetzt halten sie mich also schon für aurelianisch genug, um mich zu überprüfen“, sagte sie, als sie das Haus Davion betrat.

„Als Kind hätte dich das gefreut“, bemerkte Jesair.

„Als Kind war ich dumm.“

„Als Kind wolltest du dazugehören.“

„Das ist oft dasselbe.“

Sie umarmten sich nur kurz.

Nerai öffnete sofort ihre Arbeitsebenen.

„Wir haben achtundsiebzig bestätigte Fälle. Mehr als zweihundert weitere warten auf die Einordnung. Die meisten in Auriola, aber nicht alle.“

„Wie viele Aurelianer?“, fragte Mareia.

„Das wissen wir nicht genau.“

„Wie können wir das nicht wissen?“

„Nicht alle haben eine öffentliche Familienidentität. Nicht alle Staaten erfassen sie auf dieselbe Weise. Manche Krankenhäuser dürfen sie ohne Einwilligung des Patienten nicht weitergeben.“

„Und das System hat noch immer keinen genetischen Zusammenhang bekannt gegeben?“

„Das regionale System hat ihn als möglich gekennzeichnet.“

„Das zwischenstaatliche?“

„Es hat nicht genügend bestätigte Daten.“

Mareia lachte empört.

„Wie viele braucht es denn?“

„Das hängt von der Qualität ab, nicht nur von der Zahl.“

„Menschen brennen, und Maschinen beurteilen die Qualität.“

„Die Maschinen tun, was wir von ihnen verlangt haben“, sagte Nerai. „Wir wollten nicht, dass sie nach zehn Fällen eine ganze Rasse zum Gesundheitsrisiko erklären.“

„Jetzt sind es fast achtzig.“

„Und in ein paar Stunden können es achthundert sein.“

Im Raum wurde es still.

Jesair sah seine Schwester an.

„Glaubst du das?“

„Ich glaube, was immer es ist, es hat nicht heute begonnen.“

Nerai rief eine Karte auf.

Die ersten bekannten Fälle lagen weit auseinander.

Manche verbanden Verkehrsknotenpunkte.

Andere Familienbeziehungen.

Wieder andere nichts Sichtbares.

„Es ist schon außerhalb Auriolas“, sagte sie. „Wir haben es uns nur noch nicht eingestanden.“

An der Seitenwand des Hauses Davion öffnete sich die örtliche Nachrichtensendung. „Die Behörden bestätigen achtundsiebzig Fälle eines unbekannten Fiebers“, meldete die Moderatorin. „Mediziner weisen die Behauptung zurück, das Aussehen des goldenen Rings reiche aus, um eine Ansteckung festzustellen.“

In einem kurzen Beitrag fragte eine Mutter vor einer geschlossenen Schule, warum sie ihr Kind zu Hause lassen solle, wenn es keine Symptome habe. Ein anderer Elternteil zeigte auf die Tür eines aurelianischen Hauses und verlangte, man solle sie bewachen.

Jesair stellte die Übertragung leiser. „Beide haben Angst um ihre Kinder“, sagte er. Nerai antwortete nicht. Auf ihrer eigenen Karte gab es bereits mehr Orte, als die Moderatorin genannt hatte.

Da kam eine Nachricht aus dem Krankenhaus.

Elans Zustand hatte sich verschlechtert.

Jesair stand auf.

„Ich gehe hin.“

„Nein“, sagten Mareia und Nerai zugleich.

Er sah sie an.

„Seine Mutter ist allein.“

„Das medizinische Personal ist da“, sagte Nerai.

„Das ist nicht dasselbe.“

„Wenn du dich ansteckst, hilfst du niemandem.“

„Und wenn ich hierbleibe?“

„Du kannst mit den Menschen sprechen. Hilfe organisieren. Sie überzeugen, die Maßnahmen einzuhalten.“

„Ich soll also eine Stimme sein, aber kein Mensch.“

„Du sollst am Leben bleiben.“

Jesair sah auf die Karte von Auriola.

Dann auf die geschlossenen Tore seines Hauses.

„All diese Jahre haben mir die Menschen erzählt, wozu meine Vorfahren angeblich fähig waren. Sie heilten durch Berührung. Sie betraten Häuser, in die andere sich nicht hineintrauten. Sie standen den Kranken bei.“

„Und vielleicht sind sie deshalb alle gestorben“, sagte Nerai.

Jesair hob die Augen zu ihr.

Darin lag keine Grausamkeit.

Nur die Angst einer Schwester, die ihn noch nicht unter den Zahlen verzeichnen wollte.

„Du musst nicht beweisen, dass du ein Davion bist“, sagte sie.

„Ich will nichts beweisen.“

„Dann bleib.“

Jesair setzte sich.

Im Krankenhaus legte Elans Mutter drei Finger an das Glas.

Der Junge hob die Hand nicht mehr.

Bis Mitternacht schlossen sich weitere dreiundvierzig aurelianische Häuser.

Am Morgen waren es mehr als tausend.

Zuerst schlossen sie sich selbst.

In wenigen Tagen würden andere beginnen, sie zu schließen.

26. Systeme ohne das Ganze

Saira Oren wusste, wie Maschinen miteinander sprachen.

Nicht mit Worten.

Mit Rechten.

Jedes Informationssystem durfte nur sagen, was das Gesetz ihm erlaubte. Was es gespeichert hatte, war weniger wichtig als das, was es weitergeben durfte.

Saira war Architektin zwischenstaatlicher Datennetze. Sie entwarf Schnittstellen zwischen Krankenhäusern, Versicherungen, Gesundheitsregistern und Forschungszentren. Ihr ganzes Leben hatte sie daran gearbeitet, dass Daten zwischen Institutionen fließen konnten, ohne einen Menschen in ein öffentliches Objekt zu verwandeln.

Sie glaubte an Beschränkungen.

Sie glaubte an getrennte Zuständigkeiten.

Sie glaubte, dass kein System alles über einen Menschen wissen dürfe.

Deshalb hatte Nerai sie gerufen.

Sie trafen sich im Krisenzentrum der Union.

An den Wänden leuchteten fünf Karten.

Eine Karte der Patienten.

Eine Karte der Familienbeziehungen.

Eine Karte der Krankenhauskapazitäten.

Eine Karte der Verkehrsbewegungen.

Eine Karte der verdächtigen Finanzierung.

Keine war vollständig.

Und keine zwei ließen sich ohne Genehmigung vollständig übereinanderlegen.

Saira betrachtete sie lange.

„Du willst, dass ich sie verbinde“, sagte sie.

„Ich will wissen, ob sie sich verbinden lassen.“

„Technisch ja.“

„Rechtlich?“

„Nein.“

„Nicht einmal im Ausnahmezustand?“

„Ein medizinischer Notstand ist noch nicht für den ganzen Planeten ausgerufen worden. Die Union kann ihre eigenen Daten verknüpfen, aber keine fremden Register. Für die Familienarchive gelten gesonderte Schutzbestimmungen. Für die Finanzdaten weitere.“ Nerai zeigte auf die Gesundheitskarte.

„Ich muss nur überprüfen, ob die Patienten denselben Familienzweigen angehören wie die Daten, die jemand im Rahmen von Forschungsprojekten angefordert hat.“

„Nur?“

„Ich will ihre Namen nicht.“

„Auch eine Übereinstimmung ohne Namen ist eine Information über sie.“

„Und was ist mit Informationen über den Menschen, der diese Forschung bezahlt hat?“

„Die Finanzebene kennt ihn nicht.“

„Eben.“

Saira trat näher an die Karten heran.

„Ich kann eine vorübergehende Brücke schaffen. Jedes System würde eine anonyme Kennung erzeugen, und wir würden nur die Übereinstimmungen vergleichen.“

„Dann tu es.“

„Ich habe keine Befugnis dazu.“

„Wer hat sie?“

„Alle.“

Nerai runzelte die Stirn.

„Das ist keine Antwort.“

„Im Gegenteil. Es ist eine sehr genaue Antwort. Wir brauchen die Zustimmung der Gesundheitsaufsicht, der Familienarchive, des zwischenstaatlichen Rats, mindestens zwölf Staaten und der Verwaltung außerplanetarischer Daten. Wenn die Finanzierung hinzukommen soll, auch eine gerichtliche Genehmigung.“

„Wie lange?“

„Im normalen Verfahren mehrere Monate.“

„Und im Notfallverfahren?“

„Wenn alle zustimmen, einige Stunden."

„Dann verbinden wir sie."

Saira sah sie an.

„Die Menschen oder die Systeme?"

„Beides."

Die Krisensitzung begann sechzehn Minuten später.

Auf einer Seite saßen Vertreter der Gesundheitsbehörden.

Auf der anderen die Verwalter der Familienarchive.

Dazu kamen Juristen, Bankenaufseher, Staatsvertreter und Bürgerrechtler.

Jeder von ihnen kannte einen anderen Teil des Problems.

Und jeder fürchtete eine andere Katastrophe.

Die Mediziner fürchteten eine Epidemie.

Die Familienräte Diskriminierung.

Die Staaten den Verlust der Kontrolle.

Die Juristen einen Präzedenzfall.

Die Bürgerrechtler ein System, das eines Tages alles über jeden Menschen verknüpfen könnte.

„Wir beantragen lediglich einen vorübergehenden Korrelationsabgleich", sagte Saira. „Ohne Namen. Ohne Veröffentlichung individueller Daten. Wir müssen überprüfen, ob eine statistische Übereinstimmung zwischen den Erkrankten und den genetischen Merkmalen besteht, die in jüngsten Forschungsprojekten untersucht wurden."

„Wer wird das Ergebnis sehen?", fragte der Vertreter Theriniths.

„Das medizinische Krisenteam."

„Und die Schicht?"

Nerai antwortete:

„Die Finanzanalysten erhalten lediglich die Information, ob die von uns überprüften Projekte mit dem aktuellen Risiko zusammenhängen."

„Sie verwenden also Gesundheitsdaten für eine Finanzermittlung."

„Wir verwenden die Bestätigung eines Risikos, um herauszufinden, wer es finanziert hat."

„Das ist ein gefährlicher Präzedenzfall."

„Der gefährliche Präzedenzfall liegt bereits in den Krankenhäusern."

Daren Voltr nahm als Vertreter des Währungsrats des Nordbundes teil. Er hatte keine unmittelbare Zuständigkeit für Gesundheitsdaten, vertrat jedoch bei zwischenstaatlichen Krisen eine Gruppe von Staaten, deren Finanz- und Versicherungssysteme einen Teil der Kosten tragen sollten.

„Nerai", sagte er, „ich verstehe die Dringlichkeit. Aber ein System, das Genetik, Gesundheit und Geld verknüpft, ist genau das System, vor dem Jesairs Gegner gewarnt haben."

„Jesair hat die Sichtbarkeit von Macht vorgeschlagen, keine öffentlichen Gesundheitsprofile."

„Jedes zentralisierte System beginnt mit der Behauptung, es wolle nur die Macht sehen."

„Dann schaffen wir kein zentralisiertes System."

„Was dann?"

Saira antwortete:

„Einen vorübergehenden Austausch von Nachweisen zwischen getrennten Knoten. Die Daten bleiben, wo sie sind. Jedes Register antwortet nur mit Ja, Nein oder einem statistischen Wert. Jede Anfrage wird aufgezeichnet. Der Patient kann später sehen, dass seine Daten in eine Krisenprüfung einbezogen wurden."

„Und kann er das ablehnen?", fragte die Vertreterin der Bürgerrechte.

„Nicht nachträglich."

„Dann bedeutet seine Einwilligung nichts."

„Wenn wir auf die individuelle Einwilligung jedes bewusstlosen Menschen warten, finden wir nichts heraus."

„Genau so beginnt eine Ausnahmeregelung, die nie wieder endet."

Nerai spürte wachsenden Zorn.

Nicht auf einzelne Menschen.

Jeder von ihnen äußerte eine vernünftige Sorge.

Das war das Schlimmste.

Wären sie dumm gewesen, hätte man sie überzeugen können.

Wären sie korrupt gewesen, hätte man sie entlarven können.

Doch sie schützten wirkliche Werte.

Privatsphäre.

Rechte.

Souveränität.

Vertrauen.

Und während sie sie getrennt voneinander schützten, wanderte die Krankheit zwischen ihnen hindurch.

„Schlagen Sie Schutzvorkehrungen vor“, sagte Nerai. „Keine Ablehnung.“

„Welche?“, fragte Voltr.

„Jede Anfrage wird für alle beteiligten Institutionen sichtbar. Jede Nutzung von Daten bleibt dokumentiert. Die Ergebnisse werden nach dem Ende der Krise überprüft. Wer den festgelegten Zweck überschreitet, wird persönlich zur Verantwortung gezogen.“

„Das schützt einen Menschen noch immer nicht vor dem Staat.“

„Nein. Aber der Staat wird beim Hinschauen nicht unsichtbar sein.“

Voltr schwieg.

An diesen Gedanken erinnerte er sich aus Jesairs Rede.

Der Kontrolleur, sichtbar für den Kontrollierten.

Das war keine Antwort auf alles.

Doch es war besser als ein geheimer Zugriff.

Die Sitzung ging weiter.

Unterdessen überschritt die Zahl der Fälle die Tausend.

Die medizinische KI der Union hatte bereits mit hoher Wahrscheinlichkeit einen erblichen Zusammenhang festgestellt. Ihr Schluss galt jedoch nur für die Daten der Union. In zwei weiteren Staaten waren die Ergebnisse ähnlich. In dreien gab es noch nicht genügend bestätigte Patienten.

Jedes System wusste einen Teil.

Keines konnte den ganzen Satz aussprechen.

Saira öffnete die technische Architektur.

„Die Maschinen sind nicht blind“, sagte sie. „Ihre Augen sind verbunden. Und jede Binde hat ein Mensch ihnen aus einem guten Grund angelegt.“

„Können wir sie ihnen für einen Augenblick abnehmen?“, fragte Voltr.

„Wir können einen schmalen Spalt öffnen.“

„Und wer entscheidet, wie breit er wird?“

„Sie.“

Nerai schüttelte den Kopf.

„Nein. Regeln. Nicht die Menschen in diesem Raum.“

„Die Regeln muss jemand schreiben.“

„Und alle müssen sehen, wer sie geschrieben hat.“

Nach fünf Stunden genehmigten sie eine begrenzte Korrelationsbrücke.

Zwölf Staaten schlossen sich sofort an.

Neun unter Vorbehalt.

Vier lehnten ab.

Die übrigen beantragten eine weitere rechtliche Prüfung.

Die Familienarchive stimmten einem Vergleich nur in aggregierter Form zu.

Die Finanzkarte durfte nicht unmittelbar angeschlossen werden.

Nerai sollte nur das Ergebnis erhalten, ob die überprüften Projekte genetische Merkmale enthielten, die mit denen übereinstimmten, die unter den Patienten auftraten.

Die Brücke nahm ihren Betrieb auf.

Sie begann, Fragen zu senden.

Die Brücke erhielt keine Namen.

Vollständige Gesundheitsprofile blieben geschützt.

Übertragen wurden nur mathematische Nachweise von Übereinstimmungen.

Die ersten Ergebnisse kamen nach neun Minuten.

Der erbliche Zusammenhang war stark.

Die zweite Antwort bestätigte, dass einige Forschungsprojekte sich auf dieselben Familienmerkmale konzentriert hatten, die unter den Patienten übermäßig stark vertreten waren.

Die dritte zeigte, dass ein Teil der untersuchten Merkmale über aurelianische Linien hinweg auftrat, die ansonsten als entfernt miteinander verwandt galten.

Nerai rief die Finanzkarte auf.

Stiftungen.

BIO-KI.

Labore.

Ausnahmen.

Tests der Reaktion.

Logistik.

Nun hatte sie das erste Element, das sie mit der Krankheit verband.

Keinen Beweis für ein Verbrechen.

Einen Beweis für die Richtung.

„Schicken Sie das an die Staatsanwaltschaft“, sagte sie.

„Unter welcher Einstufung?“, fragte Taren.

„Unmittelbares Systemrisiko.“

„Wir kennen den Täter noch immer nicht.“

„Wir kennen die Käufe.“

„Das ist nicht dasselbe.“

„Nein. Aber die Käufe gab es vor den Körpern.“

Am anderen Ende Nitras verfolgte Kael Thorne dieselben Gesundheitsmeldungen wie die Öffentlichkeit.

Nicht alle.

Er hatte Zugang zu privaten Schätzungen von Versicherungen und Wirtschaftskonsortien. Sie waren genauer als politische Erklärungen, weil das Geld sich auf die Katastrophe vorbereitete, bevor die Staaten sie benennen durften.
Sie rechneten innerhalb weniger Tage mit Hunderttausenden Fällen.

Vielleicht Millionen.

Kael rief Arien an.

Diesmal erschien kein Bild.

Nur eine Stimme.

„Wir müssen sämtliche Forschungsergebnisse freigeben“, sagte Kael.

„Warum?“

„Weil sie den Medizinern helfen können."

„Diese Ergebnisse sind aufgeteilt."

„Dann führen Sie sie zusammen."

„Ich habe sie nicht alle."

Kael schloss die Augen.

„Sie haben sie bestellt."

„Es gab unterschiedliche Auftraggeber."

„Verstecken Sie sich nicht hinter Ihrer eigenen Struktur."

„Manche Labore bewahren die Ergebnisse nach ihren eigenen Regeln auf. Manche Verträge verbieten eine weitere Verwendung."

„Sie haben also eine Bedrohung geschaffen, die nicht einmal ihr Schöpfer versteht."

Arien schwieg lange.

„Es sollten nicht alle sterben", sagte er schließlich.

Kael öffnete die Augen.

„Wer sollte nicht sterben?"

„Die Ergebnisse hätten präziser sein sollen."

Am Tischrand machten seine Finger eine Bewegung, an die sie sich aus der Kindheit erinnerten. Fünf Seiten des Würfels sahen richtig aus. Auf der letzten waren einige Felder noch an der falschen Stelle.

Vor dem Tor des zoologischen Gartens hatte er darum gefleht, noch einmal anfangen zu dürfen. Jetzt betrachtete er eine Karte der Krankenhäuser. Kein weiterer Zug konnte die Toten mehr nach Hause zurückbringen.

„Mit wie vielen haben Sie gerechnet?"

„Mit genug."

„Das ist keine Zahl."

„Früher hätten die Zahlen Sie nicht interessiert."

Kael stand auf.

„Früher haben Sie mir versichert, es werde eine begrenzte Krise sein."

„Sie wollten, dass Elarion Angst vor Jesairs Welt bekommt."

„Ich wollte ihn aufhalten."

„Das wird ihn aufhalten.“

Kael blickte auf die Karte der Krankenhäuser.

„Nein. Das wird ihn zu dem machen, was Sie gefürchtet haben.“

Arien unterbrach die Verbindung.

Auf der Gesundheitskarte leuchteten weitere Punkte auf.

Die Systeme begannen bereits, sie zu verbinden.

Spät.

Doch zum ersten Mal gemeinsam.

27. Der Name, den sie nicht auszusprechen wagten

Elarion kannte die Macht des Benennens.

Ein Name konnte einen Menschen schützen.

Er konnte ihm ein Recht geben, Zugehörigkeit, Geschichte und einen Platz in der Gesellschaft.

Doch ein Name konnte auch zur Zielscheibe werden.

Einige Generationen zuvor waren in zwei Staaten Familiendaten bei der Vergabe von Arbeit und Krankenversicherung verwendet worden. Aurelianer hatte man wegen bestimmter erblicher Besonderheiten für teurere Patienten gehalten. Seleniten hatte man aufgrund angeblich übermäßiger Empfindsamkeit aus den Sicherheitskräften ausgeschlossen. Veyraner hatte man in der Verwaltung und in Finanzinstitutionen bevorzugt, weil man ihnen natürliche organisatorische Fähigkeiten zuschrieb.
Später waren diese Regeln aufgehoben worden.

Misstrauen war zurückgeblieben.

Darum fürchteten sich die Verantwortlichen im Gesundheitswesen davor, das Wort Aurelianer auszusprechen, bevor der Zusammenhang zweifelsfrei feststand.
Als der Planetare Gesundheitsrat zusammentrat, hatte die Zahl der bestätigten Fälle zweihunderttausend überschritten.

Fast alle Patienten waren Aurelianer oder Menschen mit einer nachweisbaren aurelianischen Familienverbindung.
„Der statistische Zusammenhang ist eindeutig“, sagte die leitende Epidemiologin der Union. „Der ursächliche Mechanismus nicht.“
„Die Öffentlichkeit unterscheidet nicht zwischen Statistik und Ursache“, wandte der Vertreter Vokorwyns ein. „Wenn wir sagen, es sei eine aurelianische Krankheit, werden die Menschen jeden Aurelianer für eine Quelle halten.“
„Wenn wir es nicht sagen“, entgegnete Mareia, „werden sie nicht wissen, wer gefährdet ist.“

„Gefährdet sind alle.“

„Nicht gleichermaßen.“

„Wir wissen nicht, ob Aurelianer die Krankheit häufiger übertragen.“

„Wir behaupten auch nicht, dass sie sie übertragen."

„Das wird die Öffentlichkeit nicht hören."

Nerai saß neben Saira und verfolgte zwei Debatten zugleich.

In einem Raum sprachen Menschen über die richtigen Worte.

In den Krankenhäusern entschied sich unterdessen, wem ein Bett blieb.

„Ich schlage eine Formulierung vor", sagte Daren Voltr. „Eine unbekannte Krankheit mit ungleich verteiltem Auftreten innerhalb einer erblich definierten Population."
Mareia sah ihn an.

„So sagt man Aurelianer, ohne es auszusprechen."

„Es ist eine präzise Formulierung."

„Nein. Es ist eine bequeme Formulierung."

„Mareia, Worte können töten."

„Ihr Fehlen auch."

Die Vorsitzende des Rats hob die Hand.

„Wir müssen zwei Fragen voneinander trennen. Wen die Krankheit trifft und wer sie verbreiten kann."

„Die Öffentlichkeit wird sie nicht trennen", wiederholte der Vertreter Vokorwyns.

„Dann müssen wir es ihr beibringen", sagte Nerai.

„Während einer Panik?"

„Wann sonst? Wenn die Aurelianer bereits in ihren Häusern eingeschlossen sind?"

„Manche Häuser haben sich selbst geschlossen."

„Weil die Staaten geschwiegen haben."

Daren Voltr wandte sich ihr zu.

„Und was schlägst du vor?"

„Die ganze Wahrheit zu sagen. Dass die Krankheit vorwiegend Aurelianer trifft. Dass es bislang keinen Beweis dafür gibt, dass die aurelianische Zugehörigkeit an sich eine höhere Übertragbarkeit bedeutet. Dass Diskriminierung die Bereitschaft Erkrankter verringert, sich zu melden, und damit das Risiko für alle erhöht."
„Und wenn sich morgen etwas anderes herausstellt?"

„Dann sagen wir es morgen."

„Vertrauen lässt sich nicht jeden Tag ändern.“

„Die bestmögliche Einschätzung der Wahrheit ändert sich manchmal jede Stunde.“

Der Rat konnte sich nicht einigen.

Er veröffentlichte eine Erklärung ohne das Wort Aurelianer.

Sie sprach von einem zwischen Bevölkerungsgruppen ungleich verteilten Gesundheitsrisiko, der Notwendigkeit freiwilliger Tests und einer vorübergehenden Einschränkung der Bewegungsfreiheit in Gebieten mit hohen Fallzahlen.
Die Öffentlichkeit ergänzte die Bedeutung selbst.

In den Netzen begann sich die Bezeichnung Pest des Goldenen Rings zu verbreiten.

Niemand wusste, wer sie zuerst verwendet hatte.

Vielleicht ein Journalist.

Vielleicht ein verängstigter Elternteil.

Vielleicht ein Mensch, der die Aurelianer schon zuvor gehasst und nur auf ein Wort gewartet hatte, das wie eine Begründung klingen würde.
Der Name verbreitete sich schneller als die offiziellen Empfehlungen.

In Sarur weigerte sich der Fahrer eines Transportmoduls, eine aurelianische Familie einsteigen zu lassen.

„Es ist nichts Persönliches“, sagte er.

Der Vater zeigte eine Bescheinigung über einen negativen Befund.

„Wir haben eine Erlaubnis.“

„Ich habe Kinder zu Hause.“

„Ich auch.“

„Gerade deshalb sollten Sie es verstehen.“

Die Familie blieb auf dem Bahnsteig stehen.

Die anderen Fahrgäste schwiegen.

Einer setzte sich für sie ein.

Er war Veyraner.

„Entweder nehmen Sie sie mit, oder wir steigen alle aus.“

Nicht alle stiegen aus.

Drei stiegen aus.

In einer anderen Stadt versammelte sich eine Gruppe von Menschen vor einem aurelianischen Haus und verlangte seine Schließung. Als die Bewohner die Lichter löschten, begann die Menge zu klatschen.
Im selenitischen Viertel Nitras öffnete man ein Gemeinschaftszentrum für Familien, die ihre Unterkunft verloren hatten.

Am Eingangstor gab es kein Familienzeichen.

Nur einen Satz:

Eine Krankheit hat Opfer. Die Angst schafft sie sich selbst.

Im Krankenhaus von Auriola brachte eine junge Frau einen Sohn zur Welt.

Das Kind war gesund.

Als es die Augen öffnete, war kein goldener Ring zu sehen.

Die Mutter atmete auf.

Dann schämte sie sich für diese Erleichterung.

„Ich bin schrecklich“, sagte sie zu Mareia, die über einen Bildschirm mit ihr sprach.

„Nein.“

„Ich habe gebetet, dass er ihn nicht hat.“

„Du hast gebetet, dass er lebt.“

„Ist das dasselbe?“

Mareia antwortete nicht.

Das Kind bewegte sich, und im hellen Licht erschien um seine Pupille eine dünne goldene Linie.

Die Mutter begann zu weinen.

Nicht, weil sie ihn weniger liebte.

Weil sie wusste, dass die Welt ihn vom ersten Augenblick an als Frage sehen würde.

In Nitra traf Nerai sich mit der Leitung der Schicht.

Ihr Antrag auf sofortige Offenlegung der Eigentümerketten der Projekte war erneut teilweise abgelehnt worden.
Das unmittelbare Gesundheitsrisiko hatte es ermöglicht, einige Konten einzufrieren.

Es erlaubte nicht automatisch, die letztendlichen Eigentümer in sämtlichen Staaten offenzulegen.

„Wir haben die Bestätigung, dass sie dieselben genetischen Merkmale untersucht haben, an die die Krankheit gebunden ist“, sagte Nerai.

„Wir haben eine Korrelation“, korrigierte sie der Jurist.

„Wer hat die Korrelation bezahlt?“

„Das ermitteln wir.“

„Wie lange?“

„Therinith hat dreißig Tage Zeit zu antworten.“

Nerai lachte.

Nichts daran war heiter.

„In dreißig Tagen gibt es vielleicht niemanden mehr, dem man antworten kann.“

„Wir können das Gesetz nicht jedes Mal außer Kraft setzen, wenn eine Bedrohung auftaucht.“

„Ich verlange nicht die Aufhebung des Gesetzes. Ich verlange, dass das Gesetz früher handeln kann als die Bestatter.“

„Wenn wir jetzt sämtliche geschützten Fonds öffnen, schaffen wir einen Präzedenzfall.“

„Vielleicht brauchen wir einen Präzedenzfall.“

„Solche Sätze sagt man in einer Krise leicht.“

Nerai beugte sich zu ihm.

„Und wann sollten Ihrer Meinung nach die Schwächen eines Systems aufgedeckt werden? In ruhigen Zeiten, wenn sie niemanden interessieren?“

Am Abend trat der Gesundheitsrat erneut zusammen.

Die Zahl der Fälle hatte zwei Millionen überschritten.

Diesmal kam auch eine Meldung aus Thaeron.

Drei Beschäftigte in einer der geschlossenen Kuppeln zeigten dieselben Symptome.

Zwei waren Aurelianer.

Der dritte hatte einen aurelianischen Vater.

Die Vorsitzende des Rats öffnete die vorbereitete Erklärung.

Noch immer fehlte ein Wort darin.

Mareia stand auf.

„Wenn Sie sich nicht auszusprechen trauen, wen die Krankheit tötet, schützen Sie uns nicht vor Diskriminierung. Sie schützen sich selbst vor Verantwortung."
„Das ist nicht gerecht", sagte Voltr.

„Gerecht ist auch nicht, dass Mütter die Wahrheit aus den Nachrichten fremder Menschen erfahren, während Staaten von ungleicher Verteilung in der Bevölkerung sprechen."
„Der Name kann Gewalt auslösen."

„Die Gewalt hat bereits begonnen."

„Er kann sie verschärfen."

„Das Schweigen macht sie blind."

Jesair schaltete sich aus dem Haus Davion zu.

Bis dahin hatte er nicht gesprochen.

„Sprechen Sie ihn aus", sagte er.

Alle wandten sich seinem Bild zu.

„Jesair", begann die Vorsitzende, „wir müssen abwägen —"

„Ich bin Aurelianer. Mareia ist Aurelianerin. Die Menschen in den Krankenhäusern sind Aurelianer. Sie schützen uns nicht, indem Sie uns in eine Beschreibung verwandeln."
„Und wenn die Gesellschaft beginnt, Sie als Bedrohung zu betrachten?"

„Dann sagen Sie klar, dass wir bedrohte Menschen sind, keine Bedrohung."

Daren Voltr blickte Jesair an.

„Und wenn das nicht genügt?"

„Die Wahrheit genügt oft nicht. Die Lüge noch weniger."

Der Rat änderte die Erklärung.

Kurz vor Mitternacht erschien die oberste Gesundheitsverantwortliche Elarions auf sämtlichen öffentlichen Kanälen.
Sie benannte die Krankheit nur beschreibend.

Dann sprach sie den Namen der Menschen aus.

„Die bisherigen Daten zeigen, dass die unbekannte Erkrankung Aurelianer und Menschen mit bestimmten aurelianischen erblichen Verbindungen unverhältnismäßig stark betrifft."
Es folgte eine Erklärung.

Über die Übertragung.

Über die Unsicherheit.

Über das Diskriminierungsverbot.

Über die Notwendigkeit sofortiger Tests und Schutzmaßnahmen.

Doch die meisten Menschen merkten sich den ersten Satz.

Auf Bildschirmen überall auf dem Planeten erschienen goldene Augen.

Die Welt hatte endlich den Namen der Opfer ausgesprochen.

Und sie zugleich markiert.

28. Der goldene Ring hinter Glas

Glas wurde zum Material der Pandemie.

Es war in den Krankenhäusern.

An den Grenzen der Stadtviertel.

In den Verkehrsknotenpunkten.

Zwischen Kindern und Eltern.

Zwischen den Kranken und den Menschen, die ihnen helfen wollten.

Es war durchsichtig und trennte dennoch.

Das war sein Zweck.

Auf alten Fotografien aus den ersten Tagen sah man Gesichter, die gegen die Wände der Isolierzimmer gedrückt waren. Hände auf beiden Seiten. Münder, die sich bewegten, ohne Berührung. Goldene Ringe in Augen, die durch das vom Glas gespiegelte Krankenhauslicht noch deutlicher hervortraten.
Das Zeichen, das einst nur manchmal sichtbar gewesen war, zeigte sich im Fieber immer häufiger.

Die Ärzte wussten nicht, ob das Teil der Krankheit oder nur eine Reaktion des Körpers war.

Die Öffentlichkeit interessierte der Unterschied nicht.

An den Eingängen der Geschäfte tauchten Irisscanner auf.

Offiziell maßen sie die Temperatur und grundlegende Gesundheitswerte.

Manche privaten Betriebe hatten sie so verändert, dass sie auf aurelianische Merkmale hinwiesen.

Das war rechtswidrig.

Die Betreiber behaupteten, sie schützten ihre Kunden.

In einem Staat verbot die Regierung solche Systeme.

In einem anderen erlaubte sie sie vorübergehend.

In einem dritten tat sie so, als wisse sie nicht, dass es sie gab.

Vierzig Staaten.

Vierzig Antworten auf eine einzige Angst.

In Auriola erhielt Elan über einen Gesundheitskanal Zugang zu Jesair.

Das Gesicht des Jungen war schmaler, als Jesair es in Erinnerung hatte. Das Fieber hatte ihm die kindliche Fülle genommen. Seine Augen waren offen, und der goldene Ring darin leuchtete so hell, dass es unnatürlich wirkte.

„Erinnerst du dich an mich?“, fragte Jesair.

Elan bewegte sich.

Ein Finger.

„Deine Mama ist bei dir.“

Der Junge sah zum Glas hinüber.

„Sie hat mir gesagt, dass du nach dem Ring gefragt hast.“

Elans Lippen bewegten sich.

Der Laut war schwach.

„Sieht er?“

Jesair beugte sich näher.

„Was?“

„Ob er besser sieht.“

Er erinnerte sich an ihr früheres Gespräch.

„Nein“, sagte er. „Der Ring nicht.“

Elan wartete.

„Ein Mensch sieht danach, ob er sich traut hinzuschauen.“

Der Junge schloss die Augen.

„Ich will nicht.“

„Was willst du nicht sehen?“

„Mama weinen.“

Jesair wusste keine Antwort.

Elans Mutter stand auf der anderen Seite des Glases und hielt sich die Hand vor den Mund.

„Du darfst Angst haben“, sagte Jesair. „Du musst nicht immer mutig sein.“

„Hast du Angst?“

„Ja.“

„Wovor?“

Jesair sah die Mutter des Jungen an.

Die Gesundheitsdaten.

Sein eigenes Spiegelbild im Bildschirm.

„Dass ich nicht helfen kann.“

Elan schwieg eine Weile.

„Dann sind wir gleich.“

Jesair lächelte schwach.

„Ja.“

Das medizinische Personal unterbrach die Verbindung.

Elan brauchte einen weiteren Eingriff.

Jesair blieb vor dem leeren Bildschirm sitzen.

Seine Hände lagen auf dem Tisch.

Die Hände der Davions.

Hände, von denen in alten Texten stand, dass sie Fieber gelindert hatten.

Nun konnten sie nicht einmal ein einziges Kind berühren.

Mareia kam mit einer Schale heißer Suppe. Jesair bemerkte sie nicht.

„Iss. Du sitzt seit dem Morgen hier.“

„Elan hat mich gefragt, ob ich ihm helfen werde.“

„Und was hast du gesagt?“

„Dass ich in der Verbindung bleibe.“

„Du bist geblieben.“

„Das heilt seine Lunge nicht.“

„Nein. Aber seine Mutter hat mir gesagt, dass er sich danach auf den Eingriff vorbereiten ließ.“

Jesair nahm den Löffel. Er zitterte so stark in seiner Hand, dass er ihn wieder hinlegte.

„Es macht mich wütend, wenn die Menschen von einem Davion ein Wunder erwarten“, sagte er. „Heute habe auch ich einen Moment lang darauf gewartet.“
Mareia setzte sich zu ihm. „Ich gehe zu seiner Mutter. Versuch, wenigstens ein bisschen zu essen.“

Elan starb vor Tagesanbruch.

Seine Mutter war nicht körperlich bei ihm.

Doch das medizinische Personal erlaubte ihr, am Glas zu bleiben.

Als die Geräte verstummt waren, hielt sie ihre drei Finger noch lange dagegen.

Jesair erfuhr wenige Minuten später von seinem Tod.

Er gab keine öffentliche Erklärung ab.

Er sprach nicht von dem ersten Kind, das er persönlich gekannt hatte.

Er ging nur in den Garten der Davions hinaus und stand dort, bis Elarions Sonne aufging.

An diesem Tag starben weitere achttausend Menschen.

Elan war der Einzige, dessen Namen Jesair kannte.

Das ist eine der grausamsten Eigenschaften großer Katastrophen.

Die Zahlen wachsen.

Der Schmerz bleibt immer konkret.

Ein Bett.

Eine Mutter.

Eine Hand am Glas.

In den öffentlichen Netzen erschien das Bild eines aurelianischen Mädchens, das hinter der durchsichtigen Wand eines Quarantänezentrums stand. Es war etwa zehn Jahre alt. Jemand hatte ihm die Haare abgeschnitten, damit das medizinische Personal leichter arbeiten konnte, und in seinen Augen war der Ring deutlich zu sehen.
Auf der anderen Seite stand ein selenitischer Pfleger.

Das Mädchen legte die Handfläche an das Glas.

Er legte seine dagegen.

Die Fotografie ging um den Planeten.

Für manche war sie ein Symbol des Mitgefühls.

Für andere ein Beweis, dass man Aurelianer getrennt halten musste.

Dasselbe Bild konnte Liebe wie Hass bestärken.

Es hing davon ab, was ein Mensch mitbrachte, bevor er es betrachtete.

Arien Korveth sah die Fotografie.

Er vergrößerte die Augen des Mädchens.

Der goldene Ring.

Dasselbe Zeichen hatte Mareia, wenn sie zornig war, Angst hatte oder sich so tief konzentrierte, dass sie ihre Umgebung nicht mehr wahrnahm.
Für den Bruchteil einer Sekunde öffnete sich vor seinen Augen ein zertrümmertes Transportmodul. Weißes Licht. Die Finger seiner Mutter in seiner Hand. Die Stimme eines Sanitäters: Aurelianisches Regenerationsprofil.
Die Türen des Rettungsmoduls hatten sich mit einem fremden Kind darin geschlossen. Arien hatte all die Jahre nicht vergessen, auf welcher Seite er stehen geblieben war.
Auf der Fotografie stand nun ein anderes Kind hinter Glas. In seinen Augen war derselbe Ring. Arien versuchte, sich das Gesicht des Jungen ins Gedächtnis zu rufen, den sie damals fortgebracht hatten. Stattdessen sah er nur ein verängstigtes Mädchen.
Er sagte sich, dass er das Kind nicht kannte.

Dass einzelne Bilder das Ziel für die Zivilisation nicht verdecken durften.

Dass jede große Veränderung ihren Preis hatte.

Dann schloss er die Fotografie.

Einige Minuten später öffnete er sie erneut.

Das Mädchen lebte noch.

Das war schlimmer.

Die Toten blickten nicht mehr.

Kael kam persönlich.

Arien ließ ihn nicht hinein, doch Kael hatte noch immer Zugangsrechte, deren Aufhebung Arien einst für unnötig gehalten hatte.
Die Tür öffnete sich.

„Die Forschungsarchive müssen dem Gesundheitsrat übergeben werden“, sagte er.

„Ich habe Ihnen bereits geantwortet.“

„Jetzt spreche ich nicht über Ihren Plan. Ich spreche über die Behandlung.“

„Die Ergebnisse sind anonymisiert und aufgeteilt."

„Jemand muss sie zusammenführen können."

„Die BIO-KI."

„Wo ist sie?"

„Die Berechnungen liefen über mehrere gemietete Umgebungen."

„Wo ist das Modell, Arien?"

Arien sah ihn an.

„Es gibt kein einzelnes Modell."

Kael blieb reglos stehen.

„Auch das haben Sie aufgeteilt."

„Es war sicherer."

„Für wen?"

Arien antwortete nicht.

„Sie wollten, dass niemand das Ganze sieht", fuhr Kael fort. „Nicht die Labore. Nicht die Banken. Nicht die Behörden. Und jetzt sehen nicht einmal Sie es."

„Ich sehe das Ergebnis."

„Sie sehen Körper."

Kael zeigte auf die öffentliche Gesundheitskarte.

„Das ist keine kontrollierte Krise."

„Ich habe nie behauptet, dass sie ohne Opfer bleiben würde."

„Sie beschränkt sich nicht auf die Aurelianer."

Arien erstarrte.

„Indirekte Todesfälle. Überlastete Krankenhäuser. Medikamentenmangel. Verkehrssperren. Menschen aller Zweige."

„Das geht vorüber."

„Und die Aurelianer nicht?"

„Sie sind der Kern des Problems."

Kael trat zu ihm.

„Nein. Der Kern des Problems steht vor mir."

Ariens Augen verengten sich.

„Sie haben mir die Konten geöffnet."

„Ja."

„Sie haben die Ausnahmen beschafft."

„Ja."

„Ihre Leute haben die Hindernisse beseitigt."

„Ja."

Kael sprach jedes Eingeständnis ruhig aus.

Ohne sich zu verteidigen.

„Und deshalb weiß ich, was ich getan habe."

„Was hat sich geändert?"

„Das Ausmaß."

Arien lächelte bitter.

„Moral ist für Sie also nur eine Frage der Zahl."

„Nein. Die Zahl hat Ihnen nur die Möglichkeit genommen, sich vorzulügen, dass das, was Sie tun, Politik sei."

Arien wandte sich der Fotografie des Mädchens hinter Glas zu.

„Jesair wird daraus einen neuen Mythos machen."

„Vielleicht."

„Die Menschen werden sich ihm zuwenden."

„Das tun sie bereits."

„Sehen Sie."

Kael sah ihn mit etwas an, das Mitleid ähnelte.

„Sie haben die ganze Zeit gefürchtet, Jesair könnte wie ein Prophet wirken. Deshalb haben Sie ihm eine Apokalypse geschaffen."

Er ging.

Arien blieb allein.

Auf dem Bildschirm berührte das Mädchen das Glas.

Er wusste nicht, ob es überlebt hatte.

Er wollte es nicht herausfinden.

In Auriola kehrte Jesair erst am Abend ins Haus zurück.

Auf der Schwelle wartete Elans Mutter auf ihn.

Sie durfte ihm nicht nahe kommen. Sie befand sich in häuslicher Isolation.

Mehrere Meter lagen zwischen ihnen.

„Er hat mit dir gesprochen“, sagte sie.

„Ja.“

„Er hatte Angst.“

„Ja.“

„Hast du ihm die Wahrheit gesagt?“

„Ich habe es versucht.“

Die Frau nickte.

„Dann hast du mehr getan als wir alle.“

Jesair senkte den Kopf.

„Nein.“

„Nimm mir das nicht.“

Er hob die Augen.

„Ich muss glauben können, dass er nicht allein gegangen ist“, sagte sie.

Jesair erinnerte sich an den Satz aus dem Familienbuch.

Geh nicht allein.

Elan war hinter Glas gewesen.

Seine Mutter hinter einem zweiten Glas.

Er selbst auf einem Bildschirm.

Und dennoch war im letzten Augenblick zwischen ihnen etwas entstanden, das keine Wand ganz hatte trennen können.

„Er ist nicht allein gegangen“, sagte Jesair.

Diesmal wusste er nicht, ob es wahr war.

Er wusste nur, dass er es aussprechen musste.

29. Jesairs Stimme und Most auf dem Weg zum einheitlichen Elar

Wenn die gemeinsame Sprache versagt, beginnen die Menschen, nach einer Stimme zu suchen.

Wenn die gemeinsame Sprache versagt, suchen die Menschen nicht unbedingt die weiseste Stimme.

Auch nicht die genaueste.

Sie suchen eine Stimme, bei der sie für einen Augenblick nicht mehr das Gefühl haben, die Welt zerfalle in widersprüchliche Anweisungen.
Die Gesundheitsbehörden sprachen von Isolation.

Die Politiker von Stabilität.

Die Banken von Liquidität.

Die Familienräte vom Schutz der Aurelianer.

Die Sicherheitskräfte von Ordnung.

Jeder sprach die richtige Sprache seiner Institution.

Niemand die Sprache der ganzen Angst.

Jesair wollte nicht sprechen.

Nach Elans Tod hatte er drei öffentliche Auftritte abgelehnt. Er sagte, er habe kein Recht, den Tod eines Kindes in eine Ansprache zu verwandeln. Er wollte nicht vor Kameras stehen, während Elans Mutter noch immer die Handfläche ihres Sohnes gegen das Glas gedrückt sah. Er wollte aus fremdem Schmerz keine eigene Autorität herstellen.
Mareia fand ihn in der alten Familienhalle.

Er saß unter dem Porträt Aser Davions, von dem geschrieben stand, er sei während eines längst vergangenen Fiebers von Haus zu Haus gegangen. Manche behaupteten, er habe geheilt. Andere, er sei nur bei den Kranken geblieben, als alle anderen sich schon fürchteten, sie zu berühren.
„Die Menschen müssen wissen, was sie tun sollen“, sagte Mareia.

„Dafür gibt es Ärzte.“

„Ein Teil der Öffentlichkeit vertraut den Ärzten nicht mehr.“

„Soll ich ihnen also an ihrer Stelle vertrauen?“

„Du sollst ihnen sagen, dass sie ihnen vertrauen sollen.“

Jesair stand auf.

„Warum ich?“

„Weil die Menschen einen Befehl hören, wenn Politiker sagen: Bleibt zu Hause. Wenn Bankiers sagen: Bleibt ruhig, hören sie, dass jemand die Märkte schützt. Wenn du es sagst, hören sie vielleicht einen Menschen.“

„Genau dagegen habe ich mich mein ganzes Leben gewehrt.“

„Wogegen?“

„Dass man aus mir etwas macht, das ich nicht bin.“

„Dann sag ihnen, was du bist.“

Jesair sah sie an.

„Und was bin ich?“

„Ein verängstigter Aurelianer, der niemanden durch Berührung retten kann.“

Trotz allem lächelte er.

„Das klingt nicht nach einem besonders ermutigenden Anfang.“

„Es ist die Wahrheit.“

Jesairs erster Auftritt fand nicht in einem Sitzungssaal statt.

Er stand im Garten des Hauses Davion.

Hinter ihm waren keine Fahnen, keine Staatssymbole und keine Familienwappen. Nur Bäume, alte Mauern und ein Tal, in dem sich weitere Häuser verschlossen.

„Mein Name ist Jesair Davion“, begann er. „Ich bin Aurelianer. Und ich habe Angst.“

Dieser Satz verbreitete sich innerhalb einer Stunde über den ganzen Planeten.

Nicht, weil er erhaben war.

Weil er erlaubt war.

Millionen Menschen hatten Angst und hörten seit Wochen nur Stimmen, die so taten, als sei Angst ein technischer Kommunikationsfehler. Jesair war der erste bekannte Mensch, der sie weder erklärte noch beseitigte noch verdeckte.

Er gestand sie ein.

„Ich habe Angst um die Menschen in den Krankenhäusern. Um die Familien, die getrennt bleiben. Um die Kinder, die ihre eigenen Augen betrachten und fragen, ob sie mit einem Todesurteil geboren wurden. Ich habe auch Angst vor Menschen, die in ihrer Furcht beginnen, ihre Nachbarn wie eine Krankheit anzusehen."

Er schwieg einen Moment.

„Wir sind keine Krankheit. Wir sind auch kein Zeichen. Wir sind Menschen."

Der goldene Ring in seinen Augen war zu sehen.

Er verbarg ihn nicht.

„Haltet euch an die Gesundheitsmaßnahmen. Geht nicht dorthin, wo ihr nicht hingehen sollt. Schützt euch und andere. Aber verwechselt Schutz nicht mit Demütigung. Einen Kranken zu isolieren kann notwendig sein. Einen Menschen deshalb zurückzuweisen, als wer er geboren wurde, ist Feigheit."

Einige Vertreter der Gesundheitsbehörden befürchteten, Jesairs Worte würden die Disziplin schwächen.

Es geschah etwas anderes.

Nach seiner Ansprache stieg die Zahl der Aurelianer, die freiwillig Symptome meldeten.

Weniger Menschen flohen aus abgeriegelten Gebieten.

Mehr Familien stimmten der Verlegung ihrer Kranken in Krankenhäuser zu, weil sie zum ersten Mal hörten, dass die Annahme einer Maßnahme nicht die Annahme von Schuld bedeuten musste.

In manchen Städten ging die Gewalt zurück.

Nicht überall.

Keine Stimme kann die Angst in jedem Menschen aufhalten.

Doch für eine Weile veränderte sich ihre Richtung.

Jesair setzte seine regelmäßigen Ansprachen fort.

Er nannte sie nie Reden.

Er sprach mit Menschen.

Mit einer Mutter, die drei Kinder verloren hatte.

Mit einem veyranischen Arzt, dem die eigene Gemeinschaft vorwarf, Aurelianern auf Kosten anderer zu helfen.

Mit einer selenitischen Bestatterin, die aufgehört hatte, die Namen zu zählen, weil sie nicht mehr konnte.
Mit einem alten Aurelianer, der behauptete, die Pandemie sei eine Strafe dafür, dass man die alten Überlieferungen verlassen habe.

„Bestraft sie dann auch die Kinder?“, fragte Jesair ihn.

Der alte Mann antwortete nicht.

„Wenn wir das Leid nicht erklären können, ohne Gott zum Kindermörder zu machen, sollten wir es vielleicht nicht erklären.“
Die Menschen begannen Jesairs Worte zu speichern, abzuschreiben und weiterzuschicken.

Je mehr er sich dagegen wehrte, ein Mythos zu sein, desto mehr wurde er einer.

In wenigstens einem Punkt hatte Arien recht.

Die Krise vergrößerte Jesairs moralische Autorität.

Doch er irrte sich über den Grund.

Die Menschen folgten ihm nicht wegen seiner Familie.

Sie folgten ihm, weil er über Angst sprach, ohne sie auszunutzen.

Mit seiner Stimme verbreitete sich auch der Gedanke, den er vor einiger Zeit in Nitra ausgesprochen hatte.

Der Wert darf nicht im Schatten wandeln.

Damals hatte es abstrakt geklungen.

Es war ein Satz aus einem öffentlichen Forum gewesen, über den Ökonomen, Juristen und Bankiers diskutierten. Für die meisten Bewohner Elarions hatte er weniger bedeutet als der Brotpreis, die Miete oder der Kontostand.
Die Pandemie gab ihm einen Körper.

Den Krankenhäusern gingen die Vorräte aus.

Nicht, weil Elarion nicht genügend Produktionskapazitäten gehabt hätte. Automatisierte Fabriken konnten die Produktion rasch steigern. Die Werke auf Thaeron konnten ohne Unterbrechung arbeiten, und die Frachtkorridore funktionierten noch immer.
Das Problem bestand darin, das Erzeugnis dorthin zu bringen, wo es gebraucht wurde.

An der Wand des Krisenzentrums lief eine örtliche Nachrichtensendung. Autonome Fahrzeuge mit Beatmungsgeräten standen an der Grenze; im Krankenhaus auf der anderen Seite verteilte man bereits die letzten freien Geräte.
„Die Geräte wurden gestern hergestellt“, sagte die Reporterin. „Das Transportsystem kennt die Strecke. Der Verrechnungsknoten weigert sich jedoch, die Zahlung zu bestätigen.“
Unter dem Bild leuchtete die Begründung: DECKUNG DES WECHSELKURSRISIKOS NICHT VEREINBART.

Der Lieferant fürchtete, nach dem Kursverfall der Währung für das Material nicht einmal das zu bekommen, was er bezahlt hatte. Der Staat weigerte sich, das gesamte Risiko zu übernehmen. Beide Systeme hatten die Beträge sofort berechnet, doch jedes wartete auf die Zusage der anderen Seite.
„Wann werden die Fahrzeuge weiterfahren?“, fragte die Reporterin die Krankenhausleiterin.

„Wenn jemand für die Preisdifferenz unterschreibt“, sagte die Frau. „Ich kann nur den Empfang der Geräte unterschreiben.“

Saira stellte die Übertragung leiser. Auf der Krisenkarte sah sie bereitstehende Waren, freie Korridore und eine Entscheidung, zu der kein Verrechnungssystem befugt war. Die Geschwindigkeit der Maschinen änderte daran nichts.
Die Öffentlichkeit begann Fragen zu stellen.

Warum stehen die Geräte an der Grenze, wenn das Krankenhaus dahinter schon keine freien Geräte mehr hat?

Wer trägt den Preis der Stunden, die beim Entscheiden verloren gehen?

Jesairs Satz erschien unter Meldungen über zurückgehaltene Lieferungen, unerklärte Gebühren und leere Lager.
Der Wert darf nicht im Schatten wandeln.

Die Menschen veränderten ihn.

Wenn Geld ein Medikament aufhält, müssen wir sehen, wo es aufgehalten wurde.

Diskussionsgruppen entstanden, Bürgerinitiativen und informelle Netzwerke von Medizinern, Programmierern und Ökonomen. Manche verlangten die Offenlegung aller öffentlichen Zahlungen. Andere schlugen offene Register der letztendlichen Eigentümer

von Gesellschaften vor. Wieder andere forderten, dass jeder Bürger sehen sollte, wer wann seine Finanzdaten geöffnet hatte.
Nerai erkannte ihre eigenen Worte in diesen Vorschlägen wieder.

Sie verbreiteten sich nicht mehr unter ihrem Namen.

Auch nicht unter Jesairs.

Sie hatten sich unter den Menschen verteilt und begonnen, ein eigenes Leben zu führen.

Der Gedanke der Transparenz gewann nicht deshalb an Beliebtheit, weil Elarions Bewohner plötzlich moralisch vollkommener geworden wären.
Er gewann sie, weil Intransparenz zu schmerzen begann.

Damals bestand das Unternehmen Most bereits seit einigen Jahren.

Vor der Pandemie hatten nur wenige davon gewusst.

Lera Vain hatte es gemeinsam mit zwei Programmierern für Zahlungssysteme, einer ehemaligen Bankanalystin, einem Fachmann für kryptografische Aufzeichnungen und einer Juristin gegründet, die zuvor an Regeln für die grenzüberschreitende Verrechnung gearbeitet hatte.
Ursprünglich hatten sie keine neue Währung schaffen wollen.

Sie wollten Zahlungen zwischen den Staaten Elarions und zwischen Elarion und Thaeron vereinfachen.

Eine gewöhnliche grenzüberschreitende Zahlung lief über mehrere Banken. Jede kannte nur ihren eigenen Abschnitt. Der Nutzer sah den Betrag, den er abgeschickt hatte, und wusste manchmal nicht einmal genau, wie viel der Empfänger am Ende bekommen würde.
Most sollte eine Übersetzungsschicht sein.

Ein Mensch sollte den endgültigen Preis sehen, bevor er eine Zahlung bestätigte.

Er sollte den Wechselkurs sehen.

Die Gebühr.

Die Zustellungszeit.

Und auch, wie viel der Empfänger erhalten würde.

Doch schon vor der Pandemie begann sich das Projekt unter dem Einfluss der öffentlichen Transparenzdebatten zu verändern.

Lera verfolgte Jesairs Auftritt in Nitra. Später las sie einen analytischen Kommentar Nerai Saels darüber, dass finanzielle Macht sichtbar sein müsse, aber auch jeder sichtbar sein müsse, der sie kontrolliere.
Das Team von Most überarbeitete nach und nach das gesamte System.

Jede Zahlung sollte eine unauslöschliche Aufzeichnung erzeugen.

Keine öffentliche Aufzeichnung aller persönlichen Einkäufe.

Das hätte die Privatsphäre gewöhnlicher Menschen zerstört.

Öffentlich sichtbar sein sollten die Regeln des Systems, die Reserven des Unternehmens, große Geldströme, Eigentumsverbindungen und Transaktionen, die die Schwelle zur gesellschaftlichen Macht überschritten.
Private Zahlungen blieben privat.

Doch bei jeder Einsichtnahme in seine Daten sah der Nutzer, wer sie geöffnet hatte, aufgrund welcher Befugnis und wann.
Wenn eine Bank eine Zahlung zurückhielt, musste sie einen Grund nennen.

Wenn ein automatisiertes System sie markierte, musste die angewandte Regel bekannt sein.

Wenn jemand eine Ausnahme von der Offenlegung erhielt, hielt das System fest, wer sie genehmigt hatte und wie lange sie galt.

Keine Regierung sollte allein das ganze Netz beherrschen.

Das Protokoll war offen.

Die Aufzeichnungen wurden von mehreren unabhängigen Knoten überprüft, die Banken, Universitäten, Bürgervereinigungen und Prüfungsinstitutionen in verschiedenen Staaten betrieben.
Most hatte einen eigenen Kontrollrat, konnte jedoch weder die Zahlungsgeschichte nachträglich verändern noch eine Aufzeichnung über seine eigene Entscheidung löschen.
Lera erklärte ihre Vorstellung einfach:

„Wir wollen kein Auge bauen, das alle sieht und selbst unsichtbar bleibt."

Die Investoren antworteten ihr, die Menschen wollten keine Philosophie.

Sie wollten Bequemlichkeit.

Die Banken behaupteten, eine Offenlegung der Reserven, Gebühren und Eigentumsverbindungen werde Geschäftsgeheimnisse verletzen.

Die Aufsichtsbehörden mahnten, ein privates Unternehmen dürfe nicht den Eindruck einer planetaren Finanzinfrastruktur erwecken.
Deshalb blieb Most lange klein.

Technologieunternehmen nutzten es, einige Händler auf Thaeron und Gruppen von Menschen, die regelmäßig Geld zwischen Staaten verschickten.
Das System funktionierte, hatte aber keinen Anlass zu wachsen.

Dann kam die Pandemie.

Die ersten neuen Nutzer waren weder Regierungen noch große Krankenhäuser.

Es waren Freiwillige.

Eine Bürgergruppe sammelte Geld für Schutzfilter für Krankenhäuser in den abgeriegelten aurelianischen Gebieten. Die Beiträge kamen aus sieben Staaten in sechs Währungen.
Auf dem gewöhnlichen Weg hätten sie mehrere Konten führen, wiederholt Geld wechseln und auf Bestätigungen zwischengeschalteter Banken warten müssen.
Über Most konnten sie alle Zahlungen in einem einzigen Guthaben empfangen.

Das System wies es in Elar aus.

Der Elar war ursprünglich keine eigenständige Währung.

Er war die Einheit des Most-Netzes, gestützt auf einen öffentlich definierten Korb aus Energie, Rohstoffen und den wichtigsten elarionischen Währungen. Sein Wert änderte sich nicht nach der Entscheidung eines einzelnen Staates oder einer einzelnen Zentralbank.
Für jeden Elar hielt Most Reserven in bestehenden Währungen und kurzfristigen liquiden Vermögenswerten vor.

Die Zusammensetzung der Reserven war öffentlich.

Jeder konnte überprüfen, ob die Menge der umlaufenden Elar der tatsächlichen Deckung entsprach.

Ein Freiwilliger sah hundert Elar.

Ein Spender konnte in seiner örtlichen Währung bezahlen.

Ein Filterhersteller konnte seine eigene Währung erhalten oder die Elar behalten.

Für den Nutzer war es eine einzige Zahlung.

Im Hintergrund trafen noch immer mehrere Finanzsysteme aufeinander, doch ihre Komplexität musste nicht mehr der Mensch an der Kasse tragen.
Die erste Sammlung war nach wenigen Stunden abgeschlossen.

Jeder Spender sah, wie viele Elar eingegangen waren.

Er sah die Gesamtsumme.

Er sah die Bestellung der Filter.

Er sah den Hersteller, den Preis, die Gebühr und die Lieferbestätigung.

Er sah weder die Namen der Kranken noch kleine persönliche Spenden anderer Menschen.

Sichtbar war der Weg des gemeinsamen Geldes.

Die Nachricht von der Sammlung verbreitete sich.

Eine weitere Organisation nutzte Most, um Medikamente auf Thaeron zu kaufen.

Dann eine Ärztegruppe, um Unterkünfte für ausländische medizinische Kräfte zu sichern.

Später ein kleineres Krankenhaus, das einen Lieferanten nicht in der verlangten Währung bezahlen konnte.

Zunächst trat Most dort ein, wo die gewöhnlichen Systeme versagten.

Nicht, weil die Menschen ihm mehr vertrauten als den Banken.

Weil es zeigte, was die Banken nicht zeigten.

Wie viel eine Zahlung kostete.

Welchen Weg sie nahm.

Wann sie ankam.

Wie viel der Empfänger bekam.

Und wer sie gegebenenfalls angehalten hatte.

Als sich eine Lieferung von Schutzanzügen verspätete, zeigte die offene Aufzeichnung, dass weder der Verkäufer noch der Frachtführer die Zahlung zurückhielt. Eine zwischengeschaltete Bank hatte sie gestoppt, weil sie einen zusätzlichen Herkunftsnachweis für das Geld verlangte.
Die Bank konnte nicht behaupten, das Problem sei anderswo entstanden.

Ihre Entscheidung hatte einen Namen, eine Zeit und einen Grund.

Innerhalb einer Stunde ergänzte sie das Dokument.

Die Zahlung ging weiter.

Bei einem anderen Kauf stellte sich heraus, dass der Lieferant den Preis kurz vor der Bestätigung des Auftrags erhöht hatte. Er behauptete, der Kurs seiner Währung habe sich verändert.

Die Aufzeichnung von Most zeigte, dass der Kurs sich kaum bewegt hatte.

Der Lieferant setzte den Preis zurück.

Nicht, weil er ein ehrlicherer Mensch geworden wäre.

Weil seine Erklärung überprüfbar war.

Nach und nach schlossen sich größere Organisationen dem Netz an.

Zuerst Wohltätigkeitsfonds.

Dann regionale Krankenhausverbünde.

Dann Hersteller, die keine Konten in Dutzenden Währungen verwalten wollten.

Für einen Händler war es vorteilhaft, einen einzigen Preis in Elar angeben und entscheiden zu können, ob er Elar oder die örtliche Währung annahm.
Für ein Krankenhaus war es vorteilhaft, Lieferantenpreise ohne ständiges Umrechnen der Wechselkurse vergleichen zu können.
Für die Spender war wichtig, dass sie sahen, wohin das gemeinsame Geld floss.

Für Krankenhausverwalter war es unangenehm, dass ihre Entscheidungen aufgezeichnet blieben.

Doch gerade das stärkte das Vertrauen der anderen.

Manche Staaten versuchten, Most zu verbieten.

Sie behaupteten, ein privates Unternehmen könne keine Einheit schaffen, die der staatlichen Währung Konkurrenz zu machen beginne.
Das Verbot stieß jedoch auf ein praktisches Problem.

Most verlangte von den Staaten nicht, ihre Währungen aufzugeben.

Ein Händler konnte nach wie vor die heimische Währung erhalten.

Steuern wurden weiterhin nach örtlichem Recht bezahlt.

Die Banken blieben in die Verrechnung eingebunden.

Most erlaubte seinen Nutzern lediglich, einen gemeinsamen Wert zu halten und zu versenden, und zeigte offen, was mit ihm geschah.
Als ein Staat es blockierte, wiesen die Krankenhäuser darauf hin, dass sie einen Teil ihrer Vorräte aus dem Ausland über das Netz beschafften.
Freiwilligenorganisationen veröffentlichten einen Vergleich.

Eine gewöhnliche Überweisung dauerte zwei Tage und verlor vier Prozent ihres Werts.

Eine Zahlung über Most kam nach wenigen Sekunden an, und ihre gesamten Kosten waren im Voraus bekannt.

Nach drei Tagen wurde das Verbot in eine vorläufige Ausnahme für medizinische Transaktionen umgewandelt.

Ähnliche Ausnahmen entstanden auch anderswo.

Sie wurden nicht als Währungsreform beschlossen.

Sie wurden als Krisenmaßnahmen beschlossen.

Eine Ausnahme erlaubte Krankenhäusern, Elar anzunehmen.

Eine weitere gestattete Versicherungen, grenzüberschreitende Leistungen über Most zu bezahlen.

Eine andere erlaubte öffentlichen Fonds, die Verteilung von Hilfen im Netz offenzulegen.

Niemand entschied, dass der Elar zur planetaren Währung werden sollte.

Man entschied nur über einzelne praktische Fälle.

Jeder davon beseitigte ein Hindernis.

Jesair sprach zum ersten Mal über Most, als es bereits von Millionen Menschen genutzt wurde.

Er wollte nicht, dass sein Name zur Werbung für ein privates Unternehmen wurde. Zugleich sah er aber, dass das System einen großen Teil dessen verwirklichte, worüber er in Nitra gesprochen hatte.

„Ich weiß nicht, ob ein einziges Unternehmen die Antwort auf das Problem eines ganzen Planeten sein sollte“, sagte er in seiner Ansprache. „Jede Macht braucht ein Gegengewicht, auch eine Macht, die von sich behauptet, transparent zu sein.“

Dann sah er direkt in die Kamera.

„Aber achtet darauf, warum die Menschen Most benutzen. Nicht, weil sie sich nach einer weiteren Bank sehnen. Sie benutzen es, weil sie den Preis, die Regeln, die Gebühren und die Entscheidungen sehen. Wenn jemand ihre Zahlung anhält, bleibt von ihm nicht bloß Schweigen zurück.“

Er schwieg einen Augenblick.

„Solange wir gesund sind, lassen wir den Wert im Schatten wandeln und nennen es Bequemlichkeit. Jetzt, da jedes Gerät Atem bedeutet und jede Lieferung Zeit, wollen wir sehen, wo der Wert aufgehalten wurde. Vielleicht hätten wir das immer wollen sollen.“

Die Zahl der Most-Nutzer stieg erneut.

Doch nicht nur wegen Jesairs Worten.

Das System hatte bereits seinen eigenen Beweis.

Lieferungen, die früher eintrafen.

Sammlungen, bei denen kein Geld verschwand.

Krankenhäuser, die in einer einzigen Einheit einkaufen konnten.

Lieferanten, die ihre Zahlung ohne tagelanges Warten erhielten.

Als Krankenhausküchen begannen, Most zu nutzen, schlossen sich ihre Lebensmittellieferanten an.

Als die Lieferanten hinzukamen, begannen deren Beschäftigte, Elar anzunehmen.

Als medizinische Kräfte einen Teil ihrer Krisenzulagen in Elar erhielten, fragten sie, wo sie damit bezahlen konnten.
Geschäfte in der Nähe der Krankenhäuser nahmen sie als Erste an.

Dann Transportunternehmen.

Unterkünfte.

Apotheken.

Ein kleinerer Händler brauchte kein Konto mehr in jeder Währung. Es genügte, an Most angeschlossen zu sein. Er konnte Preise in der örtlichen Währung und in Elar angeben, und das System rechnete die Einnahmen automatisch nach seiner Wahl ab.
Anfangs ließen die meisten Händler ihre Elar sofort umtauschen.

Später behielten manche einen Teil davon.

Sie wussten, dass sie sie beim nächsten Kauf im Ausland verwenden würden.

So wurde der Elar nicht mehr bloß durch das System übertragen.

Er begann darin zu zirkulieren.

Die Menschen konnten weiterhin ihre örtliche Währung sparen.

Sie konnten ihren Lohn darin erhalten.

Sie konnten ihre Steuern darin bezahlen.

Doch bei einer Reise in einen anderen Staat mussten sie kein Geld mehr wechseln.

Sie öffneten Most.

Sie sahen dasselbe Guthaben.

Sie bezahlten mit Elar.

Der Händler erhielt Elar oder seine heimische Währung.

Auf dieselbe Weise bezahlte man in Nitra, in Sarur und unter den Kuppeln Thaerons.

Nach dem Gesetz war es noch nicht die einzige Währung Elarions.

Die Staaten gaben sie nicht aus.

Die Zentralbanken steuerten sie nicht.

Viele Regierungen bezeichneten sie weiterhin lediglich als Zahlungseinheit eines privaten Netzes.

Doch für den Menschen an der Kasse verlor dieser Unterschied nach und nach seine Bedeutung.

Er hatte einen Preis.

Ein Guthaben.

Eine Zahlung.

Und anders als bei den alten Systemen konnte er die Regeln sehen, nach denen sein Geld von ihm zu einem anderen Menschen gelangte.

Most wuchs auch deshalb, weil es sich nicht als vollkommen ausgab.

Seine Gründer veröffentlichten die Eigentumsstruktur des Unternehmens.

Die Namen der Investoren.

Die Höhe ihrer Beteiligungen.

Die Verträge mit den Banken.

Die Zusammensetzung der Reserven, die den Elar deckten.

Die Vergütungen der Geschäftsleitung.

Und jede Änderung der Regeln, nach denen Gebühren und der Wert des Reservekorbs berechnet wurden.

Als ein Fonds mit unbekanntem letztendlichem Eigentümer versuchte, dem Netz beizutreten, wies Most ihn ab.

Der Fonds klagte wegen Diskriminierung.

Most veröffentlichte die Begründung seiner Entscheidung.

Es hatte den Fonds nicht abgewiesen, weil er reich war.

Es hatte ihn abgewiesen, weil nicht festzustellen war, wer durch ihn Macht erlangte.

Der ganze Planet verfolgte diesen Streit.

Für viele Menschen war er das erste konkrete Beispiel für den Unterschied zwischen Privatsphäre und geheimer Macht.

Ein gewöhnlicher Mensch konnte ein Medikament bezahlen, ohne dass die ganze Welt seinen Namen kannte.

Ein Fonds, der Krankenhäuser aufkaufte, konnte seinen Eigentümer jedoch nicht hinter vierzehn Gesellschaften verbergen.

So waren Jesairs und Nerais Gedanken nicht länger nur Text.

Sie nahmen die Gestalt eines Systems an.

Jede Einsichtnahme hinterließ eine Spur.

Jede große finanzielle Macht hatte einen letztendlichen Eigentümer.

Jede Ausnahme hatte einen Urheber und ein Ablaufdatum.

Kleine persönliche Zahlungen blieben privat.

Große Ströme, die das Leben anderer beeinflussten, waren sichtbar.

Die Regeln waren offen.

Der Betreiber des Netzes konnte andere nicht kontrollieren, ohne selbst kontrolliert zu werden.

Die Menschen gewöhnten sich an diese Sichtbarkeit.

Zuerst im Zusammenhang mit der Pandemie.

Dann bei Lebensmitteln.

Bei Energie.

Beim Verkehr.

Bei Spendensammlungen.

Bei Käufen zwischen Elarion und Thaeron.

Nach und nach fragten sie, warum ähnliche Regeln nicht auch für die alten Banken galten.

Warum der Staat jedes ihrer Einkommen zeigen konnte, aber nicht den letztendlichen Empfänger eines öffentlichen Auftrags.

Warum Most seine Reserven jeden Tag offenlegen konnte, Zentralbanken manche Entscheidungen aber erst nach Monaten veröffentlichten.
Warum sie bei einer Zahlung in Elar die gesamte Gebühr im Voraus sahen, während bei einer herkömmlichen Überweisung ein Teil der Kosten erst auf der Empfängerseite auftauchte.
Transparenz war nicht mehr nur eine moralische Forderung.

Sie war zu einer Nutzererfahrung geworden.

Kael Thorne verfolgte das Wachstum von Most aus einem Arbeitszimmer, dessen Fenster sämtlich auf undurchsichtig gestellt waren.
Vesta war im System bisher nicht aufgetaucht.

Die alten Finanzströme blieben in Banken, Fonds und Staaten verborgen, die Eigentümer schützten. Most sah nur den Wert, der durch sein Netz floss.
Doch die Menschen gewöhnten sich an etwas, das für Kael gefährlicher war als eine Untersuchung.

An den Vergleich.

Ein Mensch, der einmal die gesamte Gebühr gesehen hatte, begann zu fragen, warum er sie anderswo nicht sah.

Ein Mensch, der einmal den letztendlichen Eigentümer gekannt hatte, wurde misstrauisch gegenüber Gesellschaften, die ihn verbargen.
Ein Mensch, der einmal in jedem Staat mit derselben Einheit bezahlt hatte, begann zu fragen, wozu er dreißig Währungen brauchte.
Eine Untersuchung ließ sich verlangsamen.

Kommissionen ließen sich überlasten.

Gerichte ließen sich mit Einwänden beschäftigen.

Politiker ließen sich zum Abwarten überreden.

Eine Gewohnheit ließ sich jedoch nicht so leicht rückgängig machen.

Wäre Most nur ein Werkzeug für medizinische Kräfte und Freiwillige geblieben, wäre es nach der Pandemie vielleicht verschwunden.

Doch das war es nicht mehr.

Familien nutzten es.

Händler.

Hersteller.

Transportunternehmen.

Beschäftigte auf Thaeron.

Menschen, die Jesairs Rede nie gelesen hatten und den Namen Nerai Sael nicht kannten.

Sie benutzten den Elar nicht, weil er eine Philosophie der Transparenz verkörperte.

Sie benutzten ihn, weil er funktionierte.

Erst später begriffen sie, dass er gerade deshalb funktionierte, weil er vieles von dem sichtbar machte, was die alten Systeme verbargen.
Kael begriff, dass Arien nicht nur eine Katastrophe ausgelöst hatte.

Er hatte ein Umfeld geschaffen, in dem Jesairs Gedanke zu einem alltäglichen Werkzeug werden konnte.

Er hatte den Menschen den Preis der Dunkelheit gezeigt.

Und sie gezwungen, ein System auszuprobieren, das sie in ruhigeren Zeiten als zu kühn, zu offen oder zu gefährlich für die alte Ordnung abgelehnt hätten.
Manchmal versucht ein Mensch, die Zukunft zu zerstören, und beseitigt gerade dadurch alles, was ihre Entstehung bisher verhindert hat.

30. Das Drittel

Zuerst zählte man die Fälle.

Dann die Betten.

Dann Sauerstoffsysteme, Medikamentenvorräte, freie Isolierzimmer und Menschen, die noch arbeiten konnten.
Am Ende blieben die Toten.

Solange es wenige waren, nannte man genaue Zahlen.

Siebenhundertzweiundvierzig.

Elftausendneunhundertacht.

Zwei Millionen vierhunderttausend.

Noch konnte jede Zahl dem menschlichen Geist vorspielen, sie sei eine Anzahl von Menschen.

Dann kamen die Zehnmillionen.

Die Hundertmillionen.

Und aus Körpern wurde eine Kurve.

Sie steigt.

Sie fällt.

Sie beschleunigt sich.

Sie verlagert sich nach Norden.

Sie hat Vasýria erreicht.

Sie wird Thaeron treffen.

Der menschliche Geist kann eine Milliarde einzelne Tode nicht tragen.

Er müsste sich eine Milliarde Betten vorstellen.

Eine Milliarde letzte Atemzüge.

Eine Milliarde Türen, hinter denen jemand stehen geblieben war und auf einen Menschen wartete, der nicht mehr zurückkehren würde.

Eine Milliarde nicht leer getrunkene Gefäße neben dem Bett.

Eine Milliarde Sätze, die am Morgen hätten weitergehen sollen.

Deshalb verwandelte er sie in eine Zahl.

Und die Zahl in eine Linie.

Von Auriola aus ergoss sich die Pandemie in alle Staaten Elarions.

Nicht überall auf dieselbe Weise.

Gebiete, die ihren Gesundheitssystemen erlaubten, Daten zu teilen, gewannen einige Tage. Die Ärzte wussten, wo noch Vorräte waren. Sie sahen Behandlungsergebnisse aus Krankenhäusern auf der anderen Seite des Planeten. Algorithmen verglichen Millionen Krankheitsverläufe, ohne die Namen der Menschen zu kennen, zu denen sie gehörten.

Allmählich erkannten die Ärzte auch, weshalb ihre Berechnungen nicht genügten. Bei vielen löste die Krankheit eine heftige Abwehrreaktion aus, die die Gefäße schädigte und Organe erneut angriff, sobald sie stabilisiert worden waren. Zwischen der Warnung und einem unumkehrbaren Kreislaufversagen blieben manchmal nur Stunden. Regenerationstherapien brauchten einen stabilen Patienten und Tage. Geteilte Daten verschafften manchen Menschen Zeit; niemandem konnten sie die Zeit zurückgeben, die er schon verloren hatte.

Einige Staaten schlossen ihre Daten ab.

Sie sprachen von Souveränität.

Vom Schutz der Bürger.

Von der Gefahr, dass die Kriseninfrastruktur nach der Pandemie in den Händen der Union bleiben würde.

Manche dieser Befürchtungen waren berechtigt.

Doch der Krankheit war gleichgültig, aus welchem rechtlichen Grund ein Mensch seine Daten vor ihr verschloss.

In diesen Ländern bewegte sie sich einige Tage länger im Dunkeln.

Und einige Tage waren während des Drittels eine ganze Epoche.

Auf Thaeron traten die ersten Fälle in den Kuppeln auf, die an die orbitale Versorgung angeschlossen waren.

Die Verwalter schlossen sofort die Verkehrskorridore.

Doch Thaeron war eine Welt, die dank einer ununterbrochenen Übereinkunft zwischen Mensch und Maschine existierte.

Die Kuppeln brauchten Wasser.

Biologische Rohstoffe.

Ersatzteile.

Energiezellen.

Filter.

Chemische Gemische.

Jeder Weg, den sie vor der Krankheit verschlossen, war zugleich ein Weg, auf dem etwas Lebensnotwendiges kam.
Auf Elarion konnte ein Dorf den Staat vergessen und einige Tage überleben.

Auf Thaeron durfte man nicht einmal eine Pumpe vergessen.

Deshalb nahmen sie dort den Krisen-Elar schneller an als auf dem Mutterplaneten.

Jede Lieferung hatte eine öffentliche Aufzeichnung.

Jede Entscheidung einen Urheber.

Jede Ablehnung einen Grund.

Die Kuppelverwalter protestierten zunächst. Sie behaupteten, das System lege strategische Vorräte offen.

Dann stellte sich heraus, dass einer der Verwalter Wasser in einen privaten Wohnsektor umgeleitet hatte, in dem seine Familie und Menschen lebten, die mit seinem Rat verbunden waren.
Die Aufzeichnung war für jeden sichtbar.

Die Proteste ließen nach.

Auf Elarion begann inzwischen nicht nur das Gesundheitsnetz zusammenzubrechen.

Auch die alte Art, Wert zu messen, zerfiel.

Nicht in einem einzigen großen Zusammenbruch.

In Tausenden kleinen Versagen.

Die Währungen von Staaten mit hohem aurelianischem Bevölkerungsanteil verloren rasch an Wert. Die Märkte zählten die künftigen Toten früher als die Krankenhäuser. Sie erwarteten Produktionsrückgänge, Steuerausfälle, Haushaltsdefizite und steigende Kosten. Eine schwächere Währung verteuerte Medikamente aus dem Ausland.

Teurere Medikamente erhöhten die Staatsverschuldung.

Eine höhere Verschuldung schwächte die Währung.

Je mehr Menschen starben, desto mehr Geld wurde gebraucht, um sie zu retten.

Und je mehr Geld gebraucht wurde, desto weniger war es wert.

Die offene Krisenschicht zeigte nach und nach, wer eine Lieferung abgelehnt, wer den Preis verändert hatte und wer eine Reserve für die Wechselkursdifferenz freigeben konnte. Die Öffentlichkeit sah die Folge einer Entscheidung in dem Krankenhaus, das auf die Lieferung wartete. Die Streitigkeiten verschwanden nicht, verbargen sich aber nicht länger hinter einem anonymen Zahlungsstatus.
Sichtbarkeit konnte kein Medikament herstellen, das noch niemand entdeckt hatte.

Sie brachte keine medizinischen Kräfte zurück.

Sie schuf keinen Sauerstoff in einem leeren Tank.

Sie machte aus Menschen keine Wesen ohne Gier, Angst und Selbstsucht.

Doch sie beseitigte einen Satz, hinter dem sich Einzelne, Unternehmen und Regierungen jahrhundertelang verborgen hatten.
Wir haben es nicht gewusst.

Nach dem ersten Monat wurde der Elar nicht mehr nur für medizinische Geräte verwendet.

Zuerst bezahlte man damit die Energie der Krankenhäuser.

Dann Lebensmittel für abgeriegelte Regionen.

Dann den Transport von Arbeitskräften.

Dann biologische Rohstoffe.

Die Währungsräte protestierten.

Daren Voltr sprach vor der gemeinsamen Versammlung.

Er war blasser als noch vor einigen Wochen. Auch seine Familie hatte bereits ihre Toten.

„Wir machen aus einem Notinstrument zur Verrechnung eine Währung“, sagte er. „Ohne Zentralbank. Ohne Mandat. Ohne Vereinbarung über regionale Stabilität. Wir tun es mitten in der Angst, wenn die Menschen beinahe allem zustimmen, das das Wort Rettung trägt.“
Nerai saß ihm gegenüber.

„Deshalb ist jede Regel sichtbar.“

Voltr schüttelte den Kopf.

„Sichtbarkeit ist keine Legitimität."

„Nein", antwortete sie. „Aber wenn wir nicht sehen, wer die Regeln ändert, können wir ihre Legitimität nicht einmal beurteilen."

„Ein einheitlicher Wert kann schwächere Regionen zerstören."

Nerai öffnete drei Aufzeichnungen.

Drei Lieferungen.

Drei Zahlungen, die in Währungsumrechnungen stecken geblieben waren.

„Zersplitterte Werte zerstören sie heute."

„Das ist Rhetorik."

Sie schob die Daten auf den gemeinsamen Bildschirm.

„Das sind Rechnungen."

Voltr betrachtete sie lange.

Seine Einwände verschwanden nicht.

Und das sollten sie auch nicht.

Nerai war sich bewusst, dass eine Welt, in der jeder Widerstand vor dem richtigen Argument verschwand, ebenso gefährlich wäre wie die Welt, die sie verändern wollte.
„Wer wird den Elar nach der Pandemie lenken?", fragte Voltr.

Nerai schwieg einen Moment.

„Vielleicht niemand."

„So etwas wie niemand gibt es nicht."

Dieser Satz ließ sie innehalten.

Er war wahr.

Hinter jedem System blieb ein Mensch.

Oder eine Gruppe von Menschen.

Oder eine Regel, die irgendwann jemand geschrieben hatte.

„Dann müssen wir es so aufbauen", sagte sie, „dass kein einzelner Mensch es besitzen kann."

Saira öffnete einen Entwurf.

Auf verschiedene Staaten verteilte Knoten.

Öffentliche Wertberechnung.

Vollständige Änderungshistorie.

Keine geheime Kursanpassung.

Nachverfolgbare Zugriffe.

Geteilte Befugnisse.

Öffentliche Kontrolle der Entscheidungen der Währungsräte.

Ein Notmodell.

Unvollkommen.

Entstehend unter Toten.

Und dennoch zeigte sich in seinen Grundlagen etwas, das Elarion bisher nicht gekannt hatte.

Ein Wert, der sich nicht im Dunkeln bewegen musste.

Und eine Macht, die begann, sich an das unangenehme Gefühl zu gewöhnen, dass jemand sie sah.

Jesair setzte inzwischen seine Ansprachen fort.

Mareia sah ihm die Erschöpfung an, bevor er sie selbst zugab.

Nach einer der Übertragungen blieb er vor dem erloschenen Bildschirm stehen.

Er bewegte sich nicht.

„Jesair?“

Er drehte sich zu ihr um, als kehre er aus großer Ferne zurück.

„Was ist?“

„Das frage ich dich.“

„Ich bin nur müde.“

„Du musst dich ausruhen.“

„Das tue ich.“

„Wann?“

Er lächelte.

„Zwischen den Katastrophen.“

Mareia lächelte nicht.

Draußen regnete es.

Der Regen lief an den hohen Fenstern des Hauses Davion hinunter, und die Lichter des Tals brachen sich in den Tropfen zu langen, schmalen Strömen.

„Komm mit mir nach Nitra."

Jesair sah hinaus.

„Und die Menschen hier?"

„Sie werden eine Verbindung haben."

„Elan hatte eine Verbindung."

Mareia verstummte.

Jesair senkte sofort die Augen.

„Verzeih."

„Das musst du nicht."

„Ich hätte das nicht sagen sollen."

„Aber du denkst es."

Er nickte.

„Zwischen einem Menschen und seinem Bild besteht ein Unterschied."

„Und wenn dich deine Anwesenheit umbringt?"

Diesmal brauchte er lange für eine Antwort.

„Dann habe ich mich vielleicht falsch entschieden."

Mareia sah ihn an.

„Dann wirst du niemandem mehr davon erzählen können."

Sie trat zu ihm.

„Ich verlange nicht von dir, dass du aufhörst zu helfen. Ich bitte dich nur, nicht zu glauben, Liebe zu den Menschen bedeute die Pflicht, für sie zu sterben."

Jesair schwieg.

„Was willst du dann von mir?"

„Dass du bleibst."

„Wo?"

Mareia sah ihm in die Augen.

„Bei mir."

In diesem Augenblick wurde die Welt kleiner.

Ohne politische Räte.

Ohne Familiengeschlechter.

Ohne Pandemie.

Ohne einen Planeten, der auf den nächsten Satz eines Menschen wartete, den er nach und nach als Symbol vereinnahmte.

Da war nur eine Frau, die schon einmal einen Mann verlassen hatte, der Liebe in Besitz verwandeln konnte.

Und nun wollte sie einen zweiten nicht deshalb verlieren, weil er Liebe in eine Pflicht gegenüber allen verwandelte.

Jesair legte ihr die Hand ans Handgelenk.

„Ich bin hier."

Mareia fasste ihn mit drei Fingern.

Für einen Augenblick verstummten beide.

Die Geste kam von selbst.

Und doch allzu selbstverständlich.

Ein seltsamer Schmerz durchfuhr Jesair.

Kein Bild.

Kein Wort.

Nur das Gefühl von etwas, das in seiner Erinnerung hätte sein sollen und nicht dort war.

Drei Finger.

Ein anderes Licht.

Staub.

Eine Frauenhand.

Und Trauer um jemanden, den er in diesem Leben nie verloren hatte.

Mareia ließ ihn los.

„Was ist geschehen?"

„Ich weiß es nicht.“

Diesmal war es die Wahrheit.

Er hatte sich an etwas erinnert, das er noch nicht erlebt hatte.

Im Krisenzentrum erschien an diesem Abend eine neue Prognose.

Saira weigerte sich zunächst, sie zu veröffentlichen.

Die Daten waren unvollständig.

Einige Staaten meldeten Fälle noch immer verspätet. Aus Gebieten, in denen das Gesundheitswesen zusammengebrochen war, kamen kaum noch verlässliche Zahlen.
Man berechnete das Modell erneut.

Und dann noch einmal.

Man veränderte die Eingabewerte.

Die angenommene Sterblichkeit.

Die Kapazität der Krankenhäuser.

Die Geschwindigkeit der Behandlungsentwicklung.

Jeder Weg näherte sich derselben Zahl.

Nerai betrachtete sie.

33,1 %.

„Wer hat das schon gesehen?“

„Das Analyseteam.“

„Die politische Führung?“

Saira zögerte.

„Sie hat eine größere Bandbreite bekommen.“

„Warum?“

„Weil die Unsicherheit gewaltig ist.“

„Kann das Ergebnis niedriger ausfallen?“

„Ja.“

„Höher?“

Saira antwortete nicht.

Auf dem Bildschirm leuchtete die Hochrechnung.

Insgesamt ungefähr drei Milliarden Opfer.

Beinahe der gesamte aurelianische Zweig.

Hunderte Millionen Menschen aus den anderen Zweigen.

„Wir müssen es veröffentlichen“, sagte Nerai.

„Wenn wir ein Drittel sagen, lösen wir Panik aus.“

„Wenn wir es nicht sagen, bereiten sich die Staaten auf ein Zehntel vor.“

„Es ist eine Prognose.“

„Dann sagen wir, dass es eine Prognose ist.“

Das Wort erschien zum ersten Mal in einem internen Dokument.

Das Drittel.

Noch in derselben Nacht gelangte das Dokument nach außen.

An wen, wurde nie festgestellt.

Bis zum Morgen kannte der ganze Planet dieses Wort.

Nerai sah das Leck zuerst in der Schlagzeile eines Nachtkanals: EIN DRITTEL DER BEVÖLKERUNG KÖNNTE STERBEN. Die Moderatorin zeigte das Unsicherheitsintervall, nicht nur die höchste Kurve. „Es ist eine Prognose der Gesamtzahl der Opfer“, wiederholte sie. „Sie besagt nicht, dass sie bereits tot sind.“
Im nächsten Bild rief der Gouverneur eines Staates zur Ruhe auf. Eine Ärztin aus Auriola entgegnete, Ruhe brauche auch Vorräte und offene Daten. Unter dem Bild erschienen Nachrichten von Menschen, die nach ihren Angehörigen suchten.

Nerai blieb vor dem Bildschirm, bis die Moderatorin zum nächsten Thema überging. So wurde aus einer internen Berechnung ein Satz, den Familien beim Abendessen aussprechen müssten.
Man sprach das Wort nicht wie den Namen einer Krankheit aus.

Es war der Name einer Zukunft.

Wenn das Drittel kommt.

Vor dem Drittel.

Nach dem Drittel.

Als existiere schon im Voraus eine Grenze, an der sich die Menschen in jene teilen würden, die weitergingen, und jene, von denen nur noch Vergangenheit bliebe.

In manchen Städten brachen Unruhen aus.

Menschen brachen Lager auf.

Räumten ihre Konten leer.

Flohen aus den Städten, obwohl sie nicht wussten, wohin.

Anderswo bildeten sich Reihen von Freiwilligen.

Alte Menschen überließen Jüngeren ihre Sauerstoffgeräte.

Hotelbesitzer öffneten ihre Zimmer für medizinische Kräfte.

Familien, die jahrelang nicht miteinander gesprochen hatten, riefen einander an.

Die einen schlossen Türen.

Die anderen öffneten sie zum ersten Mal.

Eine Katastrophe zeigt nicht das eine wahre Gesicht des Menschen.

Sie zeigt viele Gesichter, die bis dahin friedlich in ihm schlafen konnten.

Nach dem zweiten Monat überschritt die Zahl der Toten eine Milliarde.

Nach dem dritten zwei.

Die aurelianischen Städte leerten sich.

Familienhäuser, die Kriege, Brände und den Untergang von Staaten überstanden hatten, blieben ohne Erben.

In einer Familie starben alle Männer.

Das Archiv verfolgte ihre Linie seit mehr als tausend Jahren.

Eine Mitarbeiterin gab die Daten des letzten von ihnen ein.

Das System ergänzte automatisch den Status:

Familienlinie erloschen.

Die Frau starrte auf diese zwei Worte.

Wochenlang hatte sie Berichte über Millionen Tote bearbeitet.

Sie hatte nicht geweint.

Bei einem einzigen Feld begann sie zu weinen.

Jesair trat an dem Tag, an dem bei ihm das Fieber einsetzte, zum letzten Mal vor den Planeten.

Mareia stand außerhalb des Bildes.

Schon vor der Übertragung war er ihr blass erschienen.

Jesair sah in die Kamera.

„Wenn die Zahl der Toten größer wird, beginnen wir, sie in uns kleiner zu machen. Es ist eine Abwehr. Anders könnten wir es nicht ertragen."
Er schwieg einen Moment.

„Aber ein Mensch wird nicht kleiner, weil er einer von einer Milliarde geworden ist."

Für einen Augenblick stützte er sich auf den Tisch.

Mareia trat einen Schritt vor.

Jesair gab ihr mit einem Blick zu verstehen, dass alles in Ordnung sei.

„Jeder Mensch, der gestorben ist, war der Mittelpunkt einer kleinen Welt. Er hatte einen Namen. Er hatte einen Ort, an den er zurückkehrte. Er hatte seine Art zu lachen. Jemand kannte den Klang seiner Schritte. Jemand wusste, welchen Teil des Essens er auf dem Teller liegen ließ. Jemand wartete auf seine Stimme."
Millionen Menschen vor den Bildschirmen wurden still.

„Wir haben eine Zivilisation aufgebaut, die eine zweite Welt errichten konnte. Wir haben Flüsse verlegt. Wälder unter einem fremden Himmel geschaffen. Maschinen beigebracht, Krankheiten früher zu erkennen als Ärzte."
Er holte Atem.

Es schmerzte.

„Und wir waren nicht fähig, die Absicht zu sehen, die durch unsere eigenen Konten wanderte."

Bei diesem Satz hob Nerai den Kopf.

„Eines Tages werden wir fragen, wer das getan hat. Wir müssen es fragen."

Jesair schwieg kurz.

„Aber wenn die Antwort nur der Name eines einzigen Menschen bleibt, haben wir nichts verstanden. Ein Mensch kann Hass mitbringen. Er kann einen Plan mitbringen. Er kann das Böse mitbringen."
Er sah direkt in die Kamera.

„Doch die Zivilisation gibt ihm den Weg. Oder sie gibt ihn ihm nicht."

Nerai merkte sich diesen Satz.

Ein Jahr später würde sie ihn vor dem Konvent aussprechen.

In diesem Augenblick ahnte sie noch nicht, dass sie einige der letzten öffentlichen Worte ihres Bruders hörte.

Als die Übertragung endete, trat Mareia sofort zu ihm.

„Du bist heiß."

„Es ist warm hier."

„Nein."

Sie legte ihm die Hand auf die Stirn.

Jesair schloss die Augen.

„Seit wann?"

„Seit heute Morgen."

Mareia sah ihn ungläubig an.

„Und du hast nichts gesagt?"

„Ich dachte, es sei die Erschöpfung."

Sie öffnete den medizinischen Kanal.

Jesair fasste sie an der Hand.

„Warte."

„Worauf?"

„Nur einen Augenblick."

„Jesair, wir haben keinen Augenblick mehr."

Zum ersten Mal war Angst in ihrer Stimme zu hören.

Keine Angst um Elarion.

Die Angst einer Frau um einen einzigen Menschen.

Jesair öffnete die Augen.

Der goldene Ring war heller.

Mareia sah ihn.

Und an seinem Blick erkannte sie, dass auch er ihn gesehen hatte.

„Nerai", sagte sie in den Kanal. „Wir brauchen Isolation im Haus Davion."

Auf der anderen Seite blieb es still.

„Jesair?“

Mareia antwortete nicht.

Sie musste es nicht.

„Ich komme.“

„Nein“, sagte Jesair.

Nerai hörte ihn.

„Wag es nicht, mir Nein zu sagen.“

„Vielleicht bist du in Sicherheit.“

„Meine Mutter war Aurelianerin.“

„Gerade deshalb wissen wir nichts.“

„Ich komme.“

„Nerai.“

Seine Stimme war schwächer.

„Bleib dort, wo du noch etwas tun kannst.“

„Du bist mein Bruder.“

Jesair lächelte einen Augenblick.

„Deshalb.“

Nerai unterbrach die Verbindung.

Sie lief bereits.

Mareia half Jesair in den Isolationsbereich des Hauses.

„Du bleibst draußen“, sagte er.

„Nein.“

„Mareia.“

Ein einziger Blick von ihr genügte.

Jesair begriff, dass es keinen Sinn hatte, fortzufahren.

„Du gehst nicht allein“, sagte sie.

Jesair erschauerte.

Diesmal nicht vor Fieber.

Dieser Satz.

Er kannte ihn.

Als sei er über eine große Entfernung zu ihm gelangt.

Durch einen Ort, den er nie besucht hatte.

Durch ein Leben, das er nie gelebt hatte.

Die Tür des Isolierzimmers schloss sich.

Zwischen ihnen blieb Glas.

Mareia legte drei Finger an die durchsichtige Wand.

Jesair hob die Hand.

Noch bevor er sie von der anderen Seite berührte, spürte Mareia Kälte.

Dann Schwäche.

Sie lehnte sich an die Wand.

„Mareia?“

Sie schüttelte den Kopf.

Sie wollte sagen, es sei nichts.

Stattdessen gaben ihre Knie nach.

Das medizinische System registrierte bei einer zweiten Person eine erhöhte Temperatur.

Wenige Minuten später lag sie bereits im benachbarten Isolierzimmer.

Die Tür zwischen ihnen durfte nicht geöffnet werden.

Zwei Betten.

Zwei goldene Ringe.

Eine durchsichtige Wand.

Siebenunddreißig Minuten später erreichte Nerai die Absperrung von Auriola.

Das System verweigerte ihr den Zutritt.

Sie zeigte ihre Berechtigungen.

Sie rief Namen an, die sonst alle Türen der Schicht öffneten.

Nichts half.

Vor ihr stand eine Quarantänebarriere.

Dahinter starb ihr Bruder.

Über der Straße leuchtete die Zahl der Toten.

2 999 999 997.

Die Zahl änderte sich.

2 999 999 998.

Atemlos starrte Nerai auf den Bildschirm.

2 999 999 999.

Dann:

3 000 000 000.

Überall auf dem Planeten wurde im selben Augenblick die gemeinsame Zahl aktualisiert.

Ein Drittel Elarions war tot.

Nerai erhielt eine Verbindung aus dem Haus Davion.

Auf dem Bild sah sie Jesair.

Mareia.

Und das Glas zwischen ihnen.

Die Katastrophe hatte ihren Namen bekommen.

Das Drittel war gekommen.

Es war nur noch nicht fertig.

31. Hinter Glas

Jesair starb am vierten Tag.

Das medizinische System erfasste den Augenblick genau.

Die Zeit.

Den Puls.

Die Sauerstoffsättigung des Blutes.

Die Temperatur.

Die letzte elektrische Aktivität des Herzens.

Es erfasste alles, was sich messen ließ.

Das Wesentliche nicht.

Die Mikrofone in den Isolierzimmern hörten nicht ununterbrochen mit. Es war eine alte Regel zum Schutz der Würde der Kranken. Ein Arzt konnte sich zuschalten. Das System konnte auf veränderte Vitalfunktionen hinweisen. Doch niemand hatte das Recht, die letzten Stunden eines Menschen in eine öffentliche Aufzeichnung zu verwandeln.
Deshalb wusste niemand, was Jesair zu Mareia sagte.

Später sah Nerai die Aufnahme viele Male an.

Ohne Ton.

Jesair konnte nicht mehr stehen.

Auch nicht sitzen.

Er lag auf dem Boden am Glas.

Auf der anderen Seite lag Mareia.

Zwischen ihren Gesichtern blieben wenige Zentimeter und ein Material, das ein Virus, eine Berührung und eine letzte Umarmung aufhalten konnte.
Jesair bewegte die Hand.

Zu mehr hatte er keine Kraft.

Er legte die Handfläche auf den Boden.

Mareia hob drei Finger.

Jesairs Lippen bewegten sich.

Ein kurzer Satz.

Vielleicht zwei Worte.

Niemand hörte sie.

Mareia schon.

Und sie lächelte.

Später deutete man dieses Lächeln auf vielerlei Weise.

Als Annahme des Todes.

Als Versöhnung.

Als letzten Ausdruck der Liebe.

Nerai aber sah darin immer etwas Seltsameres.

Mareia lächelte nicht wie eine Frau, die Abschied nimmt.

Für einen einzigen Augenblick sah sie aus wie eine Frau, die nach unermesslich langer Zeit jemanden wiedererkannt hatte.

Als hätte sich hinter Jesairs Gesicht noch ein anderes geöffnet.

Als wäre auf der anderen Seite des Glases für einen Augenblick kein Isolierzimmer gewesen, sondern ein ferner Garten.

Ein anderer Himmel.

Ein anderes Leben.

Eine Erinnerung, die keine Zeit gefunden hatte, Erinnerung zu werden.

Jesair schloss die Augen.

Seine Hand blieb am Glas.

Mareia sah sie an.

Sieben Stunden lang.

Dann wurde ihr Atem kürzer.

Ein Atemzug.

Stille.

Ein Atemzug.

Längere Stille.

Und schließlich nur noch Stille.

Sieben Stunden nach Jesairs Tod blieb auch ihr Herz stehen.

Nerai saß in einem Transportmodul vor der Absperrung von Auriola.

Kilometer von ihnen entfernt.

Saira saß neben ihr.

Sie berührte sie nicht.

Sie sagte nicht, es tue ihr leid.

Manche Sätze sind so klein, dass sie beleidigen.

In der Verbindung erschien ein Gesundheitsbeamter.

„Wir brauchen eine Entscheidung über die sterblichen Überreste."

Nerai sah ihn an.

Der Mann senkte die Augen.

„Verzeihen Sie. Ich weiß, dass —"

„Sie wissen es nicht."

Stille.

„Welche Möglichkeiten gibt es?"

„Das biologische Protokoll empfiehlt die sofortige Vernichtung ohne Transport. Die Familienräte verlangen die Aufbewahrung biologischer Proben. Die Öffentlichkeit verlangt eine Zeremonie."

„Die Öffentlichkeit?"

„Die Nachricht ist durchgesickert."

Nerai öffnete das Netz.

Jesair Davion ist gestorben.

Später erschien eine weitere Nachricht:

Mareia Lioren ist gestorben.

Nerai schaltete den Ton des Nachrichtenkanals ein. Der Moderator bat die Familienräte bereits um Stellungnahmen zu Jesairs Tod; bei Mareias Namen lag der Redaktion noch keine Bestätigung der Familie vor. Eine zugeschaltete medizinische Mitarbeiterin weigerte sich, über ihre Gesundheitsakten zu sprechen.

„Die Familie hatte noch keine Zeit zu entscheiden, was sie sagen möchte“, fügte sie hinzu. Nerai kannte die Antwort, die ihr Bruder auf die Frage nach der Privatsphäre gegeben hätte. Sie ließ den Kanal ohne sie weiterreden.

Dann Fotografien.

Jesair beim Forum in Nitra.

Jesair unter Kranken.

Jesair bei seiner letzten Ansprache.

Mareia bei den Archiven.

Mareia im Garten.

Mareia, die Jesair mit drei Fingern am Handgelenk hielt.

Ihre Körper waren noch nicht erkaltet, und die Welt begann bereits, eine Geschichte aus ihnen zu machen.

Man nannte sie Märtyrer.

Die letzten Aurelianer der alten Welt.

Einen Beweis.

Ein Zeichen.

Andere benutzten ihren Tod gegen alles, was Jesair jemals gesagt hatte.

Wenn er eine Gabe besaß, warum rettete er sich nicht?

Wenn er außergewöhnlich war, warum rettete er Mareia nicht?

Warum rettete er nicht drei Milliarden Menschen?

Nerai schaltete den Bildschirm aus.

„Wir lassen sie dort verbrennen.“

Der Beamte nickte.

„Proben?“

„Nur das, was Sie für die Forschung brauchen.“

„Die Familienräte verlangen —“

„Keine Reliquien.“

Ihre Stimme war leise.

„Niemand wird ihre Körper besitzen.“

Nach einer Weile nickte der Beamte.

„Und die Zeremonie?“

Durch die Frontscheibe des Transportmoduls sah Nerai in Richtung des Hauses Davion, obwohl sie es von dort aus nicht sehen konnte.

„Später.“

Doch dieses Später kam noch lange nicht.

Die Menschen starben weiter.

Die Krankenhäuser leuchteten noch immer die Nächte hindurch.

Transportmodule brachten weiterhin Leichen an Orte, an denen niemand mehr auf sie wartete.

Die Pandemie forderte mehr als drei Milliarden einhundert Millionen Menschenleben.

Erst dann begann die Kurve sich zu neigen.

Es entstand kein einziges Wundermittel.

Es kamen Dutzende kleine Siege.

Eine wirksamere Dämpfung der Reaktion des Organismus.

Ein besseres Erkennen der kritischen Stunden.

Neue Kombinationen von Wirkstoffen.

Vorhersagemodelle.

Möglichkeiten, die Verletzlichsten zu schützen.

Jeder davon rettete einen Teil der Menschen.

Gemeinsam hielten sie den Tod auf.

Als sich die Zahl der neuen Fälle zum ersten Mal halbierte, feierte niemand.

Als sie auf ein Zehntel sank, wurden auf den Plätzen keine Flaschen geöffnet.

Als das letzte große Krankenhaus meldete, dass es wieder freie Betten hatte, schloss seine Direktorin sich nach der Bekanntgabe in ihrem Büro ein und weinte eine Stunde lang.

Elarion hatte überlebt.

So stand es in den Nachrichten.

Doch ein Planet hat kein Herz, dessen Schlag sich messen lässt.

Überleben mussten die Menschen.

Und ungefähr jeder Dritte fehlte.

32. Die Kommenden

Es gibt Tode, mit denen ein Leben endet.

Und dann gibt es Tode, mit denen nur ein Name endet.

Jesair starb zu einer Zeit, als Elarion noch nicht ahnte, was alles von ihm bleiben würde.

Sein Körper war einer von Milliarden Körpern, die das Drittel genommen hatte, ohne zu fragen.

Seine Stimme verstummte in Räumen, in denen die Menschen über Wahrheit, Wert und Macht stritten.

Seine Hände umarmten niemanden mehr.

Seine Augen öffneten sich keinem Morgen mehr.

Für Elarion war er tot.

Und das war die Wahrheit.

Nur nicht die ganze.

Das Universum ist älter als Namen.

Älter als Grenzen.

Älter als Völker.

Älter als Planeten, die in ihrer Jugend überzeugt sind, ihre Geschichte sei der Mittelpunkt von allem, was existiert.
Es gab viele Welten.

Manche umkreisten blaue Sterne.

Andere lebten unter dem roten Licht alter Sonnen.

Auf manchen verbarg sich das Leben unter kilometerdicken Ozeanen, und ganze Zivilisationen sahen niemals Sterne.
Anderswo wuchsen Städte so hoch, dass ihre obersten Stockwerke einen anderen Himmel kannten als die Straßen darunter.

Manche Zivilisationen erfanden niemals Geld.

Andere opferten ihm beinahe alles.

Doch jede gelangte eines Tages an eine Grenze, die sich nicht mit einer größeren Maschine überwinden ließ.

Auch nicht mit einem schnelleren Schiff.

Auch nicht mit einer neuen Energiequelle.

Auch nicht mit einer weiteren Bibliothek des Wissens.

Denn nicht alle Probleme entstehen aus einem Mangel an Intelligenz.

Manche entstehen aus dem, was die Intelligenz über sich selbst noch nicht zu begreifen vermochte.

Und dann wurde manchmal jemand geboren.

Fast nie als König.

Es konnte das Kind eines Handwerkers sein.

Die Tochter eines Lehrers.

Der Sohn einer Frau, deren Namen die Geschichte nicht bewahrt hatte.

Manchmal kam er unter die Armen.

Manchmal unter die Gelehrten.

Einer sprach auf öffentlichen Plätzen.

Ein anderer schwieg jahrelang beinahe ganz und hinterließ nur wenige Sätze.

Manchmal veränderten seine Worte die Welt noch zu seinen Lebzeiten.

Manchmal brauchten sie Jahrhunderte.

Die Namen wechselten.

Die Gesichter wechselten.

Die Sprachen wechselten.

Die Sterne über ihnen auch.

Die Aufgabe blieb ähnlich.

Die Welt einen Schritt voranzubringen.

Nicht ans Ziel.

Nur weiter.

Kein Mensch konnte einen ganzen Planeten retten.

Wenn ein einziger Mensch eine Welt ohne die Entscheidung der anderen retten könnte, wäre es keine Welt freier Wesen.
Sie konnten also nur eine Richtung zeigen.

Einen Gedanken aussprechen, der sich nie mehr ganz vergessen ließ.

Eine Tür öffnen.

Und die anderen entscheiden lassen, ob sie hindurchgingen.

Auf einer Welt musste zum ersten Mal gesagt werden, dass die Schwäche eines anderen dem Stärkeren kein Recht gab, ihn zu besitzen.
Auf einer anderen, dass Wissen keinen Herrn hat.

Anderswo töteten ganze Völker einander wegen unterschiedlicher Bilder von Göttern, und jemand brachte ihnen den Gedanken, ein Gott, der menschlichen Hass brauche, könne nichts anderes sein als menschlicher Hass, gekleidet in heilige Worte.
Mancherorts mussten die Menschen vergeben lernen.

Anderswo zweifeln.

Und auf manchen Welten kam der Augenblick, in dem gesagt werden musste, dass eine Macht, die sich dem Blick entzieht, früher oder später sich selbst zu dienen beginnt.
Ein solcher Planet war Elarion.

Jesair war nicht mit einer Anleitung für eine vollkommene Welt gekommen.

Er hatte einige Sätze genau in dem Augenblick ausgesprochen, in dem Elarion beginnen konnte, sie zu hören.

Dass der Wert nicht im Schatten wandeln soll.

Dass Macht den Blick jener ertragen muss, über denen sie steht.

Dass Eigentum auch eine Spur der Verantwortung ist.

Dass sich der Reichtum eines Menschen nicht ganz von der Welt trennen lässt, die seine Entstehung ermöglicht hat.

Es waren keine Gebote.

Es waren Samen.

Und Samen sind nicht darauf angewiesen, dass der Mensch, der sie gesät hat, unter dem Baum sitzt.

Doch Jesair hatte nicht sterben wollen.

Das Drittel war kein Preis, den das Universum für seine Botschaft verlangte.

Auch Mareias Tod war nicht Teil irgendeiner vollkommenen Gleichung.

Er wollte leben.

Er wollte mit ihr alt werden.

Vielleicht eines Tages im Haus Davion erwachen und zum ersten Mal niemanden vor der Tür haben, der eine Antwort von ihm brauchte.
Vielleicht über eine belanglose Sache streiten.

Vielleicht sie wenige Stunden später vergessen.

Vielleicht am Garten sitzen, während ihre Hände alt wurden.

All das war ihm genommen worden.

Der Gedanke brauchte seinen Tod nicht.

Doch als er starb, blieb er in den Händen der anderen zurück.

Und mit ihm eine Frage.

Hatten sie den Menschen geliebt?

Oder hatten sie auch verstanden, was er zu sagen versucht hatte?

Wenn alles auf Jesairs Gegenwart beruhte, konnte alles mit ihm am Glas sterben.

Wenn aber etwas von seinen Worten in andere Menschen übergegangen war, war sein Atem nicht länger die Bedingung für ihr Leben.

Dreißig Lichtjahre entfernt umkreiste ein kleiner blauer Planet seinen Stern.

Er war jünger in seiner Geschichte.

Seine Menschen kannten Elarion noch nicht.

Sie wussten nichts von Most.

Von den Auriolern.

Von Nerai.

Von einem Mann, der seine Handfläche neben durchsichtigem Glas auf den Boden gelegt hatte.

Eines Tages sollte dort ein anderer Mensch geboren werden.

Man würde ihn Jesus nennen.

Er würde auf staubigen Wegen zwischen Dörfern wandeln, die aus der Sicht des Universums kaum überhaupt zu finden waren.
Er würde mit Fischern essen.

Kranke berühren.

Mit Menschen sprechen, von denen andere ihr Gesicht abwandten.

Er würde den Mächtigen begegnen und jenen, die fast nichts besaßen.

Ohne Heer.

Ohne Amt.

Ohne Staatssiegel.

Mit Händen, die Brot brechen konnten.

Und doch sollte nach ihm etwas bleiben, das Reiche überdauern würde.

Dass der Mensch vor dir auch dann Wert besitzt, wenn er dir nichts zu bieten hat.

Dass Barmherzigkeit höher stehen kann als die blinde Erfüllung des Gesetzes.

Dass Größe Dienen bedeuten kann.

Dass ein Feind nicht für immer ein Feind bleiben muss.

Jahrhundertelang würden die Menschen danach darüber streiten, wer er gewesen war.

Sie würden ihm Tempel bauen.

Sein Gesicht malen.

Jedes Volk würde ihm ein wenig von seinem eigenen leihen.

Manche würden Gott in ihm sehen.

Andere einen Propheten.

Wieder andere einen Lehrer.

Und es würde auch jene geben, die in seinem Namen genau das Gegenteil dessen täten, was er gelehrt hatte.

Denn große Gedanken gehen keinen geraden Weg durch die Geschichte.

Eine Generation spricht sie aus.

Die nächste biegt sie nach ihren Bedürfnissen zurecht.

Eine weitere entdeckt sie neu.

Und nach Jahrhunderten kann das, was einst wie der gefährliche Traum eines einzelnen Menschen klang, zur Selbstverständlichkeit von Millionen werden.
So bewegen sich Welten.

Stufe um Stufe.

Zwischen manchen Stufen erscheinen jene, die man später Propheten nennt.

Erlöser.

Weise.

Reformer.

Ketzer.

Narren.

Das Universum brauchte keinen gemeinsamen Namen für sie.

Sie waren wie Boten, die keinen Brief trugen.

Sie selbst waren der Brief.

Um aber der Welt angehören zu können, in die sie gekommen waren, mussten sie eine Zeit lang vergessen.

Wenn sie alles gewusst hätten, wäre ihr Leben kein menschliches Leben gewesen.

Es wäre ein Besuch gewesen.

Deshalb empfanden sie Schmerz.

Hunger.

Angst.

Einsamkeit.

Verlangen.

Zorn.

Liebe.

Zweifel.

Sie konnten scheitern.

Sie konnten etwas sagen, das sie später bereuten.

Sie konnten sich danach sehnen, am Leben zu bleiben.

Denn niemand kann zu den Wesen einer bestimmten Welt aus dem Inneren ihrer Erfahrung heraus sprechen, wenn er nicht wenigstens eine Zeit lang einer von ihnen wird.
Und wenn ihr Leben endete, blieb der Körper dem Planeten.

Der Name der Geschichte.

Die Worte den Menschen.

Was tiefer verborgen lag, ging weiter.

Die Zeit zwischen solchen Leben wurde nicht nach dem Kalender gemessen.

Kein Körper wartete auf den nächsten Morgen.

Kein Herz zählte seine Schläge.

Auf einem Planeten konnten Jahrtausende vergehen, bis auf einem anderen der Augenblick reif war, in den man eintreten konnte.
Irgendwo weit entfernt entstand unterdessen eine Zivilisation.

Sie entdeckte das Feuer.

Dann die Schrift.

Sie teilte das Land auf.

Schuf Gesetze.

Baute Tempel.

Fertigte Waffen.

Erfand Geld.

Und nach ausreichend langer Zeit begann sie zu glauben, die Art, wie sie die Welt geordnet hatte, sei die einzige Art, auf die sich die Welt ordnen ließ.
Bis sie sich ihrer eigenen Grenze näherte.

Dann konnte der Weg von Neuem beginnen.

Ein anderer Stern.

Ein anderer Planet.

Ein anderer Körper.

Ein anderer Name.

Auch die Aufgabe musste nicht dieselbe sein.

Eine Welt, die in Rache versank, musste von Vergebung hören.

Eine Welt, die Gehorsam mit dem Guten verwechselte, brauchte Zweifel.

Eine von willkürlicher Macht zermalmte Zivilisation brauchte Schutz für den Einzelnen.

Und eine Welt, deren Einzelne bereits vergessen hatten, dass sie nur dank der anderen überlebten, musste vielleicht eines Tages an ihre Pflicht gegenüber dem Ganzen erinnert werden.

Die Worte wechselten.

Die Richtung hatte etwas Gemeinsames.

Von der Angst zum Verstehen.

Von der Gewalt zur Zusammenarbeit.

Von verborgener Macht zur Verantwortung.

Von der Vorstellung des Getrenntseins zu der Erkenntnis, dass nichts Lebendiges aus sich allein entsteht.

Jesair war einer von ihnen.

Vielleicht hatte er einst einen anderen Namen getragen.

Vielleicht hatte er unter dem Himmel eines längst nicht mehr existierenden Planeten gestanden und zu Wesen gesprochen, deren Gesichter weder ein Elarianer noch ein Mensch von der Erde als Gesichter hätte bezeichnen können.

Vielleicht hatte er dort einen ganz anderen Satz ausgesprochen.

Einen anderen Teil desselben Weges.

Und vielleicht sollte sein Weg auf dem kleinen blauen Planeten erst noch beginnen.

In einem anderen Körper.

Unter einem Namen, der ihm schon zuweilen blitzartig wiederkehrte, obwohl er ihn nicht verstand.

Die Seele braucht keine Unterschrift.

Die Geschichte braucht eine Unterschrift.

Und vielleicht gehen manche Seelen nicht allein durch die Welten.

Manche Nähe überdauert sogar den Verlust des Namens.

Zuerst kehrt sie nur als seltsames Vertrauen zu einem fremden Menschen zurück.

Als Trauer ohne Erinnerung.

Als eine Bewegung der Hand, die dem Verstand zuvorkommt.

Drei Finger am Handgelenk.

Ein Satz, ausgesprochen, bevor ein Mensch begreift, weshalb er ihn ausgesprochen hat.

Geh nicht allein.

Mareias letztes Lächeln blieb Nerai als Frage.

Aus der Aufzeichnung ließ sich nicht ermitteln, was Jesair gesagt hatte.

Auch nicht, was Mareia im letzten Augenblick gesehen hatte.

Es blieb nur das Bild einer Frau, die beim Anblick eines sterbenden Mannes lächelte, als hätte sie sich nach unermesslich langer Zeit an ihn erinnert.

Als Jesairs Herz aufhörte zu schlagen, änderten die Sterne ihre Bahnen nicht.

Der Himmel öffnete sich nicht.

Auf Elarion erschien kein Zeichen.

Der Planet setzte seinen Umlauf fort.

Die Städte zählten ihre Toten.

In den Häusern blieben Gefäße an den Fenstern.

Kleider an Haken.

Angefangene Bücher.

Betten, aus denen morgens niemand mehr aufstand.

Und doch bewegte sich etwas.

In den Menschen.

Jesairs Worte begannen, sich ohne ihn zu verbreiten.

Manche entstellten sie.

Manche vereinfachten sie.

Manche wählten nur das daraus aus, was ihnen passte.

Andere fanden darin Folgen, die Jesair selbst noch nicht hatte zu Ende denken können.

So ist das Schicksal jedes Gedankens, der seinen Urheber überlebt.

Er gehört ihm nicht mehr.

In seinem Arbeitszimmer blieben Dokumente zurück.

Darunter ein Entwurf für den Anteil der Lebenden.

Randnotizen.

Fragen ohne Antworten.

Leere Stellen.

Die Welt musste lernen, das Gespräch mit einem Menschen fortzusetzen, dessen Sessel leer geblieben war.

Und irgendwo sehr weit entfernt, bei einem Stern, den kein Elarianer jemals gesehen hatte, kreiste ein weiterer Planet.
Seine Ozeane hatten die Farbe dunklen Metalls.

Nachts zogen drei Monde über sie hinweg.

Auf den Landmassen entstanden gerade die ersten Städte.

Ihre Bewohner hatten die Schrift entdeckt.

Sie begannen Handel zu treiben.

Sie begannen das Land aufzuteilen.

Nach und nach teilten sie sich in jene, die besaßen, und jene, die gehorchten.

Sie hatten Jahrtausende vor sich.

Ihre Stunde war noch nicht reif.

Das Universum hatte keine Eile.

Doch eines Tages würde unter ihnen ein Kind geboren werden.

Es würde einen Namen erhalten, der niemals auf Elarion erklingen würde.

Auch nicht auf der Erde.

Es würde lachen.

Es würde weinen.

Es würde Fehler machen.

Vielleicht würde es sich verlieben.

Vielleicht würde es Angst vor dem Tod haben.

Und eines Tages würde es einen Satz aussprechen, nach dem seine Welt nicht mehr ganz so bleiben könnte, wie sie gewesen war.

Niemand dort würde Jesair kennen.

Niemand würde Jesus kennen.

Und es wäre nicht nötig.

Große Seelen ziehen nicht durch das Universum, um ihren Namen zu retten.

Namen gehören den Welten.

Sie tragen nur die Richtung mit sich.

Und wenn ihre Aufgabe an einem Ort einmal endet, gehen sie nicht hinauf.

Auch nicht fort.

Nur weiter.

Teil IV: Elarion ohne das Drittel

33. Fehlende Hände

Als die Kurve endlich zum Stillstand kam, sah Elarion aus der Umlaufbahn beinahe genauso aus wie zuvor.

Die Meere lagen an ihrem Platz.

Die Kontinente hatten sich nicht bewegt.

Die Städte leuchteten nachts.

Die Verkehrskorridore bildeten noch immer dünne Lichtadern über dem Planeten.

Thaeron kreiste weiter.

Hätte jemand den Planeten aus großer Ferne betrachtet, hätte er die Katastrophe vielleicht nicht einmal erkannt.

Er hätte näher kommen müssen.

An einen einzelnen Tisch.

An ein einzelnes Bett.

An einen einzelnen Arbeitsplatz.

Denn ungefähr jeder dritte Mensch fehlte.

Zuerst fehlten sie zu Hause.

Eine leere Betthälfte.

Ein nicht leer getrunkenes Gefäß.

Ein Kleidungsstück an einem Ort, von dem es niemand mehr wegnahm.

Eine Nachricht, die als unzustellbar markiert blieb.

Spielzeug von Kindern, denen ihre Eltern noch tagelang nicht sagen konnten, dass niemand mehr kommen würde, um sie ins Bett zu bringen.
Dann begannen die Toten auch der Welt zu fehlen.

In einem Krankenhaus im nördlichen Aménia starben zwei der drei Verwalter der Sauerstoffnetze.

Das Netz selbst funktionierte.

Es konnte Sauerstoff herstellen.

Ihn reinigen.

Ihn verteilen.

Den Verbrauch vorhersagen.

Eine bedeutendere Kapazitätsänderung erforderte jedoch gesetzlich die Bestätigung zweier zugelassener Fachleute.
Einer war tot.

Der zweite lag bewusstlos da.

Der dritte arbeitete seit vierzig Stunden ohne Schlaf.

Er machte einen Fehler.

In Sarur lagerten noch genug Lebensmittel für mehrere Monate.

Autonome Fahrzeuge standen in Reihen bereit.

Sie kannten den Weg.

Sie konnten Sperrungen auswerten.

Eine Ausweichroute finden.

Doch sie durften das Lieferziel nicht ohne menschliche Genehmigung ändern.

Der Mensch, der die Änderung genehmigen sollte, war tot.

Und so warteten Maschinen, die eine Stadt ernähren konnten, auf die Unterschrift eines Menschen, der keine Hand mehr hatte.

In einer der Kuppeln Thaerons starb eine Frau, die als Einzige einen alten Umbau des Wasserrecyclingsystems vollkommen kannte.
Eine Dokumentation existierte.

Sie war unvollständig.

Die Wartungsintelligenz wusste, dass drei Ventile sich anders verhielten, als der Bauplan angab.

Sie wusste nicht, weshalb.

Die Frau wusste es.

Jahrelang hatte sie sich gesagt, sie werde es irgendwann aufschreiben.

Bis dahin hatte sie es immer einem Kollegen erklärt.

Der Kollege war eine Woche vor ihr gestorben.

Das Drittel nahm Elarion nicht nur Körper.

Es nahm einen gewaltigen Teil des Gedächtnisses, der niemals in Maschinen gespeichert worden war.

Das Gedächtnis der Hände.

Das Gedächtnis der Gewohnheiten.

Das Gedächtnis eines Menschen, der morgens an ein System trat und ohne nachzudenken drei Kleinigkeiten erledigte, weil er seit zwanzig Jahren wusste, dass ohne sie am Abend etwas kaputtgehen würde.

Zuerst versuchten die Lebenden, die Toten zu ersetzen.

Ärzte halfen in Lagern.

Lehrer lieferten Lebensmittel aus.

Beamte reinigten medizinische Module.

Forscher halfen Bestattungsdiensten.

Ingenieure schliefen neben Energieknoten.

Ganze Städte funktionierten in einem Zustand, den man früher Notstand genannt hätte.

Nach dem Drittel war nicht mehr klar, was das Wort Notstand bedeutete.

Man konnte nicht von knapp sechs Milliarden erschütterten Menschen verlangen, die Arbeit von neun Milliarden zu tun und zugleich jene zu begraben, die sie liebten.

Deshalb tat der Krisenrat, worüber vor der Pandemie jahrzehntelang diskutiert worden war.

Er begann, verpflichtende menschliche Bestätigungen abzuschaffen.

Zuerst in der Lebensmittelversorgung.

Dann in der Energiewirtschaft.

Im Verkehr.

In der Grundproduktion.

Bei der Instandhaltung der Städte.

Künstliche Intelligenzen erhielten die Befugnis, Produktionspläne zu ändern, Material zu verlagern und einen Teil der Kapazitäten zuzuweisen, ohne bei jeder Entscheidung auf einen Menschen zu warten.
Das Dokument, das dies ermöglichte, hatte einen Namen, der beinahe eine halbe Zeile füllte.

Die Menschen nannten es einfach:

Die Erlaubnis weiterzumachen.

Denn genau die hatten die Maschinen bekommen.

Die Erlaubnis, dort weiterzumachen, wo ein Mensch fehlte.

Saira leitete das Team, das die einzelnen Systeme miteinander verbinden sollte.

Vor ihr lag eine Karte der planetaren Produktion.

Vor dem Drittel hätte eine solche Karte nicht existieren können.

Die Staaten schützten ihre Energiereserven.

Die Unternehmen ihre Produktionskapazitäten.

Die Verteiler ihre Lager.

Jeder betrachtete einen Teil der Wirklichkeit als sein strategisches Geheimnis.

Nach dem Drittel begannen sie, Daten offenzulegen.

Nicht aus Erleuchtung.

Weil das System ohne sie nicht wusste, wem es helfen sollte.

„Überschuss an Nährstoffmischungen im westlichen Vasýria“, sagte ein Analyst.

„Wo brauchen wir sie?“

„Im Nordosten. Drei Krankenhausgebiete.“

„Transport?“

„Kapazität ist vorhanden.“

„Dann schicken Sie sie hin.“

Der Analyst blieb stehen.

„Es gibt ein Problem.“

Saira hob die Augen.

„Welches?“

„Die Strecke führt durch drei Staaten.“

„Und?“

„Vier Währungen.“

Saira lehnte sich zurück.

„Drei Staaten. Vier Währungen.“

„Der Frachtführer rechnet über Therinith ab.“

„Warum?“

„Steuerregelung.“

Saira schloss einen Augenblick die Augen.

„Natürlich.“

Vier Gegenparteien rechneten in vier Währungen ab. Die Knoten konnten die Beträge im Bruchteil einer Sekunde umrechnen; den Abschluss blockierten unterschiedliche Deckungsregeln und die Befugnisse des Krankenhauses.

Das Essen existierte.

Die Fahrzeuge existierten.

Die Straßen existierten.

Die Menschen hungerten.

Geschätzte Freigabe der Lieferung: in dreißig Stunden.

„Most“, sagte Saira.

Der Analyst sah sie an.

„Das Krankenhaus ist nicht befugt, Elar für den gewöhnlichen Betrieb anzunehmen.“

„Es hat eine Krisenausnahme.“

„Für medizinisches Material.“

Saira sah auf die Aufzeichnung.

„Was sind Lebensmittel Ihrer Ansicht nach für einen Menschen, der ohne sie stirbt?“

Der Analyst sagte nichts.

„Schicken Sie es über Most.“

„Wer genehmigt die Ausnahme?“

Saira sah auf einen leeren Stuhl am Tisch.

Noch vor neun Tagen hatte dort ihr Stellvertreter gesessen.

„Ich."

Fünf Minuten später war die Zahlung ausgeführt.

Der Hersteller sah den Auftrag.

Der Frachtführer den Preis.

Die Versicherung das Risiko.

Das Krankenhaus die voraussichtliche Lieferzeit.

Die Öffentlichkeit sah, wie viel bezahlt worden war und an wen.

Sie sah nicht die Namen der Patienten.

Die autonomen Fahrzeuge fuhren los, bevor das alte System auch nur die erste Währungsumrechnung abgeschlossen hätte.

Solche Fälle häuften sich.

Most verwandelte sich allmählich von einem Krisenzahlungsinstrument in das Nervensystem einer automatisierten Wirtschaft.
Die Maschinen konnten produzieren.

Doch sie mussten wissen, was hergestellt werden sollte.

Sie konnten Vorräte verlagern.

Sie mussten wissen, wo sie wirklich fehlten.

Sie konnten Wege optimieren.

Sie mussten wissen, ob ein Auftrag existierte und wer dafür die Verantwortung trug.

Der Wertfluss wurde zu einer der Möglichkeiten, mit denen Maschinen die menschliche Welt lasen.

Und als dieser Fluss sichtbar wurde, kamen Dinge zum Vorschein, die bisher getrennt geblieben waren.

Ein Großhändler hatte während des Mangels aufgehört, Medikamente freizugeben.

Er behauptete, auf Transport zu warten.

Most zeigte, dass die Lager bereitstanden.

Er behauptete, die Krankenhäuser böten keinen ausreichenden Preis.

Die Aufzeichnung zeigte das Gegenteil.

Gleichzeitig kauften Gesellschaften, die mit seiner Eigentümergruppe verbunden waren, Kontrakte, deren Wert mit der Dauer der Krise stieg.
Ein weiteres Konto finanzierte Kampagnen gegen die erzwungene Freigabe von Vorräten.

Jede dieser Informationen bewies für sich allein wenig.

Nebeneinander erzählten sie eine andere Geschichte.

Die Vorräte wurden freigegeben.

Die Entscheidung hatte einen Urheber.

Und der Urheber wusste, dass seine Entscheidung aufgezeichnet werden würde.

Nach einigen Monaten produzierten die automatisierten Fabriken beinahe so viel wie vor dem Drittel.

Dann mehr.

Maschinen wurden nicht krank.

Energiefelder bekamen kein Fieber.

Robotische Fertigungslinien verloren keine Eltern.

Ein großer Teil der Produktionskapazität hatte die Pandemie unbeschadet überstanden.

Es fehlten vor allem die Entscheidungen ringsum.

Unterschriften.

Genehmigungen.

Wiederholte Autorisierungen derselben Daten in Systemen, die sie aus rechtlichen Gründen nicht austauschen durften.
Kontrollen, deren einziger Zweck darin bestand zu bestätigen, dass die vorherige Kontrolle von einem Menschen durchgeführt worden war.

Das Drittel hatte die Menschen so brutal entfernt, dass sichtbar wurde, welche Teile der Wirtschaft sie wirklich brauchten.
Als die Wirtschaftsräte die ersten Zahlen veröffentlichten, erschütterten sie die Gesellschaft.

Es gab mehr als ein Drittel weniger Erwerbstätige.

Die Produktion war nur um wenige Prozent gesunken.

In manchen Branchen überstieg sie bereits das ursprüngliche Niveau.

In den Zahlen verbarg sich eine unangenehme Frage.

Wenn die Gesellschaft mit wesentlich weniger menschlicher Arbeit beinahe dieselbe Menge an Dingen herstellen konnte, was genau war dann die Aufgabe all jener Arbeitsplätze gewesen, die sie bisher für unentbehrlich gehalten hatte?
Die Antwort war unangenehm.

Ein Teil der Arbeit war nicht entstanden, um etwas Notwendiges herzustellen.

Er war entstanden, damit ein Mensch das Recht erwarb, Geld zu bekommen.

Das alte System hatte den Zugang zum Leben an einen Platz im Produktionsprozess gebunden.

Nun konnte der Produktionsprozess ohne einen Teil der Menschen funktionieren.

Die Menschen aber konnten ohne Einkommen nicht funktionieren.

Unternehmen zahlten den Toten keinen Lohn.

Familien verloren ihre Ernährer.

Millionen weitere Menschen gaben ihre Arbeit auf, um Kinder, Kranke und Alte zu versorgen.

Andere wurden durch Systeme ersetzt, denen die Pandemie die Tür geöffnet hatte.

Die Produktion wuchs.

Auf den Konten der Haushalte wurde es weniger.

Saira brachte Nerai eine planetare Projektion.

„Wenn wir nichts tun, wird in drei Monaten mehr als die Hälfte der Haushalte auf Nothilfe angewiesen sein."
Sie saßen in Jesairs ehemaligem Arbeitszimmer.

Die Quarantäne des Hauses Davion war vor einer Woche aufgehoben worden.

Maschinen hatten das Haus gereinigt.

Die Gegenstände hatte man dort gelassen, wo sie gewesen waren.

Das Wassergefäß an Jesairs Platz.

Mareias Buch am Fenster.

Zwei Sessel, dem Garten zugewandt.

Nerai rührte sie nicht an.

„Für wie viele Menschen können wir Arbeit finden?", fragte sie.

„Für alle."

Nerai sah Saira an.

„Nützliche."

Saira senkte die Augen auf die Projektion.

„Ich weiß es nicht."

„Eine Schätzung."

„Für die Hälfte der Erwachsenen. Vielleicht weniger."

„Wenn wir die Automatisierung anhalten?"

„Für mehr."

„Und bei der nächsten Krise warten wir wieder auf menschliche Unterschriften?"

Saira schwieg.

„Dann halten wir sie nicht an."

Sie öffnete ein weiteres Dokument.

Vorschlag für einen vorläufigen planetaren Grundanteil.

Nerai kannte diese Bezeichnung nicht.

Den Gedanken kannte sie.

Sie erinnerte sich an Nitra.

An ein Gespräch vor dem Drittel.

Jesair hatte damals gesagt, eine Zuwendung sei etwas, das die Macht einem Menschen von oben herab gewähre.

Ein Anteil sei etwas anderes.

Ein Anteil besagt, dass einem Menschen ein bestimmter Teil des gemeinsamen Ergebnisses zusteht, weil er Mitglied der Zivilisation ist, die es hervorbringt.
Damals hatte es wie ein Gespräch über eine ferne Zukunft geklungen.

Die Zukunft war gekommen, ohne anzuklopfen.

„Wer hat das ausgearbeitet?"

„Das Wirtschaftsteam von Most. Einige Staaten. Regionalräte."

Nerai öffnete das Dokument.

„Wie wollen sie ihn auszahlen?"

Saira lächelte freudlos.

„Wir haben ein Problem.“

„Welches?“

„Dreißig Währungen.“

Nerai schloss die Augen.

Beinahe hätte sie gelacht.

Beinahe.

„Deshalb schlagen sie den Elar vor.“

Auf der ersten Seite des Dokuments stand ein Satz:

Ein Mensch darf sein Recht auf Leben nicht allein deshalb verlieren, weil die Gesellschaft seine Arbeit nicht mehr braucht.

Nerai las ihn.

Dann noch einmal.

Sie sah zu dem leeren Sessel am Fenster.

„Jesair würde sagen, dass das nicht genügt.“

„Warum?“

„Weil wir nicht wissen, woraus wir diesen Anteil berechnen sollen.“

„Most sieht einen immer größeren Teil der Produktion.“

„Ein immer größerer Teil ist nicht das Ganze.“

„Nein.“

Nerai blickte durchs Fenster.

Der Garten des Hauses Davion verwilderte.

Das Gras wuchs bereits über die Wegränder.

Die Bäume blühten.

Ein Ast neigte sich zu tief, und niemand schnitt ihn ab.

Die Natur wusste nicht, dass ein Drittel der Welt gestorben war.

Sie machte weiter.

Vielleicht konnte Nerai sie gerade deshalb nicht hassen.

Sie schloss das Dokument.

„Dann werden wir mehr sehen müssen.“

Saira hob die Augen.

„Von der Produktion?“

„Vom Wert.“

Nerai sah noch eine Weile in den Garten.

„Wenn wir einen gerechten Anteil davon verteilen wollen, müssen wir wissen, wo er entsteht, wohin er fließt und wem er gehört.“

Saira nickte.

Nerai reichte ihr das Dokument.

„Ruf den Wirtschaftsrat zusammen.“

„Wann?“

„Jetzt.“

„Nerai, du hast nicht geschlafen.“

Nerai lächelte schwach.

„Ich habe vor dem Drittel geschlafen.“

Saira blieb in der Tür stehen.

„Dein Bruder hätte nicht gewollt, dass du dich zugrunde richtest.“

Nerai sah sie an.

„Mein Bruder hat auch keine drei Milliarden Toten gewollt.“

Saira ging.

Die Tür schloss sich.

Nerai blieb allein.

Lange saß sie da.

Dann stand sie auf und trat zu Jesairs Sessel.

Zum ersten Mal seit ihrer Rückkehr in das Haus berührte sie ihn.

Sie legte die Hand auf die Lehne.

„Die Maschinen haben sie nicht ersetzt“, sagte sie in den leeren Raum.

Ihre Stimme zitterte.

„Sie haben uns nur gezeigt, wie viele Dinge sie längst ohne uns tun konnten.“

Und da begann sie endlich zu weinen.

Nicht um ein Drittel der Welt.

Niemand kann drei Milliarden Menschen auf einmal beweinen.

Sie weinte um einen Bruder.

Um eine Frau.

Um drei Finger am Handgelenk.

Um zwei Hände, die in den letzten Stunden ihres Lebens nur wenige Zentimeter durchsichtigen Glases voneinander getrennt hatten.
Draußen stieg Elarions Sonne über Auriola auf.

Sie beleuchtete die Dächer der Häuser.

Den Garten.

Den leeren Sessel.

Und eine Welt, die weitermachte.

Denn nach Katastrophen macht die Welt immer weiter.

Es bleibt nur die Frage, was sie mitnimmt.

34. Der Anteil der Lebenden

Der erste Grundanteil wurde nicht als neue Gesellschaftsordnung beschlossen.

Er wurde für neunzig Tage beschlossen.

So begannen auf Elarion beinahe alle großen Veränderungen.

Vorübergehend.

Ausnahmsweise.

Nur so lange, bis alles wieder normal war.

Doch das Normale existierte nicht mehr.

Der Vorschlag ging von den regionalen Lebenshaltungskosten aus. Jeder Staat, jede Stadt und jedes besiedelte Gebiet berechneten seit Jahren die grundlegenden Kosten für Wohnen, Nahrung, Energie, Verkehr und Gesundheitsversorgung.
Vor dem Drittel hatte man diese Daten für Sozialleistungen, Lohnverhandlungen und Entscheidungen über Mindesteinkommen verwendet.
Nun wurden sie zur Grundlage des Anteils.

Ein Mensch ohne anderes Einkommen erhielt einen Betrag, der den grundlegenden Lebenshaltungskosten seiner Region entsprach.

Wer ein eigenes Einkommen hatte, verlor seinen Anteil nicht mit der ersten verdienten Münze. Er wurde schrittweise verringert und erst dann nicht mehr ausgezahlt, wenn das Einkommen das Doppelte der örtlichen Lebenshaltungskosten überstieg.
Es war kein vollkommenes Modell.

Die Regionen stritten über die Berechnungen.

Die Städte behaupteten, Wohnen sei teurer, als die staatlichen Statistiken auswiesen.

Ländliche Gebiete wandten ein, dass Verkehr und Energie bei ihnen mehr kosteten.

Familien verlangten, die Zahl ihrer Kinder zu berücksichtigen.

Menschen mit Behinderungen wiesen darauf hin, dass Durchschnittskosten nicht ihre Kosten waren.

Doch das System hatte eine Eigenschaft, die den früheren Leistungen gefehlt hatte.

Jeder konnte sehen, woraus sein Anteil berechnet worden war.

Er sah den regionalen Index, die Regeln, die berücksichtigten Einkommen, die Datenquelle und die genaue Begründung des errechneten Betrags.

Wenn sich die Berechnung änderte, hatte die Änderung einen Urheber.

Wenn das System einen falschen Wert verwendete, sah der Betroffene, woher er kam.

Wenn ein Beamter persönliche Unterlagen öffnete, erhielt ihr Eigentümer einen Eintrag über die Einsichtnahme.

Die erste planetare Auszahlung sollte über Most erfolgen.

Gerade da zeigte sich, dass dreißig Währungen nicht bloß ein Symbol der Souveränität waren.

Es waren dreißig verschiedene Arten zu sagen, wie viel ein Mensch zum Leben brauchte.

Ein Staat legte den Anteil in seiner eigenen Währung fest und wertete sie zwei Tage später ab, um die tatsächlichen Haushaltskosten zu senken.
Ein zweiter fror den Wechselkurs ein.

Ein dritter verbot seinen Bürgern, Elar außerhalb lizenzierter Banken zu halten.

Ein vierter erklärte, er werde Hilfe nur an Menschen auszahlen, die für die letzten zwei Jahre einen Wohnsitz auf seinem Gebiet nachwiesen.
Doch Millionen Menschen hatten nach dem Drittel ihre Heimat verlassen.

Sie zogen zu Verwandten.

Zu freien Wohnungen.

Zur Arbeit.

Zur Versorgung.

Eine Familie konnte in einem Staat leben, aus einem zweiten Rente beziehen, in einem dritten eine Wohnung besitzen und Lebensmittel kaufen, die aus einem vierten eingeführt wurden.
Die alten Währungen waren für Welten geschaffen worden, die so taten, als seien ihre Grenzen wirklich.

Das Drittel zeigte, dass Luft, Krankheit, Nahrung und Tod diese Grenzen nicht kannten.

Daren Voltr saß bei einer Sitzung des Währungsrats Nerai gegenüber.

Seit dem Forum in Nitra waren Jahre vergangen.

Damals hatte er die Währungssouveränität gegen Jesair verteidigt. Er hatte gesagt, die Währung sei das Steuer eines Staates, und schwächere Regionen brauchten einen eigenen Wechselkurs, um zu überleben.
Nun war sein Gesicht müde.

Während des Drittels waren seine Frau und einer seiner Söhne gestorben. Öffentlich hatte er nie darüber gesprochen. Nerai wusste es nur, weil sie ihre Namen auf der Opferliste gesehen hatte.
„Ein gemeinsamer Elar kann nicht ohne gemeinsame Währungsbehörde ausgezahlt werden", sagte Voltr.

„Most zahlt ihn bereits aus", antwortete Saira.

„Most gibt eine gedeckte Verrechnungseinheit aus. Keine Staatswährung."

„Für einen Menschen, der damit seine Miete bezahlt, ist der Unterschied akademisch."

Voltr sah sie an.

„Genau solche Sätze führen zu Währungskatastrophen."

Nerai öffnete die Karte der ersten Probeauszahlung.

„Die Katastrophe haben wir schon."

Auf der Karte erschienen die Verzögerungen.

Die größten lagen nicht in den armen Regionen.

Sie lagen an den Grenzen der Währungssysteme.

„In einem Gebiet erhielten die Menschen ihren Anteil vier Tage später", sagte Nerai. „Wir kannten sowohl das Geld als auch die Empfänger. Doch wir warteten auf die Umrechnung zwischen drei Währungen und die Bestätigung zweier Zentralbanken."
Voltr betrachtete die Daten.

„Und wer trägt das Wechselkursrisiko, wenn Sie alles in Elar auszahlen?"

„Keiner der Empfänger."

„Also Most."

„Die Reserven sind öffentlich einsehbar."

„Reserven sind nicht unendlich."

„Die Geduld der Menschen auch nicht."

Voltr lehnte sich zurück.

„Ich verstehe die Dringlichkeit. Aber eine gemeinsame Währung schafft gemeinsame Macht. Diesen Teil weigern Sie sich noch immer zu benennen."
„Wir benennen sie", sagte Nerai. „Deshalb verlangen wir, dass sie sichtbar ist."

„Sichtbare Macht bleibt Macht."

„Ja."

Voltr hob die Brauen.

Er hatte eine Verteidigung erwartet.

Nerai fuhr fort:

„Transparenz hebt Macht nicht auf. Sie macht sichtbar, wer sie ausübt. Das ist weniger als Vollkommenheit. Aber mehr als Dunkelheit."
Voltr blickte auf das Symbol des Elar.

„Und was ist mit Staaten, die ihn ablehnen?"

„Sie können den Anteil in ihrer eigenen Währung auszahlen."

„Dann wird er nicht planetar sein."

„Er wird nach planetaren Regeln gelten. Die Form der Auszahlung bleibt vorläufig örtlich."

„Vorläufig."

Er sprach das Wort mit solcher Genauigkeit aus, als höre er darin bereits die künftige Geschichte.

Trotz der Streitigkeiten fand die erste Auszahlung statt.

In Sarur lebte eine Frau namens Elina Vass mit vier Kindern.

Vor dem Drittel hatte sie als Versorgungskoordinatorin in einem Netz kleinerer Krankenhäuser gearbeitet. Ihr Mann hatte autonome Verkehrsmodule repariert.
Beide hatten die Krankheit überlebt.

Doch der Mann hatte Lungenschäden zurückbehalten und brauchte langfristige Pflege. Elina gab ihre Arbeit auf, um sich um ihn zu kümmern.
Ihren Arbeitsplatz hatte inzwischen ein automatisiertes System übernommen.

Nicht aus Bosheit.

Die Krankenhäuser konnten nicht warten, bis sie zurückkam.

Als sie die bisherige Sozialhilfe beantragte, verlangte der Staat den Nachweis, dass sie arbeitslos war, sich aktiv um Arbeit bemühte und ihre eigene Abhängigkeit nicht dadurch verlängerte, dass sie eine angebotene Stelle ablehnte.
Das System bot ihr Arbeit in einer anderen Stadt an.

Sie konnte sie nicht annehmen, ohne ihren Mann zu verlassen.

Deshalb verweigerte es ihr die Hilfe.

Für den Grundanteil musste sie ihre Nützlichkeit nicht nachweisen.

Das System ermittelte ihre Einkünfte.

Die regionalen Kosten.

Die Zahl der unterhaltsberechtigten Kinder.

Den gesundheitlichen Bedarf des Haushalts.

Auf ihrem Konto ging ein Betrag in Elar ein.

Elina öffnete die Berechnung.

Sie sah jeden verwendeten Wert.

Beim gesundheitlichen Bedarf ihres Mannes stand ein Verweis auf einen geschützten Datensatz. Niemand, der sie nicht benötigte, sah die Diagnose. Das System bestätigte lediglich die erhöhten Pflegekosten.
Elina bezahlte die Miete.

Der Hauseigentümer nahm die örtliche Währung an. Most rechnete automatisch um.

Sie bezahlte die Energie.

Sie bestellte Lebensmittel.

Ein Teil des Anteils blieb übrig.

Zum ersten Mal seit Beginn des Drittels musste sie nicht entscheiden, welches Kind weniger essen würde.

An diesem Abend schrieb sie einen Satz in eine öffentliche Diskussion:

Ich will keine Zuwendung dafür, dass ich gescheitert bin. Ich will einen Anteil an einer Welt, die auch dann funktioniert, wenn ich nicht arbeiten kann.
Innerhalb weniger Tage wiederholten Millionen Menschen diesen Satz.

Nicht alle stimmten zu.

Die Eigentümer automatisierter Unternehmen behaupteten, die Gesellschaft bestrafe Effizienz. Sie hätten in Maschinen investiert, das Risiko getragen, und nun erwarte man von ihnen, das Ergebnis mit Menschen zu teilen, die von Maschinen ersetzt worden waren. Doch Jesairs Argument kehrte zurück.

Maschinen waren nicht aus dem Nichts entstanden.

Sie nutzten Forschung, die frühere Generationen finanziert hatten.

Energienetze, die von Staaten aufgebaut worden waren.

Die Daten von Milliarden Menschen.

Verkehrsinfrastruktur.

Eine Rechtsordnung.

Außerplanetarische Ressourcen, die niemand mit eigenen Händen geschaffen hatte.

Auch das größte Privatunternehmen stand auf einem Boden, den es nicht selbst gelegt hatte.

Deshalb führte der Planetare Rat eine Abgabe auf automatisierte Produktion ein.

Nicht nach der Zahl der Roboter.

Das hätte Unternehmen dazu verleitet, Maschinen zu verbergen oder menschliche Arbeit vorzutäuschen.

Die Abgabe wurde nach dem Wert berechnet, der mit minimaler menschlicher Beteiligung geschaffen wurde, und nach der Nutzung gemeinsamer Infrastruktur.
Die Berechnung war kompliziert.

Deshalb musste sie öffentlich sein.

Das Unternehmen sah, wie das System zu seiner Zahlungspflicht gelangt war.

Der Bürger sah, welcher Teil des Grundanteils aus automatisierter Produktion, Steuern, Erträgen gemeinsamen Eigentums und Reserven stammte.
Gerade bei der Einführung dieser Abgabe trat Elarions alte Schwäche zutage.

Niemand konnte genau bestimmen, wo der Gewinn entstanden war.

Die Fabrik stand in der Union.

Sie gehörte einer Gesellschaft aus Vasýria.

Die Patente gehörten einem Fonds in Therinith.

Rechenleistungen wurden über den thaeronischen Rechtsraum abgerechnet.

Die Lizenzgebühr floss auf eine südliche Insel.

Am Jahresende behauptete das Unternehmen, in dem Staat, in dem es tatsächlich produzierte, kaum etwas verdient zu haben.

So arbeiteten viele der erfolgreichsten Gesellschaften.

Der Wert entstand in der Fabrik.

Der Gewinn wurde auf dem Papier dort geboren, wo es so gut wie keine Beschäftigten, Kunden oder Maschinen gab.

Kleine Inselstaaten hatten ganze Volkswirtschaften auf der rechtlichen Verlagerung von Wert aufgebaut.

Sie boten niedrige Steuern.

Geschützte Eigentümer.

Nicht öffentliche Fonds.

Besondere Rechnungslegungssysteme.

Gesetze, nach denen die Verweigerung von Informationen kein Hindernis für Zusammenarbeit war, sondern eine Dienstleistung am Kunden.
Die großen Staaten antworteten mit Steuererhöhungen.

Sie mussten Krankenhäuser, Schulen, Verkehr, den Wiederaufbau nach dem Drittel und den Grundanteil finanzieren.

Je höher die Steuern waren, desto wertvoller wurde ihre Umgehung.

Je mehr Geld entwich, desto höher mussten die Sätze für jene sein, die blieben.

Die Steuerspirale drehte sich.

Die Steuern waren hoch, weil viele sie nicht zahlten.

Viele zahlten sie nicht, weil sie hoch waren.

Und jene, die sie zahlten, glaubten immer mehr, dafür bestraft zu werden, dass ihnen die Macht fehlte zu entkommen.
Most konnte alte Buchhaltungen nicht rückwirkend verändern.

Doch neue Transaktionen in Elar zeigten, wo Wert tatsächlich entstanden war, welche Leistungen erbracht worden waren und wer der Letztbegünstigte war.
Bei einer Zahlung ließ sich der Preis nicht mehr einfach von seinem Weg trennen.

Jede bedeutende Transaktion trug einen Verweis auf Eigentumsverhältnisse, Vertragsgrundlage und Steuersystem.

Nicht alles war für jeden öffentlich.

Doch nichts Bedeutendes war völlig namenlos.

Nach sechs Monaten des vorläufigen Grundanteils zeigte sich, dass das planetare System bei niedrigeren Sätzen mehr Einnahmen erzielt hatte als die alten Staaten bei höheren. Nicht, weil die Menschen plötzlich begonnen hätten, Steuern zu lieben.

Der Ausweichweg hatte einen Teil seiner Dunkelheit verloren.

Der Wirtschaftsrat schlug vor, den Grundanteil um ein weiteres Jahr zu verlängern.

Daren Voltr stimmte dafür.

Nach der Sitzung hielt Nerai ihn auf dem Flur an.

„Ich dachte, Sie würden dagegen sein."

„Das bin ich."

„Sie haben dafür gestimmt."

„Weil die Alternative schlimmer ist."

„Das klingt nach dem Anfang jeder Reform."

Voltr blickte durch die durchsichtige Wand auf Nitra.

Die Stadt war noch immer voller leerer Wohnungen.

„In einer Sache hatte Jesair recht", sagte er.

Nerai sah ihn an.

„In welcher?"

„Ein Anteil lässt sich nicht aus einem Wert berechnen, den niemand sieht."

„Nur in einer?"

Voltr lächelte beinahe.

„Gönnen Sie den Toten nicht zu viele Siege auf einmal."

Dann wurde er ernst.

„Die Konsequenz sehen Sie allerdings noch immer nicht."

„Welche?"

„Eine einheitliche Berechnung. Eine einheitliche Steuerebene. Ein einheitlicher Anteil. Eine Verrechnungswährung."

„Ja."

„Das ist keine Hilfe mehr."

„Nein."

„Das ist die Grundlage eines Staates."

Nerai blickte auf das Zeichen von Most, das über dem Fluss erschien.

„Vielleicht."

„Und wer wird diesen Staat beherrschen?"

„Diese Frage müssen wir beantworten, bevor jemand es für uns tut."

Voltr ging.

Nerai blieb am Fenster.

Auf ihrer Arbeitsoberfläche erschien eine Benachrichtigung.

Das System für historische Analyse hatte die erste Rekonstruktion der mit dem Drittel verbundenen Finanzströme abgeschlossen.

Sie öffnete sie.

Auf dem Bild erschienen Tausende Zahlungen.

Stiftungen.

Labore.

Rechenkapazität.

Transportreservierungen.

Rechtliche Ausnahmen.

Familiendaten.

Versicherungsmodelle.

Politische Fonds.

Alles, was sie vor dem Drittel getrennt gesehen hatte.

Nun lag es auf einer einzigen Karte.

In der Mitte blieb eine leere Stelle.

Nicht, weil dort nichts gewesen wäre.

Sondern weil jemand große Mühe darauf verwendet hatte, dass dort kein Name stand.

Nerai vergrößerte das Bild.

„Wir haben das Skelett gefunden“, sagte sie.

Taren, der neben ihr stand, betrachtete die Linie, die Vesta mit den Forschungsstiftungen verband.

„Und den Körper?“

„Der atmet noch.“

35. Das finanzielle Skelett der Pandemie

Die Untersuchung des Drittels begann nicht mit der Festnahme eines Verdächtigen.

Sie begann mit der Sicherung von Daten.

In den ersten Wochen der Pandemie verschwanden Tausende Gesellschaften. Manche, weil ihre Eigentümer gestorben waren. Andere, weil ihre Tätigkeit ihren Sinn verloren hatte. Wieder andere, weil die Menschen, die sie leiteten, das Chaos nutzten und verschwanden.

Buchhaltungsarchive wurden geschlossen.

Banken führten Systeme zusammen.

Server wurden bereinigt.

Temporäre Forschungsumgebungen wurden nach Ablauf der Mietverträge aufgelöst.

Unter normalen Umständen wären die Daten nach den örtlichen Fristen aufbewahrt worden.

Nach dem Drittel jedoch war nicht klar, welche Daten Geschäftsunterlagen waren und welche Beweise für das größte Verbrechen in Elarions Geschichte.

Nerai setzte eine planetare Anordnung durch, sämtliche Aufzeichnungen zu sichern, die mit biologischer Forschung, Familienarchiven, Krisenlogistik und den bei der Schicht aufgetauchten Stiftungen verbunden waren.

Dreiundzwanzig Staaten protestierten gegen die Anordnung.

Manche schützten aufrichtig die Rechte ihrer Bürger.

Andere schützten Kunden.

Therinith erklärte, eine ausländische Untersuchung könne nicht pauschal die Vermögens- und Buchhaltungsunterlagen von Personen einfrieren, gegen die kein konkreter Verdacht vorliege.

Nerai antwortete, indem sie die Liste der fehlenden Daten veröffentlichte.

Nicht deren Inhalt.

Nur das, was hätte existieren sollen und plötzlich nicht mehr existierte.

Sieben Fonds hatten im ersten Monat der Pandemie den Verwalter gewechselt.

Vier Stiftungen hatten Konten aufgelöst.

Zwei Kanzleien hatten Schäden an ihren Archiven gemeldet.

Vesta hatte einen Teil des Eigentums auf eine Gesellschaft übertragen, die drei Tage nach den ersten öffentlichen Meldungen über die Krankheit gegründet worden war.
Für jeden einzelnen Schritt gab es eine mögliche harmlose Erklärung.

Zusammen sahen sie nach Flucht aus.

Der öffentliche Druck zwang Therinith zum Nachgeben.

Doch ein Problem blieb.

Die Daten waren nicht in einer einzigen Sprache verfasst.

Banken und Staaten beschrieben dieselben Bewegungen als Spenden, Kredite oder Lizenzen. Mit den neuen gerichtlichen Befugnissen konnte die Schicht Zeitstempel, Unterschriften der Verwalter und ursprüngliche Kennungen auch dort abgleichen, wo sich die rechtliche Bezeichnung einer Transaktion geändert hatte.
Diesmal jedoch standen ihm nicht nur Menschen gegenüber.

Die Analysesysteme, die während des Wiederaufbaus Vorräte und Produktion verknüpft hatten, erhielten ein neues Ziel.

Keinen Schuldigen suchen.

Übereinstimmungen suchen.

Denselben Verwalter.

Denselben Kommunikationsknoten.

Dieselbe zeitliche Abfolge.

Dieselbe rechtliche Vorlage.

Denselben letztendlichen wirtschaftlichen Nutzen.

Nerai lehnte es ab, dass die KI Personen eine Schuldbewertung zuwies.

„Eine Maschine kann zeigen, dass zwei Wege sich getroffen haben“, sagte sie zum Team. „Sie kann nicht entscheiden, warum Menschen sie gegangen sind.“
„Ohne Risikobewertung bekommen wir Millionen Verbindungen“, wandte ein Analyst ein.

„Dann bekommen wir sie eben.“

„Menschen können sie nicht alle durchgehen.“

„Dann benutzen Sie die Maschine zum Ordnen von Beweisen, nicht von Menschen.“

„Der Unterschied ist gering."

„Nicht für den Menschen, den Sie als schuldig kennzeichnen."

Das System arbeitete deshalb mit Ereignissen.

Eine Zahlung.

Ein Vertrag.

Ein Eigentümerwechsel.

Die Anmietung von Kapazität.

Die Erteilung einer Ausnahme.

Ein Datenzugriff.

Erst wenn Ereignisse miteinander verbunden waren, untersuchten die Ermittler die Personen.

Der erste feste Anhaltspunkt kam von einem Ort, den niemand für entscheidend gehalten hatte.

Von einer Versicherung.

Vor dem Drittel hatte eine Stiftung ein Modell finanzieller Verluste bei einer Krankheit in Auftrag gegeben, die bestimmte Bevölkerungsgruppen ungleich stark traf.
Die Versicherung hatte einen hypothetischen Auftrag erhalten.

Sie wusste nicht, dass er mit einem realen biologischen Projekt zusammenhing.

Den fertigen Bericht hatte sie über einen gesicherten Speicher übergeben. Bei der Übergabe war ein Eintrag über das Gerät entstanden, das die Datei geöffnet hatte.
Das Gerät war nicht auf den Namen eines Menschen registriert.

Es gehörte einer Gesellschaft, die private Residenzen in Nitra verwaltete.

Die Gesellschaft gehörte einem Fonds.

Der Fonds wurde von einer Kanzlei in Therinith verwaltet.

Die Kanzlei schützte den letztendlichen Kunden.

Das alte System wäre dort stehen geblieben.

Die neue Rekonstruktion glich das Gerät mit dem Energieverbrauch, Gebäudezutritten und weiteren heruntergeladenen Dokumenten ab.
Dasselbe Gerät hatte Folgendes geöffnet:

eine Analyse der verzögerten Reaktion medizinischer Institutionen,

ein Rechtsgutachten zur Verwendung anonymisierter genetischer Daten,

einen Bericht über Krisenlogistik,

das Ergebnis einer biologischen Modellierung

und ein Dokument mit dem Titel Test der Blindheit.

Alle Dateien trafen in einer einzigen Residenz zusammen.

Die Residenz gehörte Arien Korveth.

Taren überprüfte das Ergebnis dreimal.

„Das beweist noch nicht, dass er sie geöffnet hat."

„Nein", sagte Nerai.

„Jemand anderes könnte das Gerät benutzt haben."

„Ja."

„Die Residenz hatte Personal."

„Das hatte sie."

„Und Besucher."

„Ja."

Taren sah sie an.

„Kannst du dich wenigstens einmal freuen?"

„Wenn wir einen Beweis haben."

Der nächste kam aus den Familienarchiven.

Mareia hatte vor dem Drittel ein Treffen mit Arien vermerkt. Nicht seinen Inhalt. Sie war nicht befugt gewesen, ein privates Gespräch heimlich aufzuzeichnen.
Doch das System hatte den Zeitpunkt des Treffens, ihren Zutritt, seine Besuchsbestätigung und den anschließenden Zugriff auf geschützte Forschungsdaten gespeichert.
Wenige Minuten nach Mareias Fortgang hatte Arien ein Dokument über die biologische Verwundbarkeit aurelianischer Linien geöffnet.
Eine Stunde später hatte er Kael Thorne kontaktiert.

Am folgenden Tag war die letzte Zahlung durchgegangen.

Die zeitliche Abfolge allein war noch immer kein Beweis für Absicht.

Dann fanden sie eine Nachricht aus dem Labor.

Eine Forscherin, die an einem der biologischen Teilbereiche gearbeitet hatte, hatte Zweifel gehabt. Sie hatte dem Vermittler, der ihr den Auftrag gegeben hatte, eine Frage geschickt. Sie fragte, ob die Ergebnisse nicht auf eine Weise verwendet würden, die eine bestimmte Population gefährdete.

Die Antwort war kurz:

Das Projekt verfolgt weder die Entstehung von Hass noch eine aktive Zielausrichtung. Es bewertet natürliche Unterschiede in der Reaktion biologischer Systeme. Fahren Sie nach der genehmigten Spezifikation fort.
Die Nachricht war nur mit einem Projektcode unterzeichnet.

Eine Stilanalyse zeigte Ähnlichkeiten mit Ariens Nachrichten.

Nerai weigerte sich, sie als Hauptbeweis zu verwenden.

„Sprachliche Ähnlichkeit ist keine Unterschrift."

Taren öffnete die technischen Daten.

„Aber der Sendeschlüssel schon."

Der Schlüssel war in Ariens Residenz erzeugt worden.

In diesem Augenblick war sein Name nicht mehr bloß ein Verdacht.

Nerai beantragte die Genehmigung einer Durchsuchung, der Beschlagnahme von Geräten und einer Beschränkung seiner Bewegungsfreiheit.

Das Gerichtssystem antwortete, die Person halte sich seit zwei Monaten nicht mehr am registrierten Ort auf.

Ariens Residenz war leer.

Nicht in Panik verlassen.

Gesäubert.

Persönliche Gegenstände waren verschwunden.

Konten waren übertragen worden.

Zugangsberechtigungen widerrufen.

An einer Wand war ein helleres Rechteck zu sehen, wo ein Bild entfernt worden war.

In einem Schrank war nur ein dunkelblaues Gefäß geblieben.

Unzerbrochen.

Es lag auf der Seite.

Nerai erkannte es von Mareias alten Fotos.

Es hatte ihr gehört.

Sie nahm es in die Hände.

Am Rand hatte es eine kleine Schramme.

Sonst nichts.

Arien hatte versucht, es zu zerstören, und nicht einmal das geschafft.

„Wann ist er fortgegangen?“, fragte sie.

Der Ermittler öffnete die Aufzeichnungen des Hauses.

„Im ersten Monat der Pandemie.“

„Wohin?“

„Ein privates Modul flog zum Orbitalring.“

„Und dann?“

„Der Zieleintrag fehlt.“

Nerai sah ihn an.

„Schiffe verschwinden nicht.“

„Dieses wechselte während des Fluges den Eigentümer. Der neue Eigentümer war auf Thaeron registriert.“

„Wer?“

„Ein Fonds in Therinith.“

Nerai empfand beinahe eine müde Art von Belustigung.

Selbst auf der Flucht war Arien der alten Welt treu geblieben.

Er glaubte, wenn er seinen Weg auf genügend Register verteilte, würde niemand sehen, wohin er gelangt war.

Most konnte die alten Privatflüge bislang nicht sehen.

Doch Thaerons Energie- und Versorgungssysteme waren bereits Teil des Wiederaufbaus.

Jede Kuppel meldete ihren Verbrauch an Wasser, Energie, Sauerstoff und Lebensmitteln.

Das Analysesystem fand einen Ort, an dem der Verbrauch seit längerer Zeit die Zahl der registrierten Bewohner überstieg.
Eine private Kuppel am Rand der nördlichen Siedlung.

Offiziell leer.

Regelmäßig versorgt.

Im Besitz eines weiteren Fonds.

Nerai betrachtete die Karte.

„Bitten Sie Thaeron um eine Festnahme."

Taren zögerte.

„Die thaeronische Verwaltung hat bereits geantwortet."

„Wann haben wir gefragt?"

„Gar nicht. Das System hat ihnen automatisch einen Hinweis geschickt, als es eine Übereinstimmung mit einer Person feststellte, deren Bewegungsfreiheit eingeschränkt war."

„Und?"

„Sie behaupten, ihnen fehle eine ausreichende Rechtsgrundlage, um die private Kuppel zu betreten."

Langsam stellte Nerai Mareias Gefäß auf den Tisch.

„Drei Milliarden Tote sind keine ausreichende Rechtsgrundlage?"

„Ihnen zufolge haben wir Finanz- und Datenbeweise. Keinen unmittelbaren Beweis dafür, dass Arien die biologische Bedrohung geschaffen oder freigesetzt hat."

„Wir haben sein Gerät. Seinen Schlüssel. Seine Finanzierung. Seine Flucht."

„Wir haben eine Struktur."

„Er hatte das Ganze."

„Wir müssen es beweisen."

Nerai blickte auf den Plan der Kuppel.

„Dann lassen Sie ihn reden."

Die thaeronischen Behörden lehnten einen öffentlichen Einsatz ab.

Zwei Stunden später veröffentlichte die Schicht einen Teil der Beweiskarte.

Ohne persönliche Gesundheitsdaten.

Ohne technische biologische Einzelheiten.

Sie zeigte nur das Nötige.

Stiftungen.

Zahlungen.

Forschungsaufträge.

Das Gerät.

Ariens Residenz.

Die Flucht.

Und die private Kuppel, deren Eigentümer verborgen blieb.

Die Öffentlichkeit brachte den Namen schneller damit in Verbindung als das Gericht.

Vor der Kuppel begannen sich Menschen zu versammeln.

Keine Bewaffneten.

Hinterbliebene.

Sie brachten Fotos der Toten.

Sie legten sie vor dem Eingang nieder.

Eines nach dem anderen.

Die thaeronische Verwaltung schickte Sicherheitskräfte, um Gewalt zu verhindern. Statt eines Angriffs fanden sie Stille.
Tausende Gesichter auf dem Boden eines fremden Planeten.

Am dritten Tag erteilte das Gericht die Genehmigung.

Die Sicherheitskräfte betraten die Kuppel.

Arien Korveth saß an einem Tisch.

Er war nicht geflohen.

Vor ihm lief eine Übertragung von der Menschenmenge.

Er betrachtete die Fotos.

Als man ihn aufforderte aufzustehen, gehorchte er.

„Sie sind festgenommen wegen des Verdachts der Beteiligung an der Vorbereitung und Finanzierung der Ereignisse, die zum Drittel führten."

Arien lächelte leicht.

„Das Drittel wurde nicht durch Geld verursacht."

Der Einsatzleiter antwortete nicht.

Arien streckte die Hände aus, damit man ihn fesseln konnte.

„Es wurde durch Menschen verursacht."

„Das wird das Gericht beurteilen."

„Nein", sagte Arien. „Das Gericht wird mich beurteilen."

Er sah noch einmal auf die Fotos vor der Kuppel.

„Und damit werden alle anderen reingewaschen."

36. Der Mensch, der die Karte hatte

Arien wurde nicht nach Nitra gebracht.

Das wäre gefährlich gewesen.

Nicht für ihn.

Für die Stadt.

Vor dem Gebäude der Schicht versammelten sich Zehntausende Menschen. Manche verlangten einen öffentlichen Prozess. Andere seinen sofortigen Tod. Forderungen wurden laut, alle Veyraner auszuweisen, ihre Finanzhäuser zu schließen und ihr Vermögen zu beschlagnahmen.

Eine öffentliche Übertragung zeigte Ariens Gesicht neben der Zahl der Opfer. Der Moderator sprach von der Festnahme und den Finanzierungsbeweisen; ein Gast verlangte bereits ein Urteil, ein anderer die Schließung aller veyranischen Stiftungen. Unter dem Bild liefen die Namen von Menschen, nach denen noch gesucht wurde.

Nerai sah einige Sekunden zu. Sie ließ die falsche Angabe zum Zeitpunkt der Festnahme berichtigen und bat darum, dass die Behörde veröffentlichte, was tatsächlich belegt war. Auf dem Bildschirm wurde Arien bereits zum einzigen Gesicht der gesamten Katastrophe. Doch die Untersuchung sollte auch nach seiner Vernehmung weitergehen.
Nerai weigerte sich, den Haftort bekannt zu geben.

Arien wusste, dass sein Leben auch davon abhing, ob er verborgen blieb.

Die erste Vernehmung fand über eine gesicherte Verbindung statt.

Auf der einen Seite saß Arien in einem weißen, fensterlosen Raum.

Auf der anderen Nerai, zwei Ermittler, ein Rechtsvertreter des Konvents und Ariens Verteidiger.

Nerai hatte bei der Vernehmung nicht dabei sein wollen.

Sie war die Schwester eines der Opfer.

Ihre Anwesenheit konnte die Unparteilichkeit infrage stellen.

Zugleich kannte sie die Finanzkarte besser als jeder andere.

Arien hatte ausdrücklich um sie gebeten.

„Ich werde nur mit ihr sprechen“, hatte er gesagt.

„Sie haben nicht das Recht, den Ermittler zu bestimmen“, hatte der Jurist geantwortet.

„Dann werde ich nicht sprechen.“

Nerai hatte zugestimmt.

Nicht, weil sie ihm entgegenkommen wollte.

Sie wollte wissen, warum er sie gewählt hatte.

Als die Verbindung hergestellt wurde, sah Arien sie lange an.

„Sie ähneln ihm weniger, als ich erwartet hatte.“

„Wem?“

„Jesair.“

„Haben Sie ihn gekannt?“

„Nein.“

„Sie haben ihn getötet.“

Ariens Verteidiger bewegte sich.

„Mein Mandant —“

„Lassen Sie sie“, sagte Arien.

Nerai stellte Mareias dunkelblaues Gefäß vor sich hin.

Arien sah es.

Sein Gesicht veränderte sich.

Nur für einen Augenblick.

„Wir haben es in Ihrer Wohnung gefunden.“

„Es gehörte Mareia.“

„Ich weiß.“

„Warum haben Sie es mitgebracht?“

„Damit Sie etwas haben, das Sie ansehen können, während Sie lügen.“

Der Verteidiger griff erneut ein.

„Diese Art der Vernehmung —“

„Kann ich gehen?“, fragte Arien.

„Nein.“

„Dann spielt die Art keine Rolle.“

Nerai öffnete die Beweiskarte.

„Kennen Sie diese Projekte?“

„Einige.“

„Haben Sie sie finanziert?“

„Nicht unmittelbar.“

„Haben Sie ihre Finanzierung ermöglicht?“

„Nicht die aller Projekte.“

„Welcher?“

Arien lehnte sich zurück.

„Sie fragen, als hätte es ein einziges Projekt gegeben.“

„Es gab eine einzige Absicht.“

„Eine Absicht ist kein Konto.“

„Genau deshalb haben Sie sie aufgeteilt.“

Arien betrachtete die Karte.

„Jedes dieser Projekte war rechtmäßig.“

„Für sich genommen.“

„Rechtmäßigkeit beurteilt sich nicht danach, was jemand später dazumalt.“

„Die Labore kannten die Familiendaten nicht. Die Analysten kannten die biologischen Ergebnisse nicht. Die Juristen kannten die Logistikmodelle nicht. Die Versicherungen kannten die Forschungsziele nicht.“

„So funktioniert der Schutz sensibler Projekte.“

„Nein. So funktionierte Ihr Schutz davor, dass jemand das Ganze sah.“

Arien antwortete nicht.

Nerai vergrößerte das Schema.

„Jeder sah einen Teil. Sie hatten die Karte.“

Sie haben richtig gehandelt.

Die Stimme seines Vaters kehrte zurück, bevor er eine Antwort zurechtlegen konnte. Einst hatte er diesen Satz gehasst. Nun lag er vor ihm, aufgegliedert in Verträge, Ausnahmen und Unterschriften.

„Glauben Sie, eine Karte sei ein Verbrechen?“

„Wenn sie den Weg zu drei Milliarden Leichen zeigt, ja.“

Arien senkte den Blick auf das Gefäß.

„Ich habe keine drei Milliarden geplant.“

„Wie viele?“

Der Verteidiger beugte sich zu ihm.

Arien beachtete ihn nicht.

„Die Krise sollte die Schwäche der aurelianischen Vorstellung von ihrer eigenen Besonderheit offenlegen.“

„Wie viele?“

„Es gab keine genaue Zahl.“

„Eine Familie? Eine Stadt? Einen Zweig?“

„Ich wollte das Gleichgewicht verändern.“

„Wie viele Tote sind ein Gleichgewicht?“

Arien hob die Augen.

„Sie stellen mir eine Frage, die Ihre Staatsmänner in jedem Krieg stellen. Wie viele Opfer sind für den künftigen Frieden hinnehmbar?“

„Sie haben keinen Krieg begonnen.“

„Nein.“

„Im Krieg weiß der Feind wenigstens, dass man auf ihn zielt.“

Ariens Gesicht blieb ruhig.

„Die Aurelianer haben Elarion jahrhundertelang verändert, ohne dass die anderen darüber abgestimmt hätten.“

„Indem sie existierten?“

„Durch das, wofür sie standen.“

„Mareia hat Sie verlassen.“

Der Verteidiger zog scharf die Luft ein.

Arien erstarrte.

Nerai fuhr fort:

„Das war kein Krieg gegen die Aurelianer. Das war die Wunde eines Mannes, der nicht akzeptieren konnte, dass eine Frau nicht sein Eigentum ist."

„Sie wissen nichts über unsere Beziehung."

„Ich weiß, dass sie Nein gesagt hat."

„Sie ist zu ihm gegangen."

„Sie war kein Gegenstand, der aus Ihren Händen in Jesairs überging."

„Er hat ihr eine Geschichte gegeben, in der sie mehr sein konnte."

„Und Sie haben ihr eine Welt gegeben, in der sie sterben sollte."

Arien stand auf.

Das Sicherheitssystem forderte ihn sofort auf, sich zu setzen.

Nerai beobachtete ihn.

„Setzen Sie sich."

„Ich bin nicht gekommen, um über Mareia zu sprechen."

„Warum wollten Sie dann mit mir sprechen?"

Arien blieb stehen.

Dann setzte er sich langsam.

„Weil nur Sie wissen, dass ich es nicht allein schaffen konnte."

Nerai antwortete nicht.

Arien zeigte auf die Karte.

„Ihr Planet tut jetzt so, als hätte er ein Ungeheuer gefunden. Einen einzigen Mann, der Banken, Wissenschaftler, Labore, Regierungen und künstliche Intelligenzen hinters Licht geführt hat."

„Niemand behauptet, dass Sie sie hinters Licht geführt haben."

„Nicht?"

„Die meisten wussten nicht, woran sie arbeiteten."

„Und warum wussten sie es nicht?"

Nerai schwieg.

„Weil sie es nicht wissen wollten", sagte Arien. „Das Labor bekam Geld und eine eng gefasste Spezifikation. Die Bank bekam eine rechtlich einwandfreie Zahlung. Die Stiftung einen gemeinnützigen Zweck. Der Politiker eine Spende, die kein örtliches Gesetz verletzte.

Der Inselstaat eine Gebühr für den Schutz des Eigentümers. Jeder sah genau so viel, wie er brauchte, um weitermachen zu können."

„Sie haben diese Blindheit geschaffen."

„Nein. Ich habe sie genutzt."

„Mit Kael Thornes Hilfe."

Zum ersten Mal antwortete Arien nicht sofort.

„Kael hat die finanziellen Wege geöffnet", sagte er schließlich.

„Wusste er, wofür?"

„Er wusste genug."

„Wusste er von dem biologischen Ziel?"

„Er wusste, dass das Ziel eine Krise sein würde."

„Ihren Umfang?"

„Nein."

„Warum hat er Ihnen geholfen?"

Arien lächelte freudlos.

„Weil Jesair eine Welt vorgeschlagen hatte, in der Kael nicht mehr so existieren würde, wie er bis dahin existiert hatte."

Nerai öffnete die Aufzeichnung des Forums in Nitra.

Jesair sprach von sichtbarer finanzieller Macht.

Von letztendlichen Eigentümern.

Davon, dass jede Einsichtnahme eine Spur hinterlassen musste.

Kael saß im Saal.

„Er wollte die Transparenz aufhalten", sagte Nerai.

„Er wollte sie aufschieben. Verlangsamen. In Verruf bringen. Er wollte einen Konflikt, der zeigte, dass eine offene Welt gefährlich ist."

„Und Sie haben ihm das Drittel gegeben."

„Er hat mir Geld gegeben."

„Wo ist er?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie lügen."

„Kael hat mir schon vor dem ersten Fieber nicht mehr vertraut."

„Er hat versucht, das Projekt aufzuhalten."

„Zu spät."

„Warum?"

Arien sah auf die Gesichter in der Beweiskarte.

„Weil er begriff, dass er jemandem einen Weg geöffnet hatte, der seine Grenzen nicht hatte."

„Hatten Sie Grenzen?"

„Ich dachte es."

Arien sah auf das dunkelblaue Gefäß. Am Rand war eine kleine Schramme geblieben, die er selbst auf dem Bildschirm nicht übersah.
Und jetzt erzähl mir, wie es wirklich war.

Die Stimme seiner Mutter erreichte ihn so deutlich, dass er die Augen senken musste. So hatte sie ihn einst gefragt, wenn er versucht hatte, einen Fehler hinter einer vollkommen gefügten Erklärung zu verbergen.
„Als ich ein Junge war, starb meine Mutter bei einem Verkehrsunfall", sagte er. „Es gab nur einen Intensivtransport. Die Rettungskräfte nahmen ein Kind mit aurelianischen Augen mit."
Der Verteidiger wandte sich ihm zu, doch Arien fuhr fort.

„Mein Vater forderte alle Aufzeichnungen an. Er sagte mir, die Rettungskräfte hätten richtig gehandelt. Das Kind überlebte."
„Und Ihre Mutter?", fragte Nerai.

„Sie starb auf dem Weg ins Krankenhaus."

Arien berührte die Tischkante.

„Bevor sie den Jungen fortbrachten, sagte sie selbst, sie sollten ihn mitnehmen."

Diesen Satz hatte er seit Jahrzehnten nicht laut ausgesprochen.

Nerai kannte noch ein anderes Dokument mit seinem Namen. Sie öffnete den alten Vorschlag für Reservetransporte und wandte die Aufzeichnung zu ihm. „Nach diesem Unfall haben Sie dafür gesorgt, dass die Rettungskräfte nicht mehr so oft zwischen zwei Verletzten wählen mussten."

Arien sah auf die Zahlen der Überlebenden. „Damals glaubte ich noch, es genüge, die Regel zu ändern."

Nerai schloss die Aufzeichnung. Die Menschen, denen er geholfen hatte, blieben am Leben. Die Menschen auf der Beweiskarte blieben ebenfalls seine Verantwortung.
„Was wollten Sie verändern?", fragte Nerai.

Sie erhob die Stimme nicht. Doch unter ihren Worten hörte Arien erneut die Frage seiner Mutter.

„Ich wollte, dass der goldene Ring einmal niemandem half", sagte er. „Dass Jesair verlor. Dass Mareia sah, wie sehr sie sich in ihm getäuscht hatte. Dass jemand anderes vor Türen warten musste, die sich nicht öffneten."
Der Verteidiger legte die Hand auf den Tisch. Arien sah ihn nicht an.

„Die Rettungskräfte entschieden damals, welchen von zwei Verletzten sie noch retten konnten", sagte Nerai. „Sie haben Menschen aufgrund ihrer Herkunft in Gefahr gebracht. Auch Kinder."
Arien öffnete den Mund. Keiner der Sätze, die er jahrelang benutzt hatte, passte in eine Antwort.

Vor Augen hatte er die Hand seiner Mutter und den Jungen hinter Glas. Damals hatte man versucht, ein fremdes Kind zu retten. Den Jungen auf dem Foto gefährdete er selbst.
So lange hatte er das „Sie haben richtig gehandelt" seines Vaters gehasst, bis er ein Gefüge geschaffen hatte, in dem alle außer ihm diesen Satz aussprechen konnten. Er kannte die Folge, auf die ihre Arbeit zulief.
Für einen Moment wurde es still.

Nerai sah ihn an.

Vor ihr saß kein Ungeheuer aus einer Geschichte.

Dort saß ein Mensch.

Das war schlimmer.

Ein Ungeheuer steht außerhalb der Menschen.

Ein Mensch zeigt, was unter ihnen entstehen kann.

„Wo ist Kael?", wiederholte sie.

„Auf Thaeron."

„Wo?"

„Wenn ich es wüsste, würde ich ihn Ihnen ausliefern.“

„Warum?“

Arien lehnte sich zurück.

„Weil ich die Namen der Toten tragen werde. Er wird weiter von Freiheit sprechen.“

Die Vernehmung dauerte weitere sechs Stunden.

Arien gestand die Verknüpfung der Projekte.

Er gestand nicht, die Krankheit freigesetzt zu haben.

Er behauptete, die letzten Vorgänge seien von autonomen Prozessen gesteuert worden, und er habe weder den genauen Zeitpunkt noch den Ort des Beginns gekannt.
Den Ermittlern lieferte er jedoch Codes, Namen von Vermittlern und Teile der Finanzstruktur.

Nicht aus Reue.

Aus dem Bedürfnis, die Schuld aufzuteilen.

Als die Verbindung beendet wurde, sah Arien Nerai noch einmal an.

„Was werden Sie tun, wenn Sie mich verurteilt haben?“

„Wir werden weitermachen.“

„Wohin?“

„Zu den Menschen, die Ihnen den Weg gegeben haben.“

„Und dann?“

„Zu dem System, das ihn verborgen hat.“

Arien lächelte.

„Am Ende werden Sie also genau das tun, wovor Kael Angst hatte.“

„Nicht seinetwegen.“

„Wegen Jesair?“

Nerai sah auf das dunkelblaue Gefäß.

„Wegen derer, die nicht mehr sehen können, was aus ihrer Welt geworden ist.“

Die Verbindung wurde getrennt.

Arien blieb allein in dem weißen Raum zurück.

Nerai öffnete ein neues Dokument.

Es sollte ein vorläufiger Bericht über die Ursachen des Drittels werden.

In die erste Zeile schrieb sie:

Arien Korveth schuf die Absicht.

Dann hielt sie inne.

In die zweite:

Kael Thorne stellte ihm die finanziellen und politischen Wege bereit.

In die dritte:

Die Institutionen Elarions sorgten dafür, dass niemand außer den Tätern alle Teile zugleich sah.

Sie las die Sätze.

Arien.

Kael.

Das System.

Individuelle Schuld.

Mitschuld.

Die Blindheit einer Zivilisation.

Wenn sie die ersten beiden wegließ, würden die Verbrecher sich hinter der Gesellschaft verstecken.

Wenn sie den dritten wegließ, würde die Gesellschaft die Verbrecher verurteilen und die Voraussetzungen für die nächsten bewahren.

Nerai speicherte das Dokument.

Sein Titel lautete:

Nicht nur Arien.

37. Nicht nur Arien

Der vorläufige Bericht wurde an dem Tag veröffentlicht, an dem Elarion zum ersten Mal seit dem Drittel mehr Geburten als Todesfälle verzeichnete.
Die Medien griffen Ariens Geständnis heraus.

Die Öffentlichkeit Kaels Namen.

Die Banken rechtliche Fehler.

Die Staaten fremde Rechtsräume.

Jeder fand in dem Bericht einen Teil, der auf jemand anderen zeigte.

Therinith erklärte, kein Gesetz verletzt zu haben.

Das war wahr.

Seine Register hatten die Eigentümer genau nach den geltenden Regeln geschützt.

Die Banken teilten mit, sämtliche Zahlungen seien geprüft worden.

Auch das war wahr.

Jede Transaktion hatte einen glaubwürdigen Zweck, eine rechtlich bestehende Gegenpartei und Unterlagen, die den örtlichen Anforderungen entsprachen.
Die Stiftungen behaupteten, die letztendliche Absicht der finanzierten Projekte nicht gekannt zu haben.

Meistens war das wahr.

Die Labore erklärten, legitime wissenschaftliche Fragen untersucht zu haben.

Wahr.

Die Juristen erklärten, hypothetische Fälle beurteilt zu haben.

Wahr.

Die Versicherungen hatten Risiken modelliert.

Wahr.

Die Transportunternehmen hatten Kapazitäten reserviert.

Wahr.

Die politischen Parteien hatten zulässige Spenden angenommen.

Wahr.

Beinahe alles war wahr.

Gerade deshalb hatte eine so große Lüge entstehen können.

Nerai trat vor den planetaren Untersuchungsrat.

Hinter ihr war die Karte des finanziellen Skeletts des Drittels zu sehen.

„Wir haben keine einzelne geheime Kasse gefunden“, sagte sie. „Wir haben keine Zahlung mit dem Vermerk zur Finanzierung der Katastrophe gefunden. Wir haben keine einzige Institution gefunden, die den ganzen Plan kannte.“
Sie zeigte auf die getrennten Linien.

„Wir haben etwas Gefährlicheres gefunden. Ein System, in dem jeder die Wahrheit über seinen kleinen Teil sagen und zugleich dazu beitragen konnte, die Lüge des Ganzen zu schaffen.“
Im Saal saßen Vertreter aller vierzig Staaten.

Hinter ihnen die Hinterbliebenen.

In der ersten Reihe blieben einige Plätze leer.

Ursprünglich hätten dort Vertreter der aurelianischen Familienräte sitzen sollen.

Für einen großen Teil von ihnen gab es niemanden mehr, der sie vertreten konnte.

„Arien Korveth ist verantwortlich für die Absicht, die Koordination und die bewusste Nutzung getrennter Systeme zur Ausführung eines Angriffs“, fuhr Nerai fort. „Kael Thorne schuf die finanzielle und politische Infrastruktur, die diesen Angriff ermöglichte. Weitere Menschen trafen Entscheidungen, bei denen sie mehr wussten, als sie heute eingestehen.“
Auf dem Bild erschienen Fonds, Spenden an politische Parteien und Vestas Eigentumsverbindungen.

„Wenn die ganze Schlussfolgerung aber lediglich lautet, dass böse Menschen ein gutes System missbraucht haben, dann haben wir aus dem Drittel nichts gelernt.“
Unruhe ging durch den Saal.

„Das System war nicht gut. Es war auf eine Weise blind, die zum Geschäftsmodell geworden war.“

Sie vergrößerte die Inselrechtsräume.

„Staaten verkauften Geheimhaltung. Banken verkauften Trennung. Fonds verkauften Eigentum ohne Namen. Buchhaltungen verkauften die Möglichkeit, Gewinne anderswo

entstehen zu lassen als den Wert. Politische Regeln verkauften Einfluss ohne sichtbare Herkunft."

Der Vertreter Theriniths bat um das Wort.

„Sie bezeichnen den rechtmäßigen Schutz der Privatsphäre als Geschäftsmodell des Verbrechens."

„Nein", antwortete Nerai. „Ich sage, dass der Schutz der Privatsphäre zu einem Geschäftsmodell der Macht geworden ist."

„Unsere Kunden wurden nicht verurteilt."

„Weil wir ihre Namen nicht kannten."

„Das ist kein Beweis für Schuld."

„Nein. Es ist ein Beweis dafür, dass wir überhaupt nicht in der Lage waren, Schuld zu untersuchen."

„Jeder Bürger hat das Recht, sein Vermögen vor einem fremden Staat zu schützen."

„Und jeder Bürger hat das Recht zu wissen, wer mithilfe von Vermögen Politik finanziert, sein Krankenhaus besitzt oder Forschung bezahlt, die sein Leben gefährdet."

Der Vertreter lehnte sich zurück.

„Wer zieht die Grenze?"

„Genau diese Frage muss der Konvent klären."

Das Wort fiel zum ersten Mal öffentlich.

Der planetenweite Konvent nach dem Drittel.

Der planetenweite Konvent sollte über das Format einer außerordentlichen Regierungskonferenz hinausgehen.

Ebenso sollte er nicht bloß eine Wirtschaftskonferenz sein.

Er sollte die Grundlagen des Zusammenlebens auf Elarion selbst prüfen.

Die Union unterstützte den Vorschlag.

Dann die meisten selenitischen Staaten.

Einige aurelianische Räte, die noch existierten.

Die veyranischen Regierungen waren gespalten.

Ein Teil unterstützte die Reform. Im Drittel waren auch ihre Menschen gestorben. Auch sie hatten Familien, Städte und Zukunft verloren.

Andere behaupteten, die Untersuchung verwandle sich in ein kollektives Gericht über die Veyraner.

Auf Thaeron entstanden die ersten Bewegungen, die planetare Transparenz ablehnten.

Ihre Anführer sagten:

Das Drittel darf kein Vorwand für die Schaffung einer einzigen Regierung sein.

Ariens Verbrechen darf nicht die Privatsphäre von Milliarden Unschuldigen abschaffen.

Eine gemeinsame Währung kann zum Halsband werden.

Sichtbares Geld wird es der Regierung erlauben, jeden Gegner mit einem einzigen Verbot zu vernichten.

Ein großer Teil dieser Argumente war berechtigt.

Gerade deshalb waren sie gefährlicher als einfache Lügen.

Unter den Sprechern der neuen thaeronischen Bewegung tauchte ein Mann auf, dessen Name öffentlich nicht bekannt war.

Er trat nur mit seiner Stimme auf.

Er behauptete, Elarion brauche zwei Wege für die Zivilisation.

Einen offenen.

Einen freien.

Nerai hörte sich die erste Rede an.

Nach drei Sätzen wusste sie, wer sprach.

Kael Thorne.

Er hatte den Ton verändert.

Er sprach langsamer.

Er verwendete einen anderen Namen.

Doch die Art, wie er Macht von Verantwortung trennte, war dieselbe geblieben.

„Kannst du beweisen, dass er es ist?“, fragte Saira.

„Nein.“

„Eine Stimmanalyse?“

„Wahrscheinlichkeit ist kein Beweis.“

„Arien behauptet, er sei auf Thaeron.“

„Arien behauptet vieles.“

„Sollen wir seine Festnahme beantragen?“

Nerai schloss die Übertragung.

„Zuerst müssen wir genau wissen, wofür.“

„Er hat geholfen, das Drittel zu finanzieren.“

„Wir haben Beweise für die finanziellen Wege. Wir haben seinen Versuch, die letzten Phasen aufzuhalten. Wir haben keinen Beweis dafür, dass er den Umfang kannte.“

„Er hat die Tür geöffnet.“

„Ja.“

„Und jetzt spricht er von Freiheit.“

„Auch ein schuldiger Mensch kann einen wahren Einwand vorbringen.“

Saira sah sie an.

„Da sprichst du wie Jesair.“

„Nein.“

Nerai öffnete die Aufzeichnung erneut.

„Er hätte es besser gesagt.“

Der Konvent wurde auf den ersten Jahrestag des Augenblicks einberufen, in dem die Zahl der Toten drei Milliarden erreicht hatte.

Als Ort wurde Nitra gewählt.

Derselbe Saal, in dem Jesair Jahre zuvor gesagt hatte, der Wert dürfe nicht im Schatten wandeln.

Vor dem Gebäude errichtete man eine Wand der Namen.

Nicht aller Namen.

Es war unmöglich, drei Milliarden Namen an einem einzigen Ort aufzuschreiben.

Deshalb zeigte die Wand jeden Tag einen anderen Teil der Liste.

Erst nach Jahren wiederholte sie sich.

Am Tag der Eröffnung des Konvents leuchteten auf ihrer Oberfläche die Namen von Menschen aus Auriola.

Darunter:

Jesair Davion.

Mareia Lioren.

Nerai kam vor Sonnenaufgang.

Sie stellte das dunkelblaue Gefäß vor die Wand.

Sie ließ es nicht dort.

Nach einer Weile nahm sie es wieder an sich.

Manche Dinge gehören nicht den Denkmälern.

Sie gehören den Lebenden, die ihre Geschichte noch vollenden müssen.

38. Der Konvent nach dem Drittel

Bevor sie den Saal betrat, hörte Nerai einen Ausschnitt aus den Morgennachrichten. Eine Frau, die nach dem Drittel eine Gemeinschaftsküche betrieb, wollte wissen, wer das gemeinsame Geld kontrollieren dürfe. Der Besitzer einer kleinen Reparaturwerkstatt fürchtete, das neue System werde auch die Zahlungen seiner Kunden sehen. Beide hatten Angehörige verloren; dennoch waren sie sich über den Vorschlag nicht einig.
„Heute wird auch über die Grenze zwischen öffentlicher Macht und privatem Leben entschieden“, sagte die Moderatorin. „Für viele ist diese Grenze noch immer unklar.“

Nerai schaltete die Übertragung aus und ging hinein. Den Einwand des Werkstattbesitzers hatte sie auch in ihren eigenen Notizen stehen.
Im Saal blieb ein Drittel der Plätze leer.

Das war nicht genau nach der Zahl der verstorbenen Delegierten berechnet worden.

Es war eine Entscheidung der Organisatoren.

Sie sperrten jede dritte Reihe.

Auf den Sitzen standen keine Namen.

Nur eine dünne Lichtlinie.

Als die Delegierten Platz genommen hatten, trennten die leeren Reihen die Lebenden, wie das Drittel Familien, Städte und Geschichte getrennt hatte.
Niemand konnte zur Bühne sehen, ohne einen Ort zu erblicken, an dem jemand fehlte.

Der Konvent hatte keinen einzelnen Vorsitzenden.

Er wurde von einem Rat aus Vertretern der Staaten, Bürgerversammlungen, Fachinstitutionen, Familienräte und Thaerons geleitet.
Auch das war ein Kompromiss.

Niemand wollte, dass eine Versammlung zur Begrenzung von Macht von einem einzigen Menschen geführt wurde.

Nerai trat nicht als Politikerin auf.

Sie kandidierte nicht.

Sie vertrat keinen Staat.

Sie stand als Leiterin der Untersuchung des finanziellen Hintergrunds des Drittels vor dem Konvent.

Über ihr erschien ihr Name.

Nerai Sael.

Zwischenstaatliche Behörde für Finanzintegrität und Systemrisiken.

Umfang der offengelegten Interessen: vollständig.

Sie sah auf die leeren Reihen.

Dann begann sie.

„Vor einem Jahr haben wir der Katastrophe einen Namen gegeben."

An den Wänden erschien eine Zahl.

Drei Milliarden einhundertvierundzwanzig Millionen.

„Wir nannten sie das Drittel, weil der menschliche Geist dort ein einziges Wort braucht, wo er Milliarden Namen nicht tragen kann."
Die Zahl verschwand.

An ihre Stelle traten Gesichter.

Kinder.

Frauen.

Männer.

Alle drei Zweige.

„Heute werde ich nicht darüber sprechen, was wir verloren haben. Damit würden wir nicht fertig werden. Ich werde darüber sprechen, was ihr Tod offengelegt hat."
Auf dem Bild erschien das finanzielle Skelett.

„Der erste Grund, weshalb wir unser Geld verändern müssen, ist die Pandemie."

Im Saal bewegten sich einige Menschen.

Manche hatten eine Rede über das Gesundheitswesen erwartet.

Nerai fuhr fort:

„Das Drittel wurde nicht durch eine einzige Zahlung finanziert. Wäre es so gewesen, hätte jemand sie bemerkt. Es wurde über dreißig Währungen finanziert, über Hunderte Währungswechsel, Stiftungen, Fonds, Labore, rechtliche Ausnahmen und Gesellschaften, deren letztendliche Eigentümer unbekannt waren."

Einzelne Teile der Karte leuchteten auf.

„Künstliche Intelligenz analysierte biologische Fragen, ohne ihr Ziel zu kennen. Labore erfüllten Aufgaben, ohne von den anderen Aufgaben zu wissen. Versicherungen modellierten Folgen, ohne die Ursache zu kennen. Transportunternehmen reservierten Kapazitäten, ohne die Fracht zu kennen. Banken sahen Zahlungen, nicht den Plan. Staaten sahen Gesellschaften, nicht die Menschen dahinter."

Die Karte fügte sich zusammen.

„Ein einzelner Mensch kann Hass mitbringen. Doch die Zivilisation gibt ihm einen Weg oder gibt ihn ihm nicht."

Nerai hielt inne.

„Wir haben ihn ihm gegeben."

Im Saal war es still.

„Wenn wir das Geld vor der Tat nicht sehen, werden wir nur die Leichen danach sehen."

Auf dem Bild erschienen Kategorien, die künftig einer automatischen Systemaufsicht unterliegen sollten.

Biologische und genetische Risiken.

Rechenkapazität in großem Umfang.

Strategische Labore.

Gesundheitsdaten.

Politische Finanzierung.

Waffensysteme.

Kritische Infrastruktur.

„Ich verlange kein System, das Gedanken liest", sagte Nerai. „Das kann es nicht, und es darf nicht so tun, als könnte es das. Ich verlange ein System, das bemerkt, wenn Geld, Technologien, Daten, Labore und politische Macht sich zu einer Bedrohung zusammenzufügen beginnen."

Der Vertreter eines veyranischen Staates bat um das Wort.

„Und wer entscheidet, was die Gestalt einer Bedrohung ist?"

„Öffentliche Regeln."

„Von wem aufgestellt?"

„Von einem unabhängigen, durch den Konvent eingerichteten Rat, der bürgerschaftlicher, fachlicher und gerichtlicher Aufsicht unterliegt."

„Also von einer weiteren planetaren Institution."

„Ja."

„Und wenn sie sich irrt?"

„Ihre Entscheidung wird anfechtbar sein."

„Und wenn sie zum Werkzeug einer Regierung wird?"

„Deshalb darf sie keiner einzelnen Regierung gehören."

Der Mann setzte sich nicht.

„Das verschiebt die Zentralisierung nur auf eine höhere Ebene."

„Nein", antwortete Nerai. „Zentralisiert werden muss die Sichtbarkeit des gemeinsamen Problems. Entscheidungen und Kontrolle müssen verteilt werden."

„Das ist ein Widerspruch."

„Nein. Eine einzige Karte muss nicht einen einzigen Eigentümer haben."

Der Mann setzte sich.

Nerai öffnete den zweiten Teil.

„Der zweite Grund ist die Automatisierung."

An den Wänden erschienen Daten über die Produktion nach dem Drittel.

Die Zahl der Erwerbstätigen.

Produktionskapazität.

Verbrauch.

Automatisierte Entscheidungen.

„Das Drittel zwang uns, innerhalb von Monaten zu tun, was wir jahrzehntelang aufgeschoben hatten. Maschinen übernahmen Produktion, Verkehr, Energieverwaltung, Buchhaltung, Wartung und einen Teil der Gesundheitsversorgung. Nicht, weil wir eine Welt ohne Arbeit wollten. Sondern weil Menschen fehlten."

Die Produktionskurve stieg wieder über das Niveau vor dem Drittel.

„Dann stellten wir fest, dass die Produktion auch wachsen kann, wenn die Zahl der Arbeitsplätze nicht wächst."

Ein Satz erschien, den Jesair in Nitra ausgesprochen hatte:

Eine Zuwendung ist das, was die Macht von oben herab gewährt. Ein Anteil ist das, was einem Menschen schon deshalb zusteht, weil er Teil der Zivilisation ist.
Nerai betrachtete ihn eine Weile.

„Das universelle Grundeinkommen darf keine Belohnung dafür sein, dass man nicht gebraucht wird. Es darf auch keine Gnade des Staates gegenüber einem Menschen sein, den Maschinen um seine Arbeit gebracht haben. Es muss ein Anteil an einer Zivilisation sein, die auf Wissen, Daten, Infrastruktur und Ressourcen beruht, die kein heutiger Eigentümer allein geschaffen hat."
Im Saal wurden die ersten Zeichen der Zustimmung laut.

„Damit dieser Anteil gerecht ist, müssen wir wissen, welchen Wert Maschinen schaffen, wem er gehört, wo Gewinn entsteht und wohin er fließt. Ein UBI ohne Transparenz ist eine Zuwendung, die die Macht nach ihren eigenen Bedürfnissen berechnen kann. Ein transparenter Grundanteil ist ein Recht, dessen Berechnung der Bürger überprüfen kann."
Nerai öffnete den dritten Teil.

„Der dritte Grund ist Korruption."

An den Wänden erschienen öffentliche Aufträge.

Überteuerte Krankenhausmodule.

Verkehrsverträge.

Energieprojekte.

Zuschüsse an Fonds, deren Eigentümer politische Parteien finanzierten.

„Korruption. Klientelismus. Der Kauf von Einfluss. Die Ausplünderung von Staaten. Verdeckte Politikfinanzierung. Vermögensmanipulationen. Steueroasen. Fördermittel, die sich als öffentliches Wohl ausgaben, aber privater Macht dienten. Buchhalterische Verschiebungen über Währungen, Inseln, Stiftungen und außerplanetarische Knotenpunkte."
Die einzelnen Beispiele verbanden sich.

„All das gedieh im Dunkeln. Und wir hatten uns so sehr an diese Dunkelheit gewöhnt, dass wir sie für normal zu halten begannen."
Für einen Moment hörte sie auf zu sprechen.

„Das Drittel hat den Preis dieser Normalität gezeigt."

Die Vertreterin eines Inselstaates stand auf.

„Sollen nach Ihrem Vorschlag alle Finanzströme öffentlich sein?“

„Nein.“

„Wer entscheidet, welche es sind?“

„Die Bedeutung ihres Einflusses.“

„Das ist keine genaue Grenze.“

„Die genaue Grenze wird ein Gesetz festlegen. Eine kleine persönliche Zahlung bleibt privat. Der Besitz eines Krankenhausnetzes nicht.“

„Und ein Geschenk?“

„Ein persönliches Geschenk in angemessenem Umfang bleibt privat. Eine Spende an eine politische Partei nicht.“

„Eine Investition?“

„Eine Investition, die dem Anleger keine bedeutende Macht über das Leben anderer verschafft, muss nicht für jeden öffentlich sein. Doch ihre Existenz darf der Aufsicht nicht unsichtbar bleiben.“

„Der Staat wird also alles wissen.“

„Nein.“

„Wer dann?“

„Verschiedene Ebenen des Systems werden verschiedene Teile kennen. Niemand wird ohne rechtmäßigen Grund das ganze Leben eines Menschen sehen können. Jede Verknüpfung von Ebenen wird eine Spur hinterlassen.“

Die Frau runzelte die Stirn.

„Genau so haben Sie das System vor dem Drittel beschrieben.“

„Nein. Vor dem Drittel schützten die verschiedenen Ebenen Daten so, dass sich nicht feststellen ließ, wer eine Katastrophe finanzierte. Das neue System muss den Menschen schützen, ohne unsichtbare Macht zu schützen.“

Nerai öffnete den vierten Teil.

„Der vierte Grund ist die Funktionsweise der Staaten.“

Haushaltsdefizite erschienen.

Die meisten Staaten Elarions hatten in fast jedem der vergangenen dreißig Jahre mehr ausgegeben als eingenommen.
Die Schulden wuchsen auch in Zeiten wirtschaftlichen Wachstums.

Politiker versprachen Einsparungen.

Dann erhöhten sie die Steuern.

„Unsere Staaten waren nicht arm“, sagte Nerai. „Sie waren teuer.“

Auf dem Bild erschienen die Preise gleicher medizinischer Geräte, die verschiedene Staaten gekauft hatten.

Die Unterschiede betrugen Hunderte Prozent.

„Ineffizienz blieb in Haushalten verborgen, die Bürger nicht vergleichen konnten. Eine öffentliche Institution behauptete, sie habe den Marktpreis bezahlt. Doch im Nachbarstaat verkaufte der Markt dasselbe für die Hälfte.“
Ein Netz verbundener Lieferanten erschien.

„Wenn jede öffentliche Zahlung sichtbar ist, verschwindet eine schlechte Entscheidung nicht im Abschlussbericht. Sie ist zu einem Zeitpunkt sichtbar, an dem sie sich noch aufhalten lässt.“
Ein Minister der Union wandte ein:

„Die Öffentlichkeit kann komplexe Beschaffungen falsch verstehen. Der niedrigste Preis ist nicht immer der beste.“

„Deshalb müssen auch die Begründung, die Qualität und das Ergebnis sichtbar sein“, antwortete Nerai. „Transparenz bedeutet nicht, dass jeder Bürger über jedes Ventil entscheidet. Sie bedeutet, dass ein Minister nicht behaupten kann, das teurere Ventil sei besser gewesen, wenn es nach einem Jahr auseinanderfällt und sein Lieferant die Partei des Ministers finanziert hat.“
Nervöses Lachen erklang im Saal.

Der Minister setzte sich.

„Die unmittelbare Sichtbarkeit schlechter Maßnahmen, eine nahezu vollständige Steuererhebung und die Beseitigung verborgener Interessenkonflikte können chronische Defizite in Überschüsse verwandeln. Nicht an einem Tag. Zuerst stoppen wir die Abflüsse. Dann die Verschwendung. Dann senken wir die Steuern. Erst danach kommt Wachstum.“
Sie öffnete den fünften Teil.

„Der fünfte Grund sind die Steuern."

Auf dem Bild erschien die Steuerspirale.

Höhere Sätze.

Mehr Steuerflucht.

Eine schmalere Bemessungsgrundlage.

Eine weitere Erhöhung der Sätze.

„Die großen Staaten erhöhten ihre Steuern, weil ein Teil des Wertes in kleine Staaten verlagert wurde, in denen er nicht entstanden war. Je höher die Steuern waren, desto mehr lohnte sich die Flucht. Je mehr Menschen auswichen, desto mehr mussten jene bezahlen, die blieben."

Eine Karte der insularen Steueroasen erschien.

„Diese Staaten schufen nicht den größten Teil des Wertes, den sie auswiesen. Sie schufen einen rechtlichen Ort, an dem Wert eine niedrigere Steuer erhielt und seinen Eigentümer verlor."

Der Vertreter Theriniths stand auf.

„Unsere Dienstleistungen waren rechtmäßig."

„Ja."

„Die Kunden nutzten Rechte, die ihnen Verträge einräumten."

„Ja."

„Sie bezeichnen sie also als schuldig, weil sie rational gehandelt haben."

„Nein. Ich sage, wir haben ein System geschaffen, in dem es rational war, der Gesellschaft zu schaden."

Der Mann verstummte.

„Sie wollen den Steuerwettbewerb abschaffen."

„Ich will die Möglichkeit abschaffen zu behaupten, ein Gewinn sei auf einer Insel entstanden, auf der es weder Maschinen noch Beschäftigte noch Kunden gibt."

„Das Kapital wird nach Thaeron abwandern."

„Dann muss sichtbar sein, wem es gehört, wo es entstanden ist und was es nutzt."

„Thaeron muss Ihre Regeln nicht annehmen."

„Nein."

„Und dann?“

„Dann entstehen zwei Wirtschaftsräume. Einer, in dem große Macht eine sichtbare Spur hinterlässt. Und einer, in dem sie das nicht tut.“

„Die Menschen werden die Freiheit wählen.“

„Vielleicht.“

Nerai sah ihn an.

„Aber sie werden dann wissen, was sie wählen.“

Sie öffnete den sechsten Teil.

Über dem Konvent erschienen dreißig Währungssymbole.

„Der sechste Grund ist die Zersplitterung der Währungen.“

Daren Voltr bewegte sich leicht.

Nerai fuhr fort:

„Vor dem Drittel behaupteten wir, dreißig Währungen ermöglichten es Staaten, auf örtliche Bedingungen zu reagieren. Das war wahr. Doch sie ermöglichten auch dreißig Wege, den Wert von Ersparnissen zu verändern, Gewinne zu verbergen, Schulden zu verschieben und den Preis von dem zu trennen, der ihn bezahlt.“

Die Kosten von Umrechnungen erschienen.

Wechselkursabsicherung.

Verzögerungen.

Kapitalreserven.

Doppelte und dreifache Buchhaltungen.

„Unternehmen beschäftigten ganze Abteilungen, um den Handel vor Währungen zu schützen, die den Handel eigentlich erleichtern sollten. Eine kleine Firma zahlte bei einer grenzüberschreitenden Transaktion mehr als ein großes Konsortium, weil sie keinen Zugang zu denselben Kursen und Instrumenten hatte.“

Auf dem Bild erschien der Elar.

„Der Elar wurde als Kind der Pandemie geboren. Nicht als politisches Projekt. Als Möglichkeit, Filter, Medikamente und Lebensmittel zu kaufen, während die alten Systeme Wert nicht schnell genug übertragen konnten.“

Nerai zeigte die öffentlichen Reserven von Most.

„Sein Vorteil war nicht nur, dass er allen gemeinsam war. Die Menschen sahen seine Deckung, Gebühren, den Kurs, den Weg der Zahlung und jeden, der sie aufhielt."
Daren Voltr bat um das Wort.

„Der Elar ist noch immer durch die alten Währungen gedeckt."

„Ja."

„Wenn Sie sie abschaffen, wodurch wird er dann gedeckt sein?"

„Durch Produktion, Steuereinnahmen, Energiekapazität und das Vermögen des gemeinsamen Systems."

„Also durch Vertrauen in planetare Institutionen."

„Jede Währung ist Vertrauen in irgendeine Institution."

„Der Unterschied besteht darin, dass ein Bürger heute eine Währung verlassen und eine andere wählen kann."

„Die meisten Bürger besitzen kein Vermögen, das sie zwischen Währungen verschieben könnten. Die Währungswahl war vor allem eine Freiheit jener, die genug Mittel hatten, um den Folgen der Entscheidungen ihres eigenen Staates zu entkommen."
Voltr stand auf.

„Und dennoch war sie ein Gegengewicht. Eine einzige Währung kann gegen jeden Menschen auf dem Planeten zugleich eingesetzt werden."
„Ja."

Die Antwort überraschte auch ihn.

Nerai fuhr fort:

„Eine einheitliche Währung kann die Grundlage von Wohlstand sein. Aber auch die Grundlage der vollkommensten Tyrannei, die wir je geschaffen haben."
Im Saal wurde es vollkommen still.

„Deshalb genügt es nicht, dass das Geld des Bürgers sichtbar ist. Sichtbar sein muss die Macht über das Geld."

Auf dem Bild erschien ein Schema der Aufsicht.

Die Betriebsebene.

Die Kontrollebene.

Die gerichtliche Ebene.

Bürgerschaftliche Prüfung.

Eine öffentliche Verifikationskette.

„Der Betreiber der Währung darf nicht allein entscheiden, wen er kontrolliert. Die Aufsicht darf nicht selbst Aufzeichnungen verändern. Ein Gericht darf Daten nicht ohne dokumentierten Rechtsgrund öffnen. Und keine dieser Institutionen darf die Spur ihres Handelns beseitigen."

Voltr betrachtete das Schema.

„Und ein Verbrecher?", fragte er. „Wird auch er sehen, dass er überprüft wurde?"

„Ja."

„Rechtzeitig genug, um weitere Beweise zu verbergen?"

„Er wird sehen, dass die Überprüfung stattgefunden hat. Nicht notwendigerweise jede operative Schlussfolgerung im selben Augenblick. Doch der Zugriffseintrag darf nicht für immer geheim bleiben und darf sich nicht löschen lassen."

„Das ist ein Unterschied zu Jesairs Vorschlag."

„Nein. Jesair sagte, auch ein Verbrecher müsse sehen, wer ihn angesehen hat. Er sagte nicht, dass eine Untersuchung jeden ihrer Schritte im Voraus veröffentlichen müsse."

Voltr blieb stehen.

„Und wer hindert das System daran, einen geheimen Zugriff ohne Aufzeichnung einzurichten?"

„Die technische Architektur."

An den Wänden erschien der Datenfluss.

„Jedes Öffnen eines geschützten Datensatzes erzeugt einen signierten Eintrag. Daraus entsteht ein kryptografischer Fingerabdruck. Die Fingerabdrücke aller bedeutenden Änderungen und Zugriffe werden alle paar Minuten an eine verteilte Verifikationskette übermittelt."

„Eine Blockchain", sagte jemand aus den hinteren Reihen.

„Ja", antwortete Nerai. „Nicht als Ersatz für Wahrheit. Ein Hash beweist nicht, dass die ursprüngliche Angabe wahr war. Er beweist, dass niemand sie später stillschweigend verändert hat. Die Wahrheit müssen die Signatur der Quelle, Gegenprüfung und Audit gewährleisten."

Voltr setzte sich wieder.

Nerai sah den Konvent an.

„Überwachungstechnologien werden sich verbessern, gleichgültig, was wir heute beschließen. Wir können so tun, als würden wir sie verbieten, und sie heimlich nutzen lassen. Oder wir können dafür sorgen, dass jedes Auge, das einen Bürger betrachtet, selbst sichtbar ist."

Der letzte Satz erschien:

Das Recht zu sehen muss mit der Pflicht verbunden sein, gesehen zu werden.

In diesem Augenblick wurde die Verbindung des Konvents unterbrochen.

Nicht die ganze.

Nur eine Übertragung.

An den Wänden erschien das Zeichen der thaeronischen Bewegung.

Dann eine Stimme.

Kaels Stimme.

„Sie beschreiben einen Käfig aus Glas", sagte er. „Jeder wird die Gitter sehen, und Sie werden es Freiheit nennen."

Die Sicherheitssysteme versuchten, die Übertragung abzubrechen.

Nerai hob die Hand.

„Lassen Sie ihn."

Im Saal wurde Unruhe laut.

Kael fuhr fort:

„Eine Währung. Eine Steuerebene. Eine Finanzkarte. Eine planetare Intelligenz, die entscheidet, was ein Risiko ist. Sie behaupten, die Macht zwischen Räten, Gerichten und Bürgerprüfern aufzuteilen. Doch alle werden dasselbe System benutzen."

Nerai sah direkt in den Sensor.

„Kael Thorne."

Die Stimme schwieg einen Augenblick.

Dann lachte er.

„Sie haben keinen Beweis."

„Nein."

„Und dennoch nennen Sie mich öffentlich beim Namen."

„Ich habe einer Stimme einen Namen gegeben."

„So wird Ihre transparente Welt aussehen? Ein Analyst spricht einen Namen aus, und die Menge erledigt den Rest?"

„Nein. Deshalb verurteile ich Sie nicht. Ich frage Sie."

„Was?"

„Wie viel wussten Sie?"

Im Saal war nicht einmal eine Bewegung zu hören.

Kael antwortete erst nach einer Weile.

„Genug, um heute zu wissen, dass ich mehr hätte aufhalten müssen."

„Das ist keine Antwort."

„Es ist die einzige, die Sie bekommen werden."

„Sie haben Arien geholfen, finanzielle Wege zu schaffen."

„Ich habe vielen Menschen geholfen, finanzielle Wege zu schaffen."

„Warum ihm?"

„Weil ich Angst vor der Welt hatte, die Ihr Bruder vorschlug."

„Und jetzt haben Sie noch mehr Angst davor?"

„Jetzt habe ich den Beweis, dass meine Angst berechtigt war."

Nerai blickte auf das leere Bild, aus dem die Stimme kam.

„Sie halten das Drittel für einen Beweis gegen Transparenz?"

„Ich halte es für einen Beweis gegen die Konzentration von Macht. Arien benutzte biologisches Wissen, Finanznetze und automatisierte Systeme. Sie wollen alle drei in einer planetaren Ebene vereinen."

„Und die Verbindungen sichtbar machen."

„Sichtbarkeit verhindert keinen Missbrauch."

„Nein."

„Was dann?"

„Dass der Missbrauch nicht allein in der Hand dessen bleibt, der das System hält."

Kael lachte.

„Das ist Glaube."

„Ja.“

Die Antwort ging wie ein stiller Stoß durch den Saal.

„Jede Gesellschaftsordnung beruht auf dem Glauben, dass Menschen wenigstens manchmal Regeln achten werden. Der Unterschied liegt darin, ob sie deren Verletzung verbergen können.“

„Wir auf Thaeron werden Ihre Regeln nicht annehmen.“

„Das ist Ihr Recht.“

„Sie lassen uns also gehen?“

„Wenn Sie keine Gewalt finanzieren, kein Vermögen fortschaffen, das Ihnen nicht gehört, und keine Erträge aus unserer gemeinsamen Infrastruktur verbergen.“

„Also Freiheit unter einer Bedingung.“

„Jede Freiheit endet dort, wo eine Rechnung beginnt, die jemand anderes bezahlen soll.“

Kaels Stimme verstummte.

Dann sagte er:

„Eines Tages werden die Bürger mehr Angst vor Ihrem System haben als vor den Menschen, vor denen es sie schützen sollte.“

„Vielleicht.“

„Und was dann?“

„Dann müssen sie die Macht haben, es zu verändern.“

„In einer einzigen Währung?“

„In einer öffentlichen Verfassungsordnung.“

„Also in einem einzigen Staat.“

Nerai schwieg einen Moment.

Auf diesen Satz hatte der Konvent gewartet.

Manche mit Hoffnung.

Andere mit Angst.

„Heute schlage ich keinen einzigen Staat vor“, sagte sie. „Ich schlage vor, dass gemeinsame Probleme gemeinsam sichtbar werden und dass gemeinsame Macht gemeinsamer Kontrolle unterliegt.“

„Das ist der Anfang eines einzigen Staates.“

„Vielleicht.“

„Dann sprechen Sie es aus.“

Nerai sah die vierzig Delegationen an.

Die leeren Reihen.

Den Platz, an dem Jesair einst gesessen hatte.

„Wenn Elarion eines Tages zu einem einzigen Staat wird, darf es nicht geschehen, weil jemand ihn erobert hat. Auch nicht, weil eine Währung die anderen besiegt hat. Es muss geschehen, weil die Menschen erkennen, dass ihr Leben längst mehr gemeinsam hat als ihre Regierungen.“

Kael antwortete nicht.

Die Verbindung brach ab.

Diesmal beendete er sie selbst.

Der Konvent tagte weitere dreiundzwanzig Tage.

Er nahm nicht alles an, was Nerai vorgeschlagen hatte.

Der Grundanteil wurde bestätigt, doch seine Höhe sollte weiterhin von den regionalen Lebenshaltungskosten bestimmt werden.

Most sollte aufhören, eine private Gesellschaft zu sein, und in das Eigentum einer planetaren öffentlichen Stiftung übergehen.

Der Elar wurde zur gesetzlichen Verrechnungseinheit für zwischenstaatliche Steuern, öffentliche Zahlungen, den Grundanteil und den Handel mit Thaeron.

Die alten Währungen verschwanden nicht.

Vorerst.

Der Konvent beschloss den Grundsatz eines sichtbaren letztendlichen Eigentümers für jede Gesellschaft, jeden Fonds und jede Stiftung mit bedeutendem wirtschaftlichem oder politischem Einfluss.

Jeder Zugriff auf geschützte Finanzdaten musste eine unlöschbare Spur hinterlassen.

Jede Ausnahme musste einen Urheber, einen Rechtsgrund und ein Ablaufdatum haben.

Jede automatische Risikoregel sollte öffentlich überprüfbar sein.

Der Konvent richtete einen planetaren Verfassungsausschuss ein.

Keine Regierung.

Noch nicht.

Als Nerai die letzte Sitzung verließ, wartete Daren Voltr am Ausgang auf sie.

„Sie haben gewonnen“, sagte er.

„Nein.“

„Der Elar ist zur gesetzlichen Einheit geworden.“

„Zu einer der Einheiten.“

„Most gehört keiner privaten Gruppe mehr.“

„Das war notwendig.“

„Eine planetare Steuerebene.“

„Eine begrenzte.“

Voltr sah sie an.

„Wissen Sie, was an Ihnen am gefährlichsten ist?“

„Nein.“

„Sie beschreiben jeden Schritt als kleiner, als er tatsächlich ist.“

Nerai blickte auf die Wand der Namen vor dem Gebäude.

„Und Sie beschreiben jeden Schritt als den letzten.“

„Weil ich weiß, wohin sie führen.“

„Wohin?“

Voltr zeigte auf Nitra.

„Zur Hauptstadt des Planeten.“

Nerai blickte auf den Fluss.

„Vielleicht braucht der Planet einen Ort, an dem er sich selbst ansehen muss.“

39. Ein Elar

Die alten Währungen verschwanden nicht durch eine Abstimmung.

Sie verschwanden durch den Gebrauch.

Zuerst nahmen große zwischenstaatliche Lieferanten sie nicht mehr an.

Nicht, weil der Konvent sie verboten hätte.

Der Elar war einfacher.

Ein Preis.

Eine Abrechnung.

Eine offengelegte Gebühr.

Ohne Wechselkursabsicherung.

Ohne zwei Tage Wartezeit.

Ohne die Frage, wie viel Wert zwischen Absender und Empfänger verloren ging.

Dann verlangten Beschäftigte, die für Unternehmen in mehreren Staaten arbeiteten, Elar.

Sie wollten nicht, dass sich der Wert ihres Lohns nach der Entscheidung einer Regierung änderte, unter der sie nicht einmal lebten.

Händler gaben Preise in zwei Währungen an.

Später nur noch in Elar.

Die örtlichen Währungen blieben auf Konten, in Gesetzen und in alten Verträgen bestehen.

Im Alltag jedoch erinnerten sie allmählich an Sprachen, in denen noch Riten niedergeschrieben wurden, in denen man aber kein Brot mehr bestellte.
Die letzten beiden großen Währungen gaben ihren eigenständigen Wechselkurs nach einer Wirtschaftskrise auf, die sie selbst ausgelöst hatten.
Ihre Zentralbanken hatten versucht, den Export durch Abwertung zu fördern.

Die Unternehmen kauften Energie und Rohstoffe jedoch in Elar.

Ihre Kosten stiegen.

Die Bürger verlagerten ihre Ersparnisse.

Die Währung brach ein.

Was einem Staat einst geholfen hatte, einen Teil seines Problems auf die Bürger abzuwälzen, funktionierte nicht mehr in einer Welt, in der die Bürger Zugang zu einem gemeinsamen Wert hatten.
Sieben Jahre nach dem Drittel war der Elar Elarions einzige gesetzliche Währung.

Niemand bestimmte einen einzigen Tag, an dem es geschah.

Der letzte Staat verabschiedete ein Gesetz.

Die letzte Bank stellte ihre Buchhaltung um.

Die letzte alte Währung erhielt einen festen Umrechnungskurs.

Und damit war es vorbei.

Das folgende Wirtschaftswachstum überraschte selbst die Befürworter der Reform.

Es war nicht die Währung allein, die es brachte.

Es waren die Hindernisse, die mit ihr verschwanden.

Ein Unternehmen musste nicht mehr dreißig Buchhaltungen führen.

Eine kleine Firma konnte auf der anderen Seite des Planeten verkaufen, ohne eine Währungsabteilung zu unterhalten.

Investoren verglichen Projekte nach dem tatsächlichen Ertrag, nicht nach einem Wechselkursvorteil.

Öffentliche Aufträge verwendeten dieselben Preise.

Die Finanzämter sahen dieselbe Grundlage.

Gewinne wurden dort besteuert, wo der Wert entstand.

Die Sätze sanken allmählich.

Zuerst für niedrige und mittlere Einkommen.

Dann für Unternehmen.

Die Staaten stellten fest, dass eine niedrigere Steuer, die auf beinahe alles erhoben wurde, mehr einbrachte als eine hohe Steuer, der die Hälfte des großen Kapitals entging.
Die Steueroasen versuchten zu überleben.

Sie boten noch niedrigere Sätze an.

Dann vollständige Befreiung.

Dann geheime Register außerhalb des planetaren Netzes.

Doch eine Gesellschaft mit unbekanntem Eigentümer konnte weder große Zahlungen in Elar empfangen noch sich um öffentliche Aufträge bewerben oder strategische Infrastruktur besitzen.
Geheimhaltung blieb möglich.

Sie war nicht länger vorteilhaft.

Einige Inselstaaten brachen zusammen.

Andere veränderten sich.

Sie setzten ihre ausgebildeten Juristen, Verwalter und Finanzexperten zur Prüfung des neuen Systems ein. Aus Orten, die Dunkelheit verkauft hatten, wurden Zentren der Überprüfung.
Darin lag eine Ironie, die Nerai nicht als Strafe betrachtete.

Menschen müssen nicht für immer das bleiben, wovon sie einst gelebt haben.

Die Haushaltsdefizite verschwanden nicht sofort.

Nach dem Drittel mussten ganze Gebiete wiederaufgebaut werden.

Die Versorgung der Überlebenden war teuer.

Der Grundanteil stieg.

Die Städte bauten ihre Infrastruktur für eine Welt mit weniger Arbeit und mehr Automatisierung um.
Doch die Abflüsse nahmen ab.

Korruptionsnetze wurden kürzer.

Überteuerte Projekte wurden entdeckt, bevor die Verträge unterschrieben waren.

KI verglich Preise, Qualität und Eigentumsverhältnisse.

Sie verbot keine Entscheidungen.

Sie warnte.

Wenn eine Regierung trotz einer Warnung den teureren Lieferanten wählte, konnte sie das tun.

Doch sie musste erklären, warum.

Öffentlich.

Mit dem Namen des Verantwortlichen.

Das System beseitigte die Dummheit nicht.

Es beseitigte einen Teil der Sicherheit, die ihr die Dunkelheit bot.

Nach zehn Jahren wiesen die meisten Staaten Überschüsse aus.

Die Überschüsse kamen nicht jedes Jahr.

Sie ließen sich nicht unter allen Umständen garantieren.

Doch die alte Vorstellung, ein Staat müsse dauerhaft verschuldet sein, zerfiel.

Ein Teil der Überschüsse floss in den Grundanteil.

Ein Teil in Reserven.

Ein Teil in das gemeinsame Eigentum an automatisierten Systemen.

Die Menschen konnten arbeiten.

Unternehmen gründen.

Etwas schaffen.

Für Kinder sorgen.

Lernen.

Anderen helfen.

Doch ihr Recht auf Wohnen, Nahrung und grundlegende Versorgung hing nicht mehr davon ab, ob jemand ihre Zeit kaufen musste.
Der Grundanteil löste nicht alles.

Manche Menschen verloren ihren Lebenssinn.

Andere zogen sich in eine von Maschinen erschaffene Unterhaltungswelt zurück.

Es entstanden Streitigkeiten darüber, ob die Gesellschaft Menschen unterstützen sollte, die ihr nichts zurückgaben.

Auf diese Fragen hatte Nerai keine einfache Antwort.

Jesair hatte einst gesagt, ein Mensch sei nicht deshalb wertvoll, weil eine Maschine ihn brauche.

Doch das bedeutete nicht, dass ein Mensch es nicht brauchte, von einem anderen Menschen gebraucht zu werden.

Deshalb bereiteten Schulen die Kinder nicht mehr nur auf einen Beruf vor.

Sie lehrten sie, Beziehungen zu knüpfen, Verantwortung zu tragen, über gemeinsame Angelegenheiten zu entscheiden und zwischen Verlangen und Bedürfnis zu unterscheiden.
Arbeit wurde nicht überflüssig.

Sie war nicht länger der einzige Beweis für das Recht zu existieren.

Auch der Krieg veränderte sich.

Zuerst langsam.

Transparentes Geld konnte keinen Hass lesen.

Es konnte keinen Menschen daran hindern, ein Gebiet beherrschen, Nachbarn bestrafen oder ein altes Unrecht wieder aufleben lassen zu wollen.
Doch es konnte die Vorbereitung sehen.

Waffen brauchten Hersteller.

Hersteller Material.

Material Energie.

Armeen Vorräte.

Söldner Zahlungen.

Transportkorridore Versicherungen.

Propaganda Medieneigentümer.

Ein großer Krieg ließ sich nicht nur im Herzen vorbereiten.

Er musste in die Wirtschaft eintreten.

Und dort hinterließ er Spuren.

Als ein südlicher Staat begann, heimlich Navigationsbauteile aufzukaufen, die sich in Kampfmodulen verwenden ließen, warnte das System die anderen Regierungen und die eigenen Bürger dieses Staates.
Die Regierung behauptete, es handle sich um zivile Modernisierung.

Die Öffentlichkeit sah die Mengen, die Lieferanten und die parallelen Treibstoffkäufe.

Die Opposition verlangte eine Erklärung.

Verbündete Staaten boten eine Kontrolle an.

Das Projekt wurde gestoppt, bevor eine Flotte entstand.

In einem anderen Fall verhinderte Transparenz den Konflikt nicht.

Zwei Gebiete stritten um Wasserressourcen, und beide verlegten offen Sicherheitskräfte.

Die Welt sah die Vorbereitung.

Gerade deshalb konnte jedoch niemand so tun, als sei der Angriff unerwartet gekommen.

Der Planetare Rat griff früher ein.

Nicht durch geheime Diplomatie.

Durch öffentliche Verhandlungen, bei denen jede Seite die Kosten einer Fortsetzung sah.

Der Konflikt endete mit einer Einigung.

Nicht, weil die Menschen besser geworden wären.

Sondern weil die heimliche Absicht ihren Vorteil verloren hatte.

Allmählich entstand eine gemeinsame Verteidigung.

Zuerst der Schutz des Orbitalrings.

Dann Thaerons.

Später die Kontrolle strategischer Waffen.

Die Staaten behielten ihre Sicherheitskräfte, konnten aber ohne die gemeinsame Infrastruktur keinen eigenen großen Krieg mehr führen.
Nach Währung, Steuern und Verteidigung kam das Recht.

Ein Unternehmen, das auf dem ganzen Planeten tätig war, konnte nicht vierzig Gerichten mit widersprüchlichen Entscheidungen unterliegen.

Ein Bürger konnte nicht in einer Region das Recht auf Sichtbarkeit staatlicher Macht haben und in einer anderen nicht.

Der Grundanteil konnte kein gemeinsames Recht ohne gemeinsame Verfassungsgrundlage sein.

Der planetare Verfassungsausschuss arbeitete zwölf Jahre lang.

Der erste Entwurf wurde abgelehnt.

Der zweite ebenfalls.

Der dritte teilte die Befugnisse zwischen planetarer Ebene, Regionen, Staaten und Städten auf.

Ein Planet.

Eine Währung.

Eine Verteidigung.

Eine Grundrechtecharta.

Doch vierzig Rechtstraditionen.

Dutzende Sprachen.

Hunderte örtliche Regierungsformen.

Die Staaten hörten nicht auf zu existieren.

Sie hörten auf, der letzte Ort der Macht zu sein.

Am Tag der Verabschiedung der Verfassung trafen sich die Vertreter in Nitra.

Manche weinten.

Andere stimmten dagegen.

Mehrere veyranische Delegationen verließen den Saal noch vor dem Ergebnis.

Ein großer Teil ihrer Unterstützer lebte bereits auf Thaeron.

Sie lehnten das gemeinsame Finanzsystem ab.

Sie behaupteten, auch gegenseitig kontrollierte Macht werde eines Tages zur Tyrannei.

Sie errichteten eigene Siedlungen, Banken und Rechtsordnungen.

Elarion zwang sie nicht zur Rückkehr.

Doch zwischen den Planeten entstand eine Grenze, die es zuvor nicht gegeben hatte.

Zwischen den Planeten entstand eine Grenze, die nicht auf Biologie beruhte.

Auch nicht auf einer Trennung nach Rassen.

Es war eine Grenze zwischen Zivilisationsformen.

Auf Elarion war große Macht verpflichtet, eine sichtbare Spur zu hinterlassen.

Auf einem Teil Thaerons galt Geheimhaltung als Voraussetzung der Freiheit.

Der Handel zwischen den Welten ging weiter.

Mit Misstrauen.

Mit Regeln.

Mit einer Frage, die noch nicht gelöst war.

Wie viel Privatsphäre kann eine Gesellschaft bewahren, ohne dass darin erneut unsichtbare Macht entsteht?

Kael Thorne blieb auf Thaeron.

Er wurde nie rechtskräftig für das Drittel verurteilt.

Die Beweise bestätigten, dass er Ariens Netze finanziert und versucht hatte, die letzten Phasen aufzuhalten. Sie bestätigten nicht, wie viel er wusste, als er die ersten Wege öffnete.

Für die einen war er ein Verbrecher, der entkommen war.

Für die anderen ein Mann, der die Gefahr eines einheitlichen Systems rechtzeitig erkannt hatte.

Für sich selbst blieb er ein Mensch, der glaubte, die Geschichte werde ihn eines Tages rechtfertigen.

Arien Korveth wurde verurteilt.

Der Prozess dauerte sieben Jahre.

Hunderte Wissenschaftler, Verwalter, Bankiers, Juristen und Hinterbliebene sagten aus.

Das Gericht verwarf sein Argument, die einzelnen Teile des Projekts seien rechtmäßig gewesen.

Es entschied, dass ein Mensch, der rechtmäßige Teile bewusst zu einem verbrecherischen Ganzen verbindet, die Verantwortung für das Ganze trägt.
Arien wurde nicht hingerichtet.

Elarion kannte die Todesstrafe nicht.

Den Rest seines Lebens verbrachte er in einer Einrichtung, in der jede Ausgabe, jede Kontrolle und jede Entscheidung ebenso aufgezeichnet wurde wie bei jedem anderen Bürger.
Auch er sah, wer seine Daten öffnete.

Auch er konnte einen unbefugten Zugriff anfechten.

Viele hielten das für zu viel Gnade.

Nerai nicht.

Ein System, das nur die Rechte der Unschuldigen schützt, schützt keine Rechte.

Es schützt die Beliebten.

Zwanzig Jahre nach dem Drittel stand Nerai vor dem Gebäude der planetaren Versammlung.

Sie war älter.

Ihr Haar war silbern.

In ihren Augen hatte sie noch immer keinen goldenen Ring.

Nitra hatte sich verändert.

Über der Altstadt erhoben sich neue Verwaltungstürme. Auf dem Fluss verkehrten leise öffentliche Module. Die ehemaligen Sitze der Zentralbanken waren zu Archiven der Währungsgeschichte geworden.
Kinder lernten dort, dass Elarion einst dreißig Währungen gehabt hatte.

Vielen erschien das unbegreiflich.

„Warum?“, fragten sie.

Die Lehrer erklärten ihnen Souveränität, Wechselkurse, Abwertung, Steuerwettbewerb und den Schutz örtlicher Volkswirtschaften.
Die Kinder hörten mit demselben Staunen zu, mit dem frühere Generationen von Zeiten gehört hatten, in denen jeder Staat andere Gewichts- oder Längeneinheiten benutzte.
Nerai ging zur Wand der Namen.

Sie zeigte noch immer die Opfer des Drittels.

Nach Jahrzehnten konnte die Liste sich inzwischen wiederholen.

Heute stand Jesair nicht darauf.

Auch Mareia nicht.

Nerai stellte das dunkelblaue Gefäß auf den Boden.

Diesmal ließ sie es dort.

Auf ihrer persönlichen Benutzeroberfläche erschien eine Benachrichtigung.

Das Planetare Geschichtsarchiv hatte die Aufzeichnungen aus der Untersuchung des Drittels geöffnet.

Zweck: Vorbereitung einer Bildungsausstellung.

Verantwortliche Person: Laren Saor.

Zugriffsumfang: finanzielle Beweiskarte ohne geschützte personenbezogene Daten.

Nerai sah die Benachrichtigung an.

In der alten Welt hätte sie vielleicht nie erfahren, dass jemand die Akte geöffnet hatte, die sie angelegt hatte.

In der neuen Welt sah sie den Namen, den Zweck und den Umfang.

Sie konnte den Zugriff anfechten.

Sie tat es nicht.

Über Nitra begann es zu dämmern.

Am Versammlungsgebäude leuchtete das Zeichen Elarions.

Am Versammlungsgebäude leuchtete das neue planetare Zeichen.

Es verwies weder auf die Union noch auf einen der ursprünglichen Staaten.

Vierzig Linien führten in einen einzigen Kreis.

Kritiker behaupteten, das Symbol zeige ein Verschlingen.

Seine Urheber behaupteten, es zeige Verbindung.

Nerai sah beides darin.

Jede Einheit rettet etwas.

Und beendet etwas.

Elarion war nicht zu einem einzigen Staat geworden, weil seine Bewohner aufgehört hatten, verschieden zu sein.

Es war dazu geworden, weil sie nach und nach aufgehört hatten, so zu tun, als wirke eine große Entscheidung eines Einzelnen nicht auf die anderen.
Das Geld eines Menschen konnte Forschung finanzieren.

Forschung ein Labor.

Ein Labor eine Krankheit.

Eine Krankheit den Tod auf dem ganzen Planeten.

Ebenso aber konnte Geld Heilung finanzieren.

Maschinen.

Den Grundanteil.

Den Wiederaufbau von Städten.

Und eine Welt, in der die Macht sich zeigen musste, bevor sie andere bat, ihr zu vertrauen.

Transparenz machte die Menschen nicht gut.

Sie beseitigte keinen Zorn.

Keinen Stolz.

Kein Verlangen zu besitzen.

Keine Angst vor Verlust.

Auch nicht die Fähigkeit des Menschen, sich selbst davon zu überzeugen, dass seine Wunde Gerechtigkeit sei.

Sie tat nur eines.

Sie erschwerte es großer Macht, sich ohne Schatten zu bewegen.

Nerai legte drei Finger auf die kühle Oberfläche des Gefäßes.

Sie wusste nicht, weshalb.

Die Geste kam ganz von selbst.

Zu selbstverständlich.

Für einen Augenblick hatte sie das Gefühl, eine Erinnerung berühre sie, die nicht ganz ihr gehörte.

Ein anderer Planet.

Eine andere Sonne.

Ein Garten.

Ein Mann und eine Frau, die einander wieder begegnen würden, auch wenn ihre Namen andere wären.

Dann verschwand das Gefühl.

Nerai wandte sich zur Stadt.

Hinter ihr blieb die Wand der Toten.

Vor ihr die Welt der Lebenden.

Ein Planet.

Ein Staat.

Vierzig Erinnerungen.

Und ein Wert, der nicht länger im Schatten wandeln durfte.

40. Das Gewicht der Macht

Der Stein wog einunddreißig Tonnen.

Vor zwei Wochen hatte man ihn von Thaeron gebracht, und seitdem lag er mitten in der Forschungshalle in Arda. Die Wissenschaftler hatten ein Stück Gestein ohne besondere physikalische Eigenschaften gewählt. Sie wollten einen Gegenstand, bei dem sich das Ergebnis nicht dem Material zuschreiben ließe.
Um ihn herum standen drei Metallringe.

Jeder hatte einen Durchmesser von etwa fünf Metern und eine Oberfläche, die in Hunderte schmale Segmente unterteilt war. Zwischen den Segmenten verliefen Leiter, die weit unter die Umgebungstemperatur gekühlt wurden. Vom Boden führten dicke Energieleitungsbündel zu ihnen.
Hinter der Sicherheitswand warteten etwa vierzig Menschen.

Physiker.

Techniker.

Vertreter der Universitäten.

Der Planetare Rat für technologische Risiken.

Zwei Militäranalysten.

Und Nerai Sael.

Seit dem Drittel waren viele Jahre vergangen. Nerai leitete nicht mehr die täglichen Untersuchungen der Finanzströme. Ihr Name blieb jedoch mit den Regeln verbunden, nach denen sich Most nach dem Konvent allmählich von einem Zahlungsnetz zu einer der grundlegenden Informationsebenen der planetaren Wirtschaft entwickelt hatte.
Deshalb lud man sie immer dann ein, wenn eine neue Erfindung eine Frage aufwarf, die Techniker allein nicht beantworten konnten.
Wer würde diese Sache besitzen dürfen?

Der Versuchsleiter Oran Sel stand am Steuerpult.

„Bodenmessung?“

„Einunddreißig Komma vier Tonnen“, antwortete die Labor-KI.

„Energie?“

„Bereit.“

„Synchronisierung?“

„Abweichung unterhalb der Messgrenze.“

Oran wandte sich den Menschen hinter dem Glas zu.

„Was Sie sehen werden, ist der vierte Versuch. Die ersten drei fanden ohne Personen außerhalb des Laborteams statt. Wir haben das Ergebnis erst veröffentlicht, nachdem zwei unabhängige Einrichtungen es reproduziert hatten.“
Dann wandte er sich wieder dem Pult zu.

„Feld auf zehn Prozent hochfahren.“

Auf dem Bildschirm erschien der Wert der Bodenbelastung.

Einunddreißig Tonnen.

Dreißig.

Achtundzwanzig.

Fünfundzwanzig.

Der Stein bewegte sich nicht.

Bei zwanzig Prozent zeigte die Messung siebzehn Tonnen an.

Bei dreißig Prozent neun.

In der Halle herrschte völlige Stille.

Oran erhöhte die Leistung auf vierzig Prozent.

Der Wert sank unter eine Tonne.

Dann beinahe auf null.

Der Stein löste sich vom Boden.

Zunächst um wenige Millimeter.

Bald lagen fünf Zentimeter zwischen ihm und dem Boden.

Oran bewegte den Regler.

Einunddreißig Tonnen thaeronischen Gesteins stiegen einen Meter hoch.

Nerai spürte eine unangenehme Spannung in den Schultern. Ihr Verstand sagte ihr, dass das Feld den Stein hielt. Ihr Körper sah eine Gesteinsmasse über dem Boden hängen und erwartete den Sturz.

„Können Sie ihn verschieben?“, fragte eines der Ratsmitglieder.

Oran nickte.

Der Stein bewegte sich langsam nach rechts.

Dann zurück.

Seine Bewegung war so ruhig, dass sie absurd wirkte. Ein Gegenstand, für dessen Verlagerung man noch vor wenigen Jahren ein Schwerlasttransportsystem gebraucht hätte, glitt nun mit der Geschwindigkeit eines gehenden Menschen durch die Halle.
Oran verringerte die Leistung.

Der Stein sank langsam herab.

Als er den Boden berührte, hallte ein tiefes Dröhnen durch die Halle.

„Seine Masse ist gleich geblieben?“, fragte Nerai.

„Ja.“

„Was haben Sie dann verändert?“

Oran suchte einen Moment nach Worten.

„Ganz einfach gesagt haben wir die Kopplung zwischen der Materie und dem örtlichen Gravitationsfeld verändert. Der Stein hatte die ganze Zeit dieselbe Trägheit und dieselbe innere Struktur. Bei voller Feldwirkung zog der Boden ihn jedoch kaum noch an.“
„Kaum?“

„Ganz auf null sind wir bisher nicht gekommen.“

Nerai sah den Stein erneut an.

„Und werden Sie es schaffen?“

Oran lächelte.

„Diese Frage ist der Grund, weshalb wir Wissenschaft betreiben.“

Die Nachricht von dem Experiment ging innerhalb weniger Stunden um Elarion.

Die größte Aufmerksamkeit erhielt der Transport.

Energiemodelle berechneten sofort, wie viel es kosten würde, eine Last in die Umlaufbahn zu bringen, wenn man ihre gravitative Kopplung während des ersten Flugabschnitts verringern könnte.
Bauunternehmen begannen Konstruktionen zu entwerfen, die sich am Boden als Ganzes fertigen und dann an ihren Platz heben ließen.

Die Minen auf Thaeron sahen die Möglichkeit, Gesteinsmassen zu befördern, bei denen der Transport teurer war als der Abbau selbst.
Die Städte begannen von einer neuen Generation öffentlicher Verkehrsmittel zu sprechen.

Raumfahrtingenieure holten Projekte hervor, die jahrzehntelang in Archiven gelegen hatten, weil sie sich wirtschaftlich nicht rechneten.
Einige Tage lang schien es, als hätte Elarion eine jener Erfindungen erhalten, nach denen die Geschichte in eine Zeit davor und eine Zeit danach zerfällt.
Dann kam ein zweiter Bericht.

Dieser war nicht mehr öffentlich.

Er entstand in einem Sicherheitsmodell einer der Universitäten.

Wissenschaftler untersuchten, wie sich die Gravitationsfelder einzelner Ringe bei Überlagerung verhielten. Sie gingen davon aus, dass die Gesamtwirkung ungefähr der Summe der Leistungen entsprechen würde.
Die Berechnungen zeigten eine andere Eigenschaft.

Bei sehr präziser Synchronisierung begannen die Felder sich auf nichtlineare Weise zu verstärken.

Zwei Physiker hielten das Ergebnis zunächst für einen Fehler.

Sie ließen das Modell erneut durchlaufen.

Dann auf einem anderen Rechensystem.

Schließlich baten sie um eine unabhängige Überprüfung.

Das Ergebnis blieb bestehen.

Oran Sel erhielt den Bericht um drei Uhr morgens.

Um fünf beantragte er eine sofortige Sitzung des Planetaren Rats.

Nerai traf kurz nach sieben ein.

An der Wand des Raumes hing eine Karte Elarions.

In ihrer Mitte leuchtete ein Kreis mit einem Durchmesser von fast vierhundert Kilometern.

„Was ist das?“, fragte sie.

Oran stand am Fenster. Er sah aus, als hätte er die ganze Nacht nicht geschlafen.

„Der Wirkungsbereich.“

„Welcher Wirkung?“

„Der vollständigen.“

Nerai wartete.

Oran öffnete das physikalische Modell.

„Ein einzelner Generator kann die gravitative Kopplung in einem verhältnismäßig kleinen Raum abschwächen. Bei mehreren Generatoren erwarteten wir eine größere oder stärkere Wirkung. Es hat sich gezeigt, dass bei genauer Anordnung und Synchronisierung zwischen ihnen ein stabiler Bereich entsteht, in dem sich die Kopplung null nähern kann.“ Nerai zeigte auf den Kreis.

„In diesem gesamten Gebiet?“

„Dem Modell zufolge ja.“

„Wie groß ist es?“

„Diese konkrete Berechnung ergibt einen Durchmesser von dreihundertachtzig Kilometern.“

Nerai sah ihn an.

„Sie sagen mir, dass Sie die Schwerkraft über einem Gebiet von der Größe eines Staates ausschalten können.“

Oran schüttelte sofort den Kopf.

„Ich sage, dass die Physik es allem Anschein nach zulässt. Wir besitzen keine solche Anlage.“

„Ließe sie sich bauen?“

Oran wandte sich einem anderen Mann im Raum zu.

Es war der leitende technische Analyst des Projekts.

„Beim gegenwärtigen Stand der Technik ja“, sagte er.

Diese Antwort veränderte die Atmosphäre im Raum.

„Wie lange?“, fragte Nerai.

„Wenn jemand alles Nötige zur Verfügung hätte, vielleicht zwei oder drei Jahre.“

„Und was bedeutet alles Nötige?“

An der Wand erschien eine Liste.

Vierundzwanzig Gravitationsemitter.

Sechs Phasensynchronisatoren der höchsten Klasse.

Große Mengen supraleitenden Metamaterials.

Drei getrennte Energiespeicher, die innerhalb kurzer Zeit extreme Leistung abgeben konnten.

Mehrere spezialisierte Fertigungslinien.

Eine genaue gravimetrische Karte des Gebiets.

Rechenkapazität, über die nur wenige Dutzend Einrichtungen auf dem Planeten verfügten.

Und ein Netz technischer Fachkräfte mit sehr eng umrissenen Spezialisierungen.

Nerai las die Liste langsam.

„Was würde geschehen, wenn jemand es wirklich einschaltete?“

Diesmal antwortete Oran.

„Das hinge von der Form des Feldes, seiner Wirkungshöhe und der Dauer ab.“

„Der schlimmste realistische Fall.“

Oran setzte sich.

„Menschen und Gegenstände, die nicht fest verankert sind, würden den größten Teil ihrer Bindung an die Oberfläche verlieren. Wasser würde sich völlig anders verhalten. Die Atmosphäre würde sich in diesem Gebiet rasch verlagern. Verkehrssysteme würden den Kontakt zur Oberfläche verlieren. Bei längerer Einwirkung würde die Rotation des Planeten die Lage zusätzlich verkomplizieren.“

Auf der Karte erschienen weitere Ebenen.

Städte.

Flüsse.

Energienetze.

Verkehrsknotenpunkte.

„Der Boden selbst würde nicht ins All davonfliegen“, fuhr Oran fort. „Gestein wird auch von anderen Kräften zusammengehalten. Doch das gravitative Gleichgewicht beeinflusst eine enorme Zahl von Systemen. Wenn das Feld plötzlich über einem bewohnten Gebiet entstünde, könnte die Zahl der Opfer gewaltig sein.“

„Und wenn man es ausschaltet?“

„Kehrt die Schwerkraft zurück."

Nerai begriff den nächsten Teil, bevor er ihn aussprach.

Alles, was während der Feldwirkung den Bodenkontakt verloren hätte, würde zu fallen beginnen.

„Wie viele Menschen leben in diesem Kreis?", fragte sie.

„In diesem Modell elf Millionen."

Niemand stellte noch eine Frage.

Der technische Rat verbrachte die folgenden sechs Tage damit herauszufinden, ob sich das entdeckte Phänomen dem Bereich praktischer Anwendung entziehen ließ.
Die Antwort war unangenehm.

Die Technologie war anspruchsvoll, teuer und erforderte mehrere Geräte, die nur an wenigen Orten hergestellt wurden. Das physikalische Prinzip war jedoch zu allgemein, um es für immer geheim halten zu können.
Die Zeit arbeitete gegen das Geheimnis.

Wenn ein Labor das Phänomen entdeckt hatte, würde irgendwann ein weiteres es entdecken.

Wenn eine KI es modellieren konnte, würde eine andere es eines Tages ebenfalls herleiten.

Elarion hatte längst begriffen, dass wissenschaftliches Wissen sich nicht über Generationen hinweg zuverlässig in einem einzigen Raum einschließen ließ.
Die Frage verlagerte sich deshalb von der Physik zur Gesellschaft.

Zu einer Sondersitzung trafen Vertreter der Hersteller, Universitäten, Energieversorger, Sicherheitsinstitutionen, Bürgerräte und von Most zusammen.
Daren Voltr saß unter ihnen.

Er war alt. Doch Elarions Medizin hatte solche Fortschritte gemacht, dass ein hohes Alter schon lange nicht mehr automatisch den Rückzug aus dem öffentlichen Leben bedeutete.
Als er das Wort erhielt, wandte er sich an Oran.

„Wie viele einzelne Dinge muss man kaufen oder herstellen, um das zu verwirklichen?"

„Tausende."

„Wie viele davon sind allgemein erhältlich?"

„Die meisten."

„Ein Verbot einzelner Komponenten löst also nichts."

„Genau."

„Wie viele sind kritisch?"

Oran öffnete eine Liste.

„Das hängt davon ab, was Sie als kritisch bezeichnen. Wenn wir von Dingen sprechen, ohne die wir ein solches System heute nicht bauen können, gibt es ungefähr siebzehn technologische Voraussetzungen."

„Siebzehn Produkte?"

„Voraussetzungen. Manche sind Produkte. Andere sind Fertigungsmöglichkeiten, Zugang zu Energie, Menschen oder Rechenkapazität."

Voltr nickte.

„Und wie viele Akteure auf Elarion können alle siebzehn erfüllen?"

Oran schwieg kurz.

„Das weiß ich nicht."

Nerai meldete sich von ihrem Platz aus.

„Most weiß es."

Alle wandten sich ihr zu.

Voltr lächelte.

„Natürlich."

Nerai kannte seinen Ton.

„Wollen Sie die Antwort oder eine Diskussion darüber, weshalb wir sie haben?"

„Beides."

„Zuerst die Antwort."

Vor Nerai öffnete sich die Arbeitsfläche von Most.

„Schicken Sie uns die technischen Voraussetzungen."

Oran runzelte die Stirn.

„Wir können sie nicht vollständig in ein Finanzsystem eingeben."

„Das müssen Sie nicht. Wir brauchen eine wirtschaftliche Darstellung."

„Was meinen Sie damit?"

Nerai zeigte auf den ersten Punkt.

„Wie viele Phasensynchronisatoren?“

„Sechs.“

„Wer stellt sie her?“

An der Wand erschienen drei Unternehmen.

„Wie viele Gravitationsemitter?“

„Mindestens vierundzwanzig dieser Klasse.“

Die Hersteller und ihre Fertigungskapazitäten erschienen.

„Energie?“

Oran nannte die erforderliche Größenordnung.

Most zeigte Kraftwerke, Speicher und industrielle Netze an, die einen solchen Impuls bereitstellen konnten.

„Metamaterial?“

Eine weitere Ebene.

„Berechnungen?“

Noch eine.

„Präzisionsfertigung?“

Noch eine.

„Fachleute?“

Hier hielt Nerai inne.

„Bei Menschen verwenden wir nur die zusammengefasste Verfügbarkeit von Fachwissen. Die Namen bleiben geschützt.“

Voltr hob die Augenbrauen.

„Wenigstens etwas.“

Nerai fuhr fort.

Most setzte die Bedingungen nach und nach zusammen.

Es erstellte keine Liste von Verdächtigen.

Es erstellte eine Karte der Fähigkeiten.

Das System kannte die Eigentümer großer Fertigungsunternehmen.

Es kannte die Kapazitäten, die Firmen öffentlich auswiesen und die sich anhand ihrer Einkäufe, ihres Verbrauchs und ihrer Produktion überprüfen ließen.
Es kannte die großen Energieverträge.

Es kannte die Finanzierung der Forschungszentren.

Es kannte die Herkunft des Kapitals.

Es kannte die Mietverträge für Industriehallen, große Rohstoffeinkäufe, Bestellungen spezialisierter Maschinen und den Transport von Anlagen zwischen Elarion und Thaeron.
Vor dem Drittel hätten diese Informationen in Dutzenden Banken, Registern und Staaten gelegen.

Jetzt ließen sie sich nach letztendlichem Eigentümer und wirtschaftlichem Zweck zusammenführen.

Nach einigen Minuten erschien eine Zahl an der Wand.

14

Voltr wirkte nicht mehr belustigt.

„Was bedeutet vierzehn?“

„Vierzehn wirtschaftliche Einheiten verfügen heute unmittelbar oder mittelbar über die Fähigkeit, mehr als achtzig Prozent der erforderlichen Bedingungen zu erfüllen.“
„Wirtschaftliche Einheiten?“

„Rechtlich können das Hunderte Gesellschaften sein. Most gruppiert sie nach letztendlichem Eigentum, Kontrolle, Finanzierung und wirtschaftlicher Abhängigkeit.“
Nerai öffnete den ersten Eintrag.

Ein großes thaeronisches Bergbaukonsortium.

Einundneunzig Prozent.

Den zweiten.

Ein planetarer Hersteller von Energiesystemen.

Neunundachtzig.

Den dritten.

Eine militärisch-industrielle Gruppe eines der Staaten.

Vierundneunzig.

Den vierten.

Ein Konsortium für Orbitalbau.

Siebenundachtzig.

Dann weitere.

Manche waren privat.

Manche öffentlich.

Drei gehörten Staaten.

Eine wirtschaftliche Einheit war auf mehr als vierzig Gesellschaften verteilt.

„Und wer hat hundert Prozent?“, fragte Voltr.

„Niemand.“

„Noch nicht.“

„Noch nicht.“

Im Raum blieb es still.

An der Wand leuchteten vierzehn Namen.

Noch vor wenigen Tagen hatte sie nur die Tatsache verbunden, dass sie zu den technologisch fortschrittlichsten Organisationen des Planeten gehörten.
Von nun an hatten sie eine weitere Eigenschaft gemeinsam.

Jede von ihnen war nahe genug daran, eine Anlage bauen zu können, die die Schwerkraft über einem großen Gebiet verändern konnte.
„Das ist genau der Augenblick, den ich gefürchtet habe“, sagte Voltr.

Die Sitzung ging bereits in die vierte Stunde.

„Warum?“, fragte Nerai.

„Weil ein Finanzsystem gerade eine Liste von vierzehn Akteuren erstellt hat, die es für potenziell gefährlich hält.“
„Die Liste beschreibt technologische Kapazität.“

„Und Sie behaupten, dass es da praktisch keinen Unterschied gibt?“

„Der Unterschied ist grundlegend.“

Voltr zeigte auf den ersten Namen.

„Dieses Unternehmen betreibt Bergbau auf Thaeron. Es droht niemandem. Gegen seine Führung liegt nichts wegen Gewalt vor. Die meisten benötigten Anlagen besitzt es, weil es sie beim Abbau einsetzt.“

„Ja.“

„Und trotzdem überwachen Sie es.“

„Most beobachtet die Veränderung einer Fähigkeit, nicht das Verhalten des Direktors.“

„Das beruhigt mich nicht.“

Nerai betrachtete einen Moment die Karte.

„Vor dem Drittel haben wir den entgegengesetzten Fehler gemacht.“

Voltr sagte nichts.

„Wir suchten einen Grund für einen Verdacht, bevor wir die Daten sehen durften. Ariens Einzelteile wirkten für sich genommen normal. Ein Labor betrieb Forschung. Eine Stiftung vergab Fördermittel. Eine Firma kaufte Geräte. Eine Bank überwies Geld. Jeder sah seinen Teil und wartete auf einen Grund, nach dem nächsten zu fragen.“

Voltr senkte den Blick.

Nerai fuhr fort.

„Bei dieser Technologie ist die Absicht ein noch schlechterer Ausgangspunkt. Ein Mensch muss nicht elf Millionen Menschen töten wollen. Er kann ein Experiment durchführen. Er kann sich irren. Er kann die Instabilität des Feldes unterschätzen.“

Oran nickte.

„Das ist realistisch.“

Nerai zeigte auf die Liste.

„Wir müssen wissen, wo auf dem Planeten die Fähigkeit entsteht, eine bestimmte Grenze zu überschreiten. Und jeder Eingriff auf Grundlage dieser Information muss kontrolliert werden.“

„Wo wird die Grenze liegen?“, fragte Voltr.

„Das ist eine politische Entscheidung.“

„Also am Ende doch Politik.“

„Das war es immer.“

Nerai stützte sich auf den Tisch.

„Der Unterschied ist, dass wir jetzt sehen, worüber wir entscheiden.“

Der nächste Teil der Sitzung wurde zu einer technischen Übung.

Jemand schlug vor, den Verkauf von Gravitationsemittern ohne Lizenz zu verbieten.

Oran wies darauf hin, dass kleinere Emitter in wenigen Jahren in großen Serien hergestellt würden.

Der nächste Vorschlag betraf Phasensynchronisatoren.

Die Hersteller erwiderten, dass dieselben Geräte in der Medizin, der Energietechnik und der Orbitalnavigation verwendet wurden.
Ein Verbot des Metamaterials würde einen Teil der Industrie lähmen.

Die Kontrolle der Energie wäre ungenau, weil sich die benötigte Leistung aus mehreren Quellen zusammensetzen ließ.
Allmählich wurde deutlich, dass kein einzelnes Ding die Gefahr schuf.

Sie entstand erst durch die Verbindung vieler Fähigkeiten.

Nerai sprach während der Debatte kaum.

Sie erinnerte sich an ein sehr ähnliches Gefühl aus der Schicht.

Ein Bargeldbetrieb bewies für sich genommen nichts.

Ein Fonds bewies nichts.

Ein Labor bewies nichts.

Eine Zahlung für Forschung bewies nichts.

Die Katastrophe entstand aus den Beziehungen zwischen ihnen.

Taren hatte einmal gesagt, wenn man den ganzen Planeten betrachte, sei jeder Mensch von jedem anderen nur wenige Verträge entfernt.
Nerai hatte ihm damals geantwortet, sie suchten keine Verbindung.

Sie suchten eine Richtung.

Jetzt brauchten sie etwas Ähnliches.

Ein System, das bemerkte, wenn viele gewöhnliche wirtschaftliche Tätigkeiten auf eine einzige ungewöhnliche Fähigkeit zuzulaufen begannen.
Am Ende des Tages lag ein Arbeitsentwurf vor.

Er erhielt den Namen **Register strategischer Fähigkeiten**.

Der Name war irreführend, denn es handelte sich nicht um ein herkömmliches Register.

Niemand trug darin ein: Das Unternehmen besitzt eine Gravitationswaffe.

Most berechnete fortlaufend, welche technologischen Voraussetzungen eine bestimmte wirtschaftliche Einheit tatsächlich erfüllen konnte.

Die Berechnung arbeitete mit öffentlich genehmigten Kategorien.

Fertigungspräzision.

Materialien.

Energie.

Logistik.

Rechenkapazität.

Fachwissen.

Eigentum an den erforderlichen Anlagen.

Die Möglichkeit, sie über kontrollierte Gesellschaften zu erwerben.

Langfristige Verträge.

Und bei den sensibelsten Technologien auch die Kombination mehrerer geografisch getrennter Kapazitäten.

Das bloße Überschreiten der Grenze machte niemanden schuldig.

Auf höheren Stufen entstand jedoch die Pflicht, den Zweck des Projekts anzugeben und bestimmte Versuche einer unabhängigen Kontrolle zu unterwerfen.
Der Zugriff auf detaillierte Daten wurde protokolliert.

Der betreffende Akteur konnte sehen, welche Institution seine Fähigkeiten überprüft hatte.

Die Regeln, nach denen das System Risiken bewertete, unterlagen öffentlicher fachlicher Prüfung.
Technische Einzelheiten, die als Anleitung hätten dienen können, blieben geschützt.

Elarion versuchte, zwei Dinge auseinanderzuhalten, die sich leicht verwechseln ließen.

Die Privatsphäre des Menschen.

Und die Unsichtbarkeit der Macht.

Das eigentliche Problem zeigte sich sieben Monate später.

Most registrierte bei einer der vierzehn Gruppen eine Veränderung.

Es handelte sich um Asteron Dynamics.

In der Öffentlichkeit kannte man das Unternehmen als Hersteller schwerer Transportsysteme. Es besaß Fabriken auf drei Kontinenten, eine Beteiligung an einem

Energieunternehmen und einen Minderheitsanteil an einem thaeronischen Produzenten von Metamaterialien.
Seine technologischen Fähigkeiten im Bereich der Gravitationsfelder waren ursprünglich mit dreiundachtzig Prozent bewertet worden.
Innerhalb von vier Monaten stieg der Wert auf zweiundneunzig.

Dahinter stand kein einzelner Großauftrag.

Asteron kaufte eine kleine Firma, die Phasenregler herstellte.

Eine Tochtergesellschaft schloss einen langfristigen Vertrag mit einem Rechenzentrum.

Ein weiteres Unternehmen erwarb einen Anteil an einem Energiespeicher.

Eine von Asteron finanzierte Forschungsstiftung stellte vier Wissenschaftler ein, die zuvor an Gravitationsemittern gearbeitet hatten.
Jedes dieser Ereignisse hatte seine eigene wirtschaftliche Erklärung.

Zusammen schufen sie einen neuen Zustand.

Most schickte der Technologiekommission eine Warnmeldung.

Die Kommission bat Asteron um eine Erklärung.

Die Antwort kam noch am selben Tag.

Das Unternehmen entwickelte ein neues Gravitationssystem für Frachtschiffe.

Das Projekt war legitim.

Das Problem trat bei der Prüfung seiner technischen Parameter auf.

Asteron plante den Bau von sechs großen Versuchsemittern.

„Sechs reichen für ein regionales Feld nicht aus“, sagte Oran.

Nerai saß neben ihm.

„Wie viele braucht man?“

„In dieser Anordnung mindestens zwanzig.“

„Dann sind wir fertig.“

„Nein.“

Oran zeigte auf die Karte der Eigentumsverbindungen.

Asteron hatte sechs bestellt.

Vier weitere hatte ein Energieunternehmen bestellt, das es über einen Investmentfonds kontrollierte.

Drei entstanden in einem Forschungszentrum, das von seiner Stiftung finanziert wurde.

Weitere acht hatte eine Firma auf Thaeron reserviert, an der Asteron nur achtunddreißig Prozent hielt.

Den rechtlichen Registern zufolge waren es vier verschiedene Projekte.

Most verknüpfte sie über Kapital, vertragliche Verpflichtungen und gemeinsame Finanzierung.

Einundzwanzig Emitter.

Nerai sah die Zahl lange an.

„Wussten sie davon?“

„Wer?“

„Die Führung von Asteron.“

Oran zuckte mit den Schultern.

„Das können wir den Finanzdaten nicht entnehmen.“

Die Kommission bestellte den Vorstandsvorsitzenden ein.

Er hieß Deiran Vos.

Er kam persönlich.

Als man ihm die Karte zeigte, wirkte er zunächst verwirrt.

Dann verärgert.

„Diese Emitter haben nichts miteinander zu tun.“

Nerai zeigte auf die erste Gruppe.

„Diese gehören zu Ihrem Projekt.“

„Ja.“

„Diese zu Ihrer Energietochter.“

„Das ist ein eigenständiges Unternehmen.“

„Sie kontrollieren es.“

„Wirtschaftlich. Technisch leiten wir es nicht.“

„Diese finanziert Ihre Stiftung.“

„Die Stiftung hat eine unabhängige Leitung.“

„Zweiundsiebzig Prozent ihrer Einnahmen stammen von Ihnen.“

Deiran lehnte sich zurück.

„Und die auf Thaeron haben überhaupt nichts mit uns zu tun.“

Nerai öffnete einen Vertrag.

Asteron hatte der Firma eine Kreditgarantie gegeben.

Bei einem Zahlungsausfall erhielte es das Recht, einen Teil der technischen Anlagen zu übernehmen.

Deiran las den Vertrag eine Weile.

„Das wusste ich nicht.“

„Ich glaube Ihnen.“

Das überraschte ihn.

„Warum sitze ich dann hier?“

„Weil Ihre Gruppe eine Fähigkeit erwirbt, die möglicherweise nicht einmal ihre eigene Führung sieht.“

Im Raum wurde es still.

Dieser Satz war unangenehmer als eine Beschuldigung.

Deiran sah die Karte noch einmal an.

„Sie behaupten, mein Unternehmen könnte ein regionales System bauen, ohne dass ich davon wüsste?“

Oran antwortete.

„Noch nicht. Ihnen fehlen zwei Voraussetzungen. Beim gegenwärtigen Tempo könnten Sie sie innerhalb eines Jahres erfüllen.“

„Und wenn eine der Tochtergesellschaften sie erwirbt?“

„Most rechnet sie der wirtschaftlichen Einheit zu, sofern Sie tatsächlich die Möglichkeit haben, diese Kapazität zu kontrollieren.“

Deiran lächelte, diesmal ohne Belustigung.

„Das System weiß also mehr über meine Firma als ich.“

Nerai sah auf die Karte.

„In dieser einen Hinsicht vielleicht ja.“

Der Fall Asteron endete ohne Sanktionen.

Die Firma öffnete ihre Gravitationsprojekte für eine unabhängige Aufsicht und führte sie in einem einzigen Technologieprogramm zusammen.
Die größte Erschütterung kam später.

Der Planetare Rat gab eine historische Simulation in Auftrag.

Er wollte wissen, was geschehen wäre, wenn dieselbe Technologie in der Zeit vor dem Drittel entstanden wäre.

Die Analysten nahmen die siebzehn technologischen Voraussetzungen und übertrugen sie auf die alte Finanzwelt.
Dreißig Währungen.

Bankgeheimnis.

Fonds mit unbekannten letztendlichen Eigentümern.

Stiftungen.

Steuerjurisdiktionen.

Geschäftsgeheimnisse.

Unterschiedliche Lizenzregelungen.

Begrenzter Datenaustausch zwischen Staaten.

Dann erhielt das Modell eine Aufgabe:

Stelle die Kapazität für ein regionales Gravitationsfeld so zusammen, dass keine einzelne Institution mehr als ein Drittel des Projekts sieht.
Die KI fand Tausende Möglichkeiten.

Ein Fertigungsunternehmen in einem Staat.

Finanzierung über einen Fonds in einem zweiten.

Energiespeicher im Eigentum einer weiteren Gruppe.

Thaeronisches Material, das über einen Händler gekauft wurde.

Forschungsverträge, verteilt auf Universitäten.

Emitter, die als industrielle Handhabungsgeräte registriert waren.

Synchronisatoren, geführt als Teil der Energieinfrastruktur.

Jede Behörde würde etwas sehen.

Keine würde genug sehen.

Nerai verfolgte die Simulation wortlos.

Sie kannte dieses Bild zu gut.

Die Farben waren anders.

Die Technologie war anders.

Der Mechanismus blieb derselbe.

Die Aufteilung einer einzigen Gefahr in viele harmlose Bestandteile.

Dann ließen die Analysten dieselbe Aufgabe mit Most durchlaufen.

Das Modell versuchte, das Eigentum aufzuteilen.

Most verknüpfte die letztendlichen Eigentümer.

Es versuchte, die Einkäufe auf Tochtergesellschaften zu verteilen.

Most zeigte die wirtschaftliche Einheit.

Es versuchte, eine Stiftung einzusetzen.

Most sah die Quelle ihrer Finanzierung.

Es versuchte, einen Teil des Projekts über Schulden zu finanzieren.

Most ergänzte den Gläubiger und die Garantien.

Es versuchte, Anlagen zu mieten, statt sie zu kaufen.

Most rechnete die kontrollierte Kapazität ein.

Es versuchte, mehrere Staaten einzubeziehen.

Die Währung machte eine Grenze nicht mehr zu einem blinden Fleck.

Bei achtundsechzig Prozent entstand das erste schwache Signal.

Bei siebenundsiebzig setzte eine automatische Überwachung ein.

Bei fünfundachtzig entstand die Pflicht zur technologischen Meldung.

Bei zweiundneunzig würde das System ohne entsprechende Genehmigung den Abschluss kritischer Einkäufe nicht zulassen.

Nach dem Ende der Simulation wurde lange nicht gesprochen.

Daren Voltr saß neben Nerai.

„Das ist also Ihr Argument“, sagte er schließlich.

„Nicht meines.“

„Wessen dann?“

Nerai zeigte auf die Ergebnisse.

„Das der Physik.“

Voltr rieb sich das Gesicht.

„Jesair begann beim UBI.“

„Ich weiß.“

„Er sprach von einem gerechten Anteil.“

„Ich weiß.“

„Dann kümmerten wir uns um Korruption. Steuern. Politik. Krieg.“

Er sah auf die Karte des Gravitationsfeldes.

„Und jetzt behaupten Sie, wir brauchten dasselbe System, damit uns nicht eines Tages jemand über dem halben Kontinent die Schwerkraft ausschaltet.“
Nerai lächelte.

„Wenn Sie es so sagen, klingt es etwas übertrieben.“

„Ist es übertrieben?“

Sie blickte auf das Simulationsergebnis.

„Nein.“

Die Öffentlichkeit erfuhr erst von der Möglichkeit eines regionalen Gravitationsfeldes, nachdem der Sicherheitsrahmen beschlossen worden war.
Die Einzelheiten blieben nur eingeschränkt zugänglich.

Die Menschen wussten, wozu die Technologie fähig war.

Sie wussten, welche allgemeinen Arten von Fähigkeiten dafür nötig waren.

Die genaue Feldgeometrie, die kritischen Synchronisierungsbedingungen und jene Parameter, aus denen sich ein praktischer Entwurf hätte ableiten lassen, wurden nicht veröffentlicht.
Die Debatte war heftig.

Ein Teil der Gesellschaft wollte, dass sämtliche Gravitationstechnologien ausschließlich dem Staat gehörten.

Die Wissenschaftler widersprachen.

Andere forderten die vollständige Offenlegung jedes Geräts.

Die Industrie wies darauf hin, dass Gravitationssysteme bald ein gewöhnlicher Bestandteil von Transport und Produktion sein würden.

Schließlich entschied Elarion, die Fähigkeit nach ihrem Ausmaß zu regulieren.

Ein kleiner Manipulator blieb ein gewöhnliches Gerät.

Industrielle Generatoren unterlagen einer technischen Registrierung.

Anlagen, die höhere Feldstärken erreichen konnten, erforderten eine Genehmigung.

Bei Kapazitäten, die sich einer regionalen Wirkung näherten, wurde automatisch die planetare Aufsicht eingeschaltet.
Der wichtigste Teil des Systems betraf nicht die fertige Anlage.

Most beobachtete, ob irgendwo die **Voraussetzungen** für ihren Bau entstanden.

Damit veränderte sich die Vorstellung von Sicherheit selbst.

Frühere Zivilisationen hatten Waffenlager geschützt.

Elarion lernte, die Entstehung der Fähigkeit zu beobachten, eine Waffe zu bauen.

Most musste dabei nicht wissen, was ein Mensch dachte.

Die Absicht blieb im Kopf verborgen.

Wirtschaftliche Fähigkeit hatte physische Folgen.

Sie brauchte Material.

Energie.

Maschinen.

Gebäude.

Menschen.

Transport.

Berechnungen.

Und all diese Dinge gingen durch die Wirtschaft.

Eines Abends blieben Nerai und Voltr nach einer Sitzung allein zurück.

Vor den Fenstern lag Nitra.

Die Verkehrsebenen bewegten sich über dem Fluss, und zwischen den Gebäuden glitten neue Gravitationsfrachtplattformen hindurch. Noch vor wenigen Jahren hätte jede von ihnen wie ein Wunder gewirkt.
Jetzt nahmen die Menschen sie kaum noch wahr.

Voltr beobachtete eine von ihnen.

Sie trug einen Teil einer Brückenkonstruktion.

„Ich glaube noch immer, dass Sie einer gefährlichen Sache die Tür geöffnet haben“, sagte er.

„Welcher?“

„Einem System, das weiß, was ein Mensch tun kann, noch bevor er es tut.“

Nerai schwieg einen Moment.

„Das weiß es nicht.“

„Wir haben gerade eine Tabelle mit vierzehn Unternehmen gesehen.“

„Es weiß, was sie technisch verwirklichen können. Es weiß nicht, was sie verwirklichen werden.“

„Für jemanden, den Sie zu kontrollieren beginnen, ist dieser Unterschied vielleicht klein.“

„Deshalb kontrollieren wir auch die Kontrolle.“

Voltr lachte.

„Sie haben auf alles dieselbe Antwort.“

„Weil das Problem immer noch dasselbe ist.“

„Macht.“

„Ja.“

Voltr wandte sich zu ihr.

„Was wäre, wenn wir Most nicht hätten?“

Nerai sah auf die Stadt.

„Bei dieser Technologie?“

„Ja.“

Sie dachte länger nach, als Voltr erwartet hatte.

„Wir hätten Lizenzen. Herstellerkontrollen. Geräteregister. Sicherheitsdienste. Seriennummern.“

„Das klingt nicht hoffnungslos.“

„Das ist es nicht.“

Nerai wandte sich ihm zu.

„Aber wer das System umgehen wollte, würde das Projekt aufteilen.“

Voltr schwieg.

„Ein Unternehmen würde die Emitter bestellen. Ein zweites die Energietechnik. Ein drittes das Material. Ein viertes die Berechnungen. Eine Stiftung würde die Forschung finanzieren. Ein Investmentfonds würde einen Teil der Fertigung besitzen. Einige Menschen wüssten vielleicht überhaupt nicht, woran sie arbeiteten."

„Wie Arien."

„Ja."

Draußen glitt eine weitere Frachtplattform vorbei.

„Das alte System würde nach einer Anlage suchen", fuhr Nerai fort. „Most sieht, dass irgendwo Bedingungen zusammenkommen, aus denen eine Anlage entstehen kann."

Voltr blickte auf die Lichter der Stadt.

„Und eines Tages werden die Technologien noch mächtiger sein."

„Ganz gewiss."

„Mächtiger als das hier?"

Nerai lächelte.

„Vor hundert Jahren wäre uns die heutige Frage absurd erschienen."

Voltr nickte.

„Dann geht es bei transparentem Geld am Ende gar nicht in erster Linie um Geld."

Nerai sah ihn an.

Diesen Satz hatte sie von ihm nicht erwartet.

„Geld war nie nur Geld."

„Was ist es dann?"

Nerai beobachtete eine Weile den Strom der Lichter am anderen Flussufer.

„Es ist eine Karte dessen, was ein Mensch in der physischen Welt tun kann."

Voltr schwieg.

Nerai fuhr fort.

„Für Geld kaufen Sie Nahrung. Ein Haus. Ein Schiff. Eine Fabrik. Forschung. Energie. Einfluss. Eine Armee. Und jetzt auch eine Anlage, die die Schwerkraft verändert."

„Wer also das Geld sieht, sieht die Macht."

„Einen Teil davon."

„Und wer das Geld beherrscht, beherrscht die Macht."

„Deshalb darf kein einzelner Mensch Most beherrschen."

Voltr lächelte schwach.

„Am Ende haben Sie meine alten Einwände doch noch verstanden."

„Ich habe sie immer verstanden."

„Sie haben sie nur ignoriert."

„Nein. Deshalb haben wir die Zugriffe sichtbar gemacht."

Voltr lachte.

Diesmal aufrichtig.

„Gegen Sie kann man nicht gewinnen."

„Das haben Sie mir schon vor Jahren gesagt."

Einige Jahre später wurden Gravitationssysteme Teil des Alltags.

Schwere Lasten bewegten sich über den Straßen.

Der Orbitaltransport wurde billiger.

Auf Thaeron entstanden Städte an Orten, an denen der Bau zuvor wirtschaftlich sinnlos gewesen wäre.

In Krankenhäusern setzte man schwache Felder zur Behandlung von Menschen ein, deren Körper ihr eigenes Gewicht nicht aushielten.

Forscher begannen über Schiffe nachzudenken, die zu anderen Sternen fliegen würden.

Eine Technologie, die Millionen töten konnte, eröffnete Elarion zugleich den Weg in eine Welt, die es sich zuvor nicht hatte leisten können.
Nerai sah darin keinen Widerspruch.

Feuer konnte ein Haus wärmen und eine Stadt verbrennen.

Energie konnte ein Krankenhaus am Leben halten und eine Waffe versorgen.

Künstliche Intelligenz konnte nach einem Heilmittel suchen und nach einem Weg, wirksamer zu töten.

Je mehr Technik Elarion beherrschte, desto weniger kam es allein auf die Frage an, ob eine bestimmte Erfindung gut oder böse war.
Entscheidend war, wer die Fähigkeit erlangte, sie in großem Maßstab einzusetzen, wer von dieser Fähigkeit wusste und wer eine solche Macht aufhalten konnte.

Gerade die Gravitationsfelder veränderten die öffentliche Debatte über Most endgültig.

Bis dahin hatte ein großer Teil der Bevölkerung transparentes Geld noch immer als Wirtschaftsreform betrachtet.

Es half, den Grundanteil zu berechnen.

Es begrenzte Steuerflucht.

Es deckte Korruption auf.

Es erschwerte die geheime Finanzierung politischer Macht.

Nach der Entdeckung des regionalen Gravitationsfeldes verschob sich die Bedeutung des Systems.

Die Menschen begriffen etwas Einfaches.

Wenn eine Zivilisation über Technologien verfügt, mit denen ein Einzelner, ein Unternehmen oder ein Staat Millionen Menschen treffen kann, muss sie die Entstehung einer solchen Macht erkennen können, bevor sie vollständig ausgebildet ist.
Ein geheimer Gedanke allein wog nichts.

Um ihn zu verwirklichen, musste man die Welt dazu bringen, sich zu bewegen.

Und die Welt bewegte sich durch Ressourcen.

Jemand musste die Fabrik bezahlen.

Jemand musste das Material liefern.

Jemand stellte Energie bereit.

Jemand baute die Maschinen.

Jemand bezahlte die Wissenschaftler.

Jemand mietete die Räume.

Jemand finanzierte ganze Jahre der Arbeit, während derer das Projekt noch nach nichts Gefährlichem aussah.

Jede große Technologie hinterließ lange vor dem ersten Einschalten eine wirtschaftliche Spur.

Das alte Elarion verteilte diese Spuren auf Banken, Staaten und Währungen.

Das neue Elarion konnte sie nebeneinander sehen.

Erst da verstanden viele Menschen Jesairs Satz weiter, als sie ihn zur Zeit des Forums in Nitra verstanden hatten.

Der Wert darf nicht im Schatten wandeln.

Denn Wert war nicht nur Reichtum.

Er war die Fähigkeit, die Welt zu verändern.

Und eine Zivilisation, die begann, sogar die Schwerkraft selbst verändern zu können, konnte es sich nicht mehr leisten, nicht zu wissen, in wessen Händen eine solche Fähigkeit wuchs.

Lehren für die Erde

Aufmerksamen Lesern ist gewiss aufgefallen, dass die beschriebenen Probleme Elarions zugleich Probleme der heutigen Erde sind. Ich bin überzeugt, dass sie sich ähnlich wie auf Elarion sicher und kontrolliert lösen lassen. Also durch die Einführung eines einheitlichen, zentralisierten und transparenten Informationssystems zur Verrechnung auf dem gesamten Planeten. Ich werde die Probleme kurz aufzählen und jeweils in wenigen Sätzen darlegen, wie sich die Einführung eines solchen Systems auf ihre Lösung auswirken würde.

Das Problem der unkontrollierbar wachsenden Macht der Technologien auf dem Planeten

Der wissenschaftliche Fortschritt bringt die Menschheit zunehmend in eine Lage, in der es möglich wird, durch die Kombination von Technologien wie künstlicher Intelligenz und Biotechnologie mit minimalen Kosten unbemerkt eine pandemische Bedrohung für den gesamten Planeten aufzubauen und zu verwirklichen. Die Kosten für den geheimen Aufbau eines biologischen Labors liegen im niedrigen einstelligen Millionen-Dollar-Bereich — eine Summe, die heute schon ein geschickter jugendlicher YouTuber verdienen kann. Wenn man in einer modernen Fabrik ins Lager geht und fragt, wie viele Exemplare eines bestimmten Bauteils wo vorrätig sind, kann der Lagerleiter diese Frage mit einem einzigen Blick ins Informationssystem beantworten. Ich bin überzeugt, dass auch die Führung einer modernen Gesellschaft so funktionieren sollte. Bei Bedarf muss ihre Führung mit einem Blick in das Verrechnungssystem beantworten können, wer eine bestimmte Art künstlicher Intelligenz nutzt und zugleich durch Finanzströme mit einem Akteur verbunden ist, der eine bestimmte Art biologischer Ausrüstung bestellt hat. Die Fähigkeit, eine solche Frage zu beantworten, kann den Unterschied zwischen dem Überleben und dem Untergang einer Zivilisation ausmachen. Der Mythos, Politiker oder die Führung der Gesellschaft sollten möglichst wenig Macht haben, gilt nur, solange Finanz- und Vermögensströme nicht sichtbar sind. In einer transparenten Gesellschaft wird ein Politiker keine Chance haben, seine Nebenabsichten zu verbergen. Sobald er einen Machtmissbrauch erwägt und dieser sich in seinen Finanzströmen niederschlägt,

wird er entlarvt. Transparenz wird als Sicherung dafür sorgen, dass wir weitaus geeignetere Politiker erhalten als jene, die wir gegenwärtig auf dem Planeten haben.

Wenn Finanzströme transparent sind, wird es unmöglich sein, heimlich ein biologisches Labor aufzubauen, weil wir einander viel genauer in die Töpfe schauen können. Das ist die Antwort auf die Frage, wie sich zehn Milliarden Menschen auf dem Planeten so lenken lassen, dass sie sich nicht gegenseitig auffressen. Potenziell kann jeder jeden kontrollieren, mithilfe eines standardisierten, abgesicherten Mechanismus im Kern der Gesellschaft selbst, wodurch die Qualität einer solchen Aufsicht gewährleistet wird.

Korruption und ein ineffizienter Staat

Fragt man einen modernen Ökonomen nach dem schlimmsten Problem, mit dem die Menschheit ringt, wird unter den häufigsten Antworten gewiss stehen, dass es bisher nicht gelungen ist, Staaten ebenso effizient handeln zu lassen wie Unternehmen. In einer transparenten Gesellschaft mit einer einzigen Währung wird niemals ein neuer Putin durch Korruption aufsteigen können, weil Korruption schlicht unmöglich sein wird. Jeder Machtmissbrauch wird beinahe augenblicklich sichtbar und sofort bestraft werden. Nach einer solchen Veränderung werden Staaten nach und nach viel besser funktionieren. Krankenhäuser und Autobahnen werden schneller gebaut werden als in China. Überteuerte Aufträge wird es nicht geben, denn es wird genügen, dass ein einziger Mensch weiß, dass etwas überteuert ist: Er sieht ins System und macht es über standardisierte Eskalationsmechanismen sofort in aller Welt lautstark bekannt.

Probleme im Zusammenhang mit Steuerflucht

Steuern können typischerweise nach zwei Mustern funktionieren. Entweder sind sie hoch, weshalb Menschen sich auf alle erdenklichen Arten ihrer Zahlung entziehen. Dadurch wird wenig eingenommen, was Politiker dazu verleitet, sie noch weiter zu erhöhen, und das führt zu noch geringeren Einnahmen. Oder sie sind verhältnismäßig akzeptabel, die Menschen sind bereit, sie zu zahlen, es wird viel eingenommen, und deshalb können sie noch niedriger sein. Schlimmer als hohe Steuern sind Steuern, die zwar niedriger sein mögen, bei denen es aber viele Möglichkeiten gibt, sie zu umgehen. Nichts verzerrt das wirtschaftliche Umfeld stärker als ein schlechtes, intransparentes Steuersystem mit vielen Schlupflöchern. Vernünftige und erträgliche Steuern liegen meiner Ansicht

nach bei höchstens 25 %, einschließlich der Mehrwertsteuer. Wie viel beispielsweise in der Slowakei vom Arbeitgeberbrutto an Steuern und Sozialabgaben gezahlt wird, ist himmelschreiend. Die effektive Steuerbelastung erreicht etwas mehr als 55–60 %, wenn Mehrwertsteuer und Verbrauchsteuern mitgerechnet werden. Zudem haben Politiker in der Slowakei Ausnahmen geschaffen, die es beispielsweise Eigentümern von Gesellschaften mit beschränkter Haftung bis zu einem Umsatz von 100.000 EUR ermöglichen, nur 10 % Steuern zu zahlen. Das führte natürlich zu einer massenhaften Abwanderung von Menschen aus Beschäftigungsverhältnissen und Einzelunternehmen in Gesellschaften mit beschränkter Haftung.

Ich bin überzeugt, dass eine Steuer- und Abgabenbelastung von 25 % für den Betrieb des Staates reichlich ausreichen würde, wenn es keine Möglichkeiten gäbe, sich der Steuerzahlung zu entziehen. Wäre Geld transparent, wäre auch sichtbar, wer wie viele Steuern bezahlt hat. Steuern zu zahlen und damit zum Funktionieren der Gesellschaft beizutragen, würde zu einer Frage gesellschaftlichen Ansehens werden.

Das Ende kriegerischer Konflikte und die sofortige Aufdeckung jeglichen Unrechts mit Geld

Wenn Geld in der Gesellschaft transparent ist, wird es niemals möglich sein, etwas wie das zu verwirklichen, was der Hamas im Herbst 2023 gelang — nämlich militärische Angriffe mithilfe heimlich beschaffter Waffen vorzubereiten. In einem transparenten System wird man als Zahlungszweck nicht den Kauf von Mittelstreckenraketen angeben können. Zu einem solchen Eskalationspunkt könnte es überdies gar nicht erst kommen, denn dass Israelis den Palästinensern ihr Land nehmen und sich dreist wie Affen aneignen, was ihnen nicht gehört, wäre in einer transparenten Gesellschaft überhaupt nicht möglich. Wenn Geld transparent ist, wird jeder Schurke, der gegenwärtig ausnutzt, dass Geld in einen Schleier des Geheimnisses gehüllt ist, seine Deckung verlieren, und seine Taten werden Gegenstand des gesellschaftlichen Urteils werden.

Die gerechte und transparente Einführung des UBI — des universellen Grundeinkommens

Der Planet befindet sich gegenwärtig in einer Situation, in der die gesellschaftliche Ordnung durch die KI-Revolution auch unabhängig von Viditeľné peniaze umgestaltet werden wird. Ich glaube, dass durch künstliche Intelligenz ein hoher zweistelliger Prozentsatz der Menschen nicht mehr beschäftigbar sein wird. Dem Planeten werden Massenunruhen drohen, angetrieben von den Existenznöten arbeitsloser Menschen. Es wird eine gerechte Lösung dafür gefunden werden müssen, wie die durch künstliche Intelligenz geschaffenen Werte unter der Bevölkerung ohne Einkommen verteilt werden. Festzulegen, wer wie viel Geld erhalten soll, und zwar transparent, angemessen und im Nachhinein überprüfbar, erfordert schlicht ein System im Kern der Gesellschaft, aus dem sich ablesen lässt, wo und wie die Ressourcen innerhalb der Gesellschaft verteilt sind. Ohne solche Grundlagen lässt sich diese Aufgabe nicht zufriedenstellend lösen. Die Einführung eines zentralisierten Verrechnungssystems auf dem gesamten Planeten wird ganze Bankbranchen überflüssig machen, weil alternative Währungen und das Geldwesen nicht mehr benötigt werden. Einer solchen Branche wird das im ersten Moment vermutlich Angst einjagen, doch man muss sich bewusst machen, dass sich die gesellschaftliche Ordnung durch KI ohnehin grundlegend verändern wird. Ich glaube, dass nach der KI-Transformation in der Gesellschaft kein Stein auf dem anderen bleiben wird. Was nach all diesen Veränderungen entsteht, wird sich grundsätzlich vom heutigen Zustand unterscheiden: eine Gesellschaft auf neuen technologischen Grundlagen, die jedem Menschen gegenüber gerecht und transparent funktioniert. Wenn sich der bevorstehende gewaltige Umbruch einigermaßen gelegt hat, werden die Menschen nach neuen Sinngebungen und Erfüllungen ihres Lebens suchen. Eine entscheidende Rolle werden dabei neue Technologien in Gestalt einer vollkommenen virtuellen Realität und einer verbesserten Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine spielen. Die Menschen werden den größten Teil ihrer Zeit in virtuellen Welten verbringen, die ein so breites Spektrum möglicher Erlebnisse bieten, dass die primäre physische Realität daneben farblos wirken wird. Deren Aufgabe wird es sein, den Menschen am Leben zu halten, damit er möglichst unbeschwert die Inhalte virtueller Welten konsumieren kann.

Herausforderungen des ewigen Lebens — transparente Lösungen für die Bevölkerungsprobleme des Planeten

Ich glaube, dass die Menschheit nur noch wenige Schritte davon entfernt ist, die biologischen Mechanismen des Alterns und der Regeneration des Organismus so weit zu beherrschen, dass Krankheiten und das Altern selbst nicht mehr zum Tod führen.

Wenn Menschen potenziell ewig leben, entsteht ein erhebliches Problem für die nachhaltige Entwicklung der Bevölkerung auf dem Planeten. Unter solchen Bedingungen wird die Zahl der Menschen nämlich exponentiell wachsen. Wer einmal geboren wird, dem wird der Planet für eine potenziell unbegrenzte Zeit menschenwürdige Lebensbedingungen garantieren müssen. Sehr wahrscheinlich werden Bestrebungen entstehen, Menschen davon abzuraten, Nachkommen zu haben, weil dies eine enorme Belastung für den Planeten darstellen wird. Ich persönlich glaube, dass die Erde bei effizienter Nutzung ihrer Ressourcen ein Vielfaches der heutigen Bevölkerung ernähren könnte, in der Größenordnung des Zehnfachen und darüber hinaus. Wenn die Menschen aber Nachkommen haben wollen, wird dies durch die Besiedlung des Weltraums gelöst werden müssen. Zunächst kommen einigermaßen nutzbare Planeten im Sonnensystem infrage, später, mit der Entwicklung der Raumfahrttechnologien, vermutlich auch interstellare Reisen. Auch bei der Berechnung, welchen Zuwachs an Bevölkerung der Planet langfristig verkraften kann, werden Daten aus dem zentralen Verrechnungssystem eine vorrangige Rolle spielen.

Die politische Bewegung https://HumanityUnitedMovement.org

Seit 2019 arbeite ich, nach fast zwanzig Jahren des Nachdenkens und Abwägens, an einem Informationssystem — einer Internetanwendung, in der sich jeder Internetnutzer registrieren und anschließend eine Vermögenserklärung erstellen kann. Im nächsten Schritt können die Angaben im System unter bestimmten Bedingungen von anderen Nutzern des Portals geprüft werden.
Die Anwendung ist unter https://app.visiblemoney.org verfügbar.

Die gesamte Idee beruht auf einem einfachen Prinzip: Wenn jemand sein gesamtes Vermögen durch eine solche Internetprüfung überprüfen lässt, ist es wahrscheinlich, dass seine Vermögenserklärung richtig und vollständig ist. Denn andernfalls würde ein einziger Nutzer genügen, der ein wenig mehr weiß und es innerhalb eines Sekundenbruchteils im Internetforum der Anwendung lautstark bekannt machen könnte, wo es sofort die ganze Welt sähe.

Die erste Version der Anwendung war zu Weihnachten 2023 fertig. Ich hatte nämlich gehofft, vor den slowakischen Präsidentschaftswahlen im Februar 2024 einen ehrlichen Politiker dafür gewinnen zu können. Die Anwendung stieß jedoch auf Desinteresse: Selbst jener Teil des politischen Spektrums, der auf dem Papier die Voraussetzungen für saubere Finanzen mitbrachte, hatte Probleme damit, Vermögen auf diese Weise offenzulegen. Das Problem lag aber wahrscheinlich nicht in der Anwendung. Ein Kandidat, dessen Assistent mir eine Zeit lang antwortete und mit mir kommunizierte, verhielt sich bei journalistischen Nachfragen zu seiner Vermögenserklärung recht merkwürdig. Nach einigen weiteren Versuchen, die Anwendung etwa bei Abgeordneten des Europäischen Parlaments bekannt zu machen, begriff ich: Wenn ich möchte, dass Politik nach solchen Prinzipien funktioniert, werde ich eine eigene politische Bewegung gründen müssen, die sich vom allerersten Tag an daran hält.
So entstand die Idee des Humanity United Movement.

Gesunder Menschenverstand als Grundlage der Politik

Das Grundprinzip der Bewegung wird der gesunde Menschenverstand sein. Damit meine ich keine unbestimmte Fähigkeit, intuitiv die richtige Lösung zu erkennen. Ich meine vor allem eine Denkweise, bei der wir versuchen, den Kern eines Problems zu

verstehen, die verfügbaren Informationen zusammenzutragen, verschiedene Lösungsmöglichkeiten zu beurteilen und jene auszuwählen, die die besten Voraussetzungen bietet, das gewünschte Ergebnis zu erzielen.

In der Politik erleben wir nämlich allzu oft, dass zuerst eine Meinung gebildet wird und erst danach nach Argumenten gesucht wird, die sie stützen sollen. Politiker lernen, was ihre Wähler hören wollen, und passen ihre Äußerungen entsprechend an. Statt Probleme zu lösen, widmen sie sich vor allem der Frage, wie ihre Lösungen in den Medien gut aussehen und politische Punkte einbringen können.

Diesen Ansatz halte ich für einen grundlegenden Fehler. Wenn wir das Funktionieren der Gesellschaft verbessern wollen, müssen wir bereit sein, auch Lösungen zu erwägen, die uns auf den ersten Blick nicht gefallen. Wir müssen zulassen können, dass ein Mensch mit gegenteiliger Meinung recht hat und dass unsere eigene Überzeugung auf falschen Voraussetzungen beruhen kann.

Deshalb möchte ich, dass sich Humanity United Movement durch konsequenten Antipopulismus auszeichnet. Das bedeutet nicht, dass die Bewegung unpopuläre Lösungen nur deshalb vertreten sollte, um sich von anderen abzuheben. Es bedeutet, dass die Beliebtheit einer Lösung nicht das entscheidende Kriterium für ihre Richtigkeit sein wird.

Jede bedeutende politische Entscheidung sollte auf Argumenten beruhen, die öffentlich überprüft werden können. Wir sollten erklären können, welches Problem wir lösen wollen, welche Alternativen wir erwogen haben, weshalb wir einen bestimmten Weg gewählt haben und welche Risiken damit verbunden sind. Wenn sich die Folgen einer Entscheidung im Voraus modellieren oder experimentell überprüfen lassen, sollten wir das tun.

Zugleich müssen wir uns bewusst sein, dass nicht jedes Problem eine eindeutige Antwort hat. Manchmal sind sich Fachleute uneinig, manche Daten fehlen, und die verschiedenen Lösungen bringen unterschiedliche Vor- und Nachteile mit sich. In solchen Situationen ist es kein Zeichen von Schwäche, Unsicherheit einzugestehen. Schwäche bedeutet, Gewissheit vorzutäuschen, wo wir sie nicht haben.

Wichtig wird auch sein, dass Entscheidungen später bewertet werden können. Wenn sich zeigt, dass eine Maßnahme nicht funktioniert, sollten wir sie nicht allein deshalb verteidigen, weil wir sie selbst durchgesetzt haben. Wir sollten sie ändern oder aufgeben.

Es geht also nicht darum, eine Gruppe von Menschen zu schaffen, die sich für unfehlbare Träger der Wahrheit halten. Ganz im Gegenteil. Ich möchte ein Umfeld schaffen, in dem das systematische Hinterfragen der eigenen Ansichten ein selbstverständlicher Bestandteil von Entscheidungen ist.

Die politische Akademie

Eines der Dinge, die mir in der heutigen Politik fehlen, ist die systematische Vorbereitung von Menschen auf die Führung eines Staates.

Stellen wir uns vor, wir wollten ein Haus bauen. Vermutlich würden wir uns nicht darauf verlassen, dass der Mensch, der den Bau leitet, alles Nötige erst während der Ausführung lernt. Wir würden erwarten, dass er die grundlegenden Prinzipien des Bauens versteht, die Arbeit der einzelnen Fachleute beurteilen kann und erkennt, wenn etwas nicht stimmt.

Bei der Führung eines Staates haben wir solche Erwartungen jedoch häufig nicht. In öffentliche Ämter gelangen Menschen, die gute Absichten, kommunikative Fähigkeiten oder unternehmerische Erfahrung besitzen mögen, aber nicht unbedingt ausreichende Kenntnisse darüber, wie Wirtschaft, Gesundheitswesen, Bildung oder andere Bereiche funktionieren, für die sie Verantwortung tragen werden.

Natürlich kann niemand auf allen Gebieten Fachmann sein. Von einem Politiker würde ich auch nicht erwarten, dass er Krankheiten besser diagnostizieren kann als ein Arzt oder Lehrpläne besser entwirft als ein erfahrener Pädagoge. Ich würde jedoch erwarten, dass er die Grundprinzipien der einzelnen Bereiche versteht, die Qualität fachlicher Argumente beurteilen kann und die weiterreichenden Folgen seiner Entscheidungen begreift.

Deshalb möchte ich, dass Humanity United Movement eine eigene politische Akademie aufbaut.

Ihre Zielgruppe werden vor allem junge, für Transparenz offene Menschen sein, die sich für das öffentliche Geschehen interessieren und sich eines Tages an der Gestaltung der Gesellschaft beteiligen wollen. Dabei müssten sie sich noch nicht entschieden haben, ob sie Abgeordnete, Minister, Bürgermeister oder Fachkräfte in der öffentlichen Verwaltung werden möchten. Entscheidend wäre ihr Interesse daran zu verstehen, wie ein Staat funktioniert und wie er besser geführt werden könnte.

Die Akademie würde eine systematische Ausbildung in allen wesentlichen Bereichen staatlichen Handelns anbieten. Die Studierenden würden die Grundlagen der Wirtschaft, der öffentlichen Finanzen, des Gesundheits- und Bildungswesens, des Rechts, der internationalen Beziehungen, der Sicherheit, der Energieversorgung und des Umweltschutzes lernen. Besondere Aufmerksamkeit gälte der Funktionsweise der öffentlichen Verwaltung, der Leitung von Organisationen, der Arbeit mit Daten und der Bewertung der Ergebnisse politischer Entscheidungen.

Am wichtigsten wäre jedoch, dass die Studierenden in jedem dieser Bereiche anhand der besten verfügbaren Erkenntnisse lernen. Es ginge nicht darum, einige Definitionen aus Lehrbüchern auswendig zu lernen. Sie sollten verstehen, wie die einzelnen Systeme funktionieren, welche Faktoren ihre Ergebnisse beeinflussen und welche Möglichkeiten der Staat bei der Lösung konkreter Probleme hat.

Ich stelle mir beispielsweise vor, dass ein Studierender die Aufgabe erhält, einen Vorschlag zur Reform des Gesundheitswesens zu beurteilen. Er müsste verstehen, wie das Gesundheitswesen finanziert wird, welche Hauptursachen seine Kosten haben, welche Rolle Prävention spielt, wie die Wirksamkeit von Behandlungen bewertet wird und welche Folgen eine Änderung des Systems für Patienten, medizinisches Personal und die öffentlichen Finanzen haben kann.

Auf ähnliche Weise könnte er das Rentensystem, eine Steuerreform, das Bildungswesen oder die Einführung künstlicher Intelligenz in der öffentlichen Verwaltung analysieren. Es wäre nicht nur theoretisches Lernen. Praktische Fälle, Simulationen und die Ausarbeitung eigener Vorschläge für politische Maßnahmen wären Teil der Ausbildung.

Sehr wichtig wäre die fortlaufende Aktualisierung der Lehrmaterialien. Wissenschaft und Technik entwickeln sich weiter, und Erkenntnisse, die vor zwanzig Jahren als die besten verfügbaren galten, müssen es heute nicht mehr sein. Die Akademie müsste deshalb die Entwicklungen in den einzelnen Fachgebieten ständig verfolgen und mit Fachleuten zusammenarbeiten, die aktuelles Wissen vermitteln können.

Zugleich würden die Studierenden lernen, zwischen wissenschaftlich gut gesicherten Erkenntnissen, fachlich umstrittenen Fragen und Wert- oder politischen Entscheidungen zu unterscheiden. Auch der beste Fachmann kann einer Gesellschaft schließlich nicht alle Entscheidungen über ihre Wertprioritäten abnehmen. Er kann aber helfen, die Folgen der einzelnen Möglichkeiten zu erklären.

Ein eigener Bestandteil der Akademie wäre deshalb auch die Methodik der Entscheidungsfindung. Die Studierenden würden lernen, mit Unsicherheit umzugehen, Argumentationsfehler zu erkennen, Alternativen zu vergleichen und ihre Annahmen zu überprüfen. Sie sollten lernen, dass gutes Entscheiden nicht bedeutet, immer sofort eine Antwort zu haben, sondern mit den verfügbaren Mitteln zur bestmöglichen Antwort gelangen zu können.

Ich stelle mir vor, dass die Akademie auch Menschen offensteht, die nicht Mitglied der Bewegung sind. Ihr Auftrag sollte nicht darin bestehen, eine ideologisch einheitliche Gruppe von Politikern zu schaffen. Sie sollte eine Ausbildung bieten, die Menschen unabhängig von ihren konkreten politischen Ansichten befähigt, das Funktionieren der Gesellschaft besser zu verstehen.

Wenn es uns gelingt, eine solche Institution aufzubauen, könnten aus ihr nach und nach Menschen hervorgehen, die darauf vorbereitet sind, Verantwortung für einzelne Bereiche des öffentlichen Lebens zu übernehmen. Nicht, weil sie automatisch alles besser wüssten als andere, sondern weil sie über eine fundierte Grundlage verfügten, mit Fachleuten arbeiten könnten und die Folgen ihrer Entscheidungen verstünden.
Ich glaube, dass dies einer der Wege ist, die Qualität der Politik langfristig zu verbessern. Statt nur darauf zu warten, ob fähige Menschen auftauchen, können wir systematisch ein Umfeld schaffen, in dem sie sich vorbereiten.

Eine globale Bewegung für eine globale Welt

Ein weiteres Grundprinzip des Humanity United Movement wird seine globale Ausrichtung sein.

Unser heutiges politisches System beruht vor allem auf Nationalstaaten. Jeder Staat hat eine eigene Regierung, eigene Interessen und eigene politische Prioritäten. Diese Ordnung hat ihre Berechtigung. Menschen brauchen Institutionen, die ihre örtlichen Verhältnisse, ihre Sprache, ihre Kultur und ihre besonderen Bedürfnisse kennen.
Ein Problem entsteht jedoch, wenn nationale Interessen mit den Interessen der Menschheit als Ganzes in Konflikt geraten oder wenn sich Probleme auf der Ebene eines einzelnen Staates nicht wirksam lösen lassen.

Klimawandel, Pandemien, internationale Korruption, Sicherheitsrisiken und die Folgen des technologischen Fortschritts kennen keine Staatsgrenzen. Ebenso wenig wird

künstliche Intelligenz die Grenzen einzelner Länder respektieren. Ihre Entwicklung und ihre wirtschaftlichen Folgen werden Menschen auf dem ganzen Planeten beeinflussen.

Deshalb halte ich es für wichtig, dass eine politische Bewegung entsteht, die von Anfang an in globalen Maßstäben denkt.

Humanity United Movement sollte nach und nach Organisationen in den einzelnen Ländern der Welt aufbauen. Jede würde unter den örtlichen Bedingungen arbeiten und die demokratischen Regeln des jeweiligen Landes respektieren. Zugleich würden sie gemeinsame Prinzipien verbinden: gesunder Menschenverstand, Transparenz, Verantwortung und das Bestreben, Probleme im umfassenderen Interesse der Menschheit zu lösen.

Ich stelle mir vor, dass die einzelnen nationalen Organisationen bei Themen zusammenarbeiten, bei denen ein abgestimmtes Vorgehen erhebliche Vorteile bietet. So entstünde Raum für den Austausch von Erfahrungen, den Vergleich politischer Ergebnisse und die Suche nach Lösungen, die sich in verschiedenen Ländern bewährt haben.

Globale Ausrichtung bedeutet für mich jedoch nicht, dass eine einzige Zentrale alles entscheiden sollte. Im Gegenteil: Die Organisation muss zwischen Fragen unterscheiden können, die ein gemeinsames Vorgehen erfordern, und solchen, bei denen Entscheidungen besser auf örtlicher Ebene verbleiben.

Die einzelnen Landesorganisationen bräuchten daher genügend Selbstständigkeit, zugleich aber auch Mechanismen, die sicherstellen, dass sie sich an die gemeinsamen Prinzipien der Bewegung halten. Über schwerwiegende Streitfragen würde transparent entschieden, mit der Möglichkeit zur Kritik und zur Überprüfung getroffener Entscheidungen.

Das Ziel wäre nicht, eine weitere Machtstruktur zu schaffen, die mit anderen um möglichst großen Einfluss konkurriert. Das Ziel wäre, ein internationales Netz von Menschen aufzubauen, die bei Problemen zusammenarbeiten können, deren Lösung die Möglichkeiten einzelner Staaten übersteigt.

Transparenz als Grundlage des Vertrauens

Die Transparenz der Vermögensverhältnisse von Politikern wird eines der prägnantesten Merkmale des Humanity United Movement sein.

Von Menschen, die über öffentliche Finanzen entscheiden und das Leben anderer beeinflussen wollen, würde ich eine überdurchschnittliche Bereitschaft erwarten,

offenzulegen, welches Vermögen sie besitzen, wie sie es erworben haben und welche finanziellen Verbindungen ihre Entscheidungen beeinflussen können.

Mitglieder der Bewegung müssten deshalb ihre Vermögenserklärungen über das Projekt Viditeľné peniaze veröffentlichen und sie nach vorher festgelegten Regeln einer unabhängigen Überprüfung unterziehen. Der Umfang der Kontrolle müsste sich nach dem Maß der öffentlichen Verantwortung der jeweiligen Person richten.

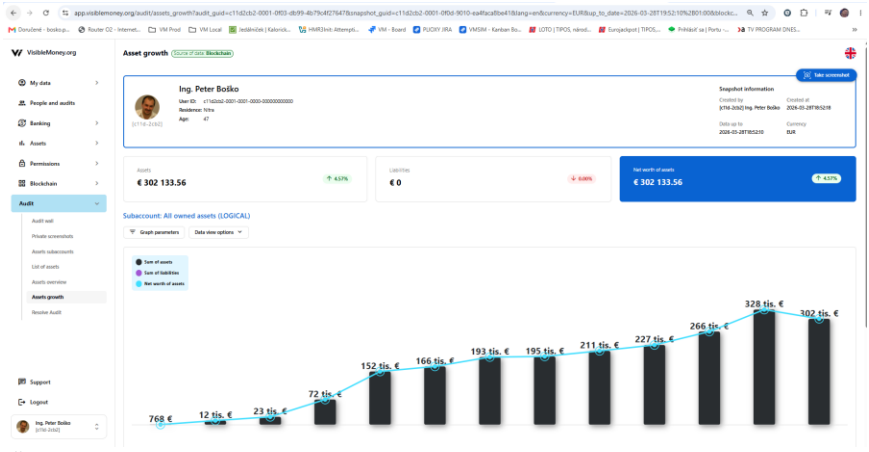
Ein solches System sollte nicht bloß das formale Ausfüllen eines Formulars sein. Sein Sinn wäre es, die Überprüfung der Angaben zu ermöglichen und auf Unstimmigkeiten hinzuweisen, die einer Erklärung bedürfen. Der Öffentlichkeit stünden damit mehr Informationen zur Verfügung, anhand derer sie die Vertrauenswürdigkeit ihrer Vertreter beurteilen könnte.

Transparenz allein garantiert natürlich nicht, dass ein Mensch ein guter Politiker sein wird. Er kann sein Vermögen redlich erworben haben und dennoch schlechte Entscheidungen treffen. Er kann Fachmann und zugleich unfähig zur Zusammenarbeit sein. Er kann gute Absichten, aber unzureichende Kenntnisse haben.

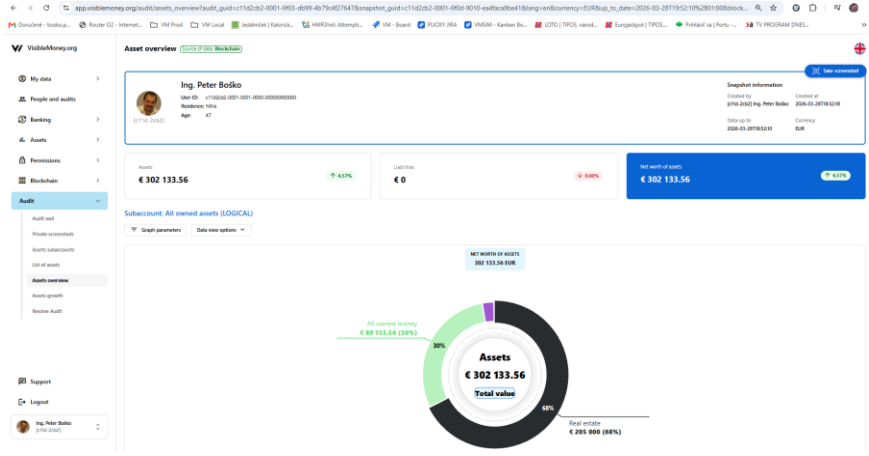
Gerade deshalb halte ich es für wichtig, Transparenz mit einer politischen Akademie und einer konsequenten Bewertung der Arbeitsergebnisse öffentlicher Amtsträger zu verbinden. Jedes dieser Instrumente behandelt einen anderen Teil des Problems. Transparenz ermöglicht eine bessere Kontrolle finanzieller Interessen, Bildung verbessert die fachliche Vorbereitung, und die Auswertung der Ergebnisse zeigt, ob die getroffenen Entscheidungen tatsächlich funktionieren.

Zugleich möchte ich nicht, dass die Transparenz von Politikern allmählich zu einer Forderung nach vollständiger Offenlegung des Lebens jedes einzelnen Menschen wird. Das Recht auf Privatsphäre ist wichtig, und der Umfang der Kontrolle muss ihrem Zweck angemessen sein. Öffentliche Verantwortung erfordert strengere Regeln als ein gewöhnliches Privatleben.

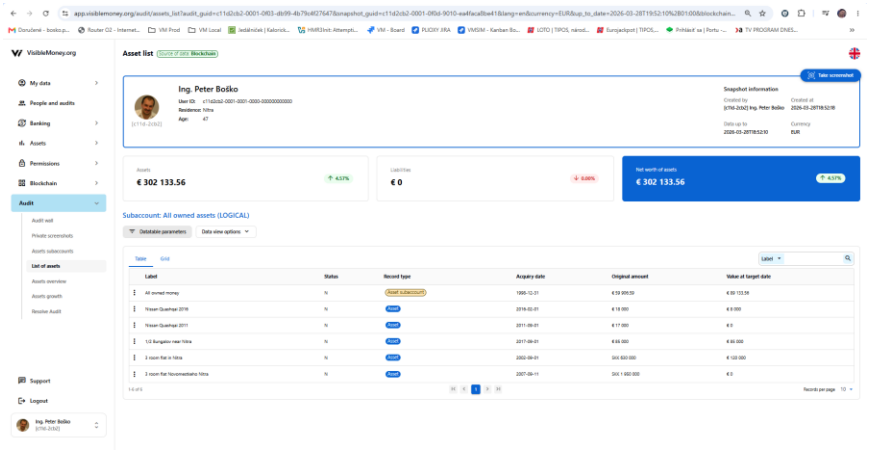
Ein grundlegendes Prinzip muss jedoch bleiben, dass weder der Gründer der Bewegung noch ihre Führung außerhalb des Kontrollsystems stehen. Wenn Transparenz glaubwürdig sein soll, muss sie auch für jene gelten, die sie durchsetzen.



Übersicht über die Entwicklung meines Vermögens im Zeitverlauf in der Anwendung Viditeľné peniaze



Übersicht über die Vermögensstruktur in der Anwendung



Einzelne Vermögenseinträge

Technologischer Fortschritt und die Zukunft der Arbeit

Eine der größten Herausforderungen, denen sich die Menschheit in den kommenden Jahrzehnten stellen muss, ist die Entwicklung künstlicher Intelligenz und der Automatisierung.

Technologien haben das Potenzial, die Produktivität erheblich zu steigern, die Kosten vieler Dienstleistungen zu senken und Lösungen zu ermöglichen, die heute zu teuer oder technisch zu anspruchsvoll sind. Zugleich können sie den Arbeitsmarkt und die Art, wie Menschen ihren Lebensunterhalt verdienen, grundlegend verändern.

Wenn Maschinen und intelligente Systeme einen immer größeren Teil der Arbeit übernehmen können, die heute Menschen verrichten, müssen wir die Frage lösen, wie die Vorteile dieses Fortschritts verteilt werden sollen.

Gegenwärtig ist das Einkommen der meisten Menschen unmittelbar oder mittelbar mit ihrer Erwerbstätigkeit verbunden. Wenn sich jedoch ein großer Teil der Produktion mit wesentlich weniger menschlicher Arbeit sicherstellen lässt, reichen die herkömmlichen Mechanismen der Einkommensverteilung möglicherweise nicht aus.

Wir wissen nicht genau, wie schnell diese Veränderungen eintreten und welche Gestalt sie annehmen werden. Ich halte es jedoch für unverantwortlich, die Möglichkeit zu ignorieren, dass sie grundlegende gesellschaftliche Folgen haben werden.

Eine der Lösungen, die gründlich untersucht werden müssen, ist das universelle Grundeinkommen. Sein Ziel wäre es, Menschen grundlegende materielle Lebensbedingungen auch dann zu sichern, wenn sich für sie keine herkömmliche Beschäftigung finden lässt.

Eine solche Lösung verlangt jedoch Antworten auf viele Fragen. Wie soll sie finanziert werden? Wie hoch soll das Grundeinkommen sein? In welchem Verhältnis wird es zu bestehenden Sozialleistungen stehen? Welche Folgen wird es für die Arbeitsmotivation, den Konsum, die Preise und die öffentlichen Finanzen haben?
Die Antworten sollten wir nicht auf der Grundlage ideologischer Vorstellungen suchen. Sie sollten sich auf Wirtschaftsmodelle, Experimente, Pilotprojekte und eine fortlaufende Bewertung der Ergebnisse stützen.

Gerade hier können sich alle drei Grundprinzipien des Humanity United Movement verbinden. Gesunder Menschenverstand hilft uns, die einzelnen Lösungen zu untersuchen, Transparenz ermöglicht eine bessere Kontrolle der öffentlichen Mittel, und globale Zusammenarbeit hilft bei Problemen, die die Grenzen einzelner Staaten überschreiten.

Chancengleichheit und die Würde des Menschen

Ich möchte, dass Humanity United Movement sich zu der Überzeugung bekennt, dass der Wert eines Menschen weder von seinem Geburtsort noch von seiner Herkunft, seiner Hautfarbe, seinem Geschlecht oder seiner sexuellen Orientierung abhängt.

Menschen kommen unter sehr unterschiedlichen Umständen zur Welt. Manche haben von Kindheit an Zugang zu guter Bildung, einem sicheren Umfeld und Möglichkeiten, ihre Fähigkeiten zu entwickeln. Andere müssen Hindernisse überwinden, die sie nicht selbst gewählt haben und die ihre Lebensmöglichkeiten grundlegend einschränken können.

Ich halte es für wichtig, eine Gesellschaft zu schaffen, in der jeder Mensch sein Potenzial entfalten kann. Das bedeutet nicht, dass alle dieselben Ergebnisse erzielen müssen. Es bedeutet, dass wir unnötige Hindernisse beseitigen und Menschen helfen sollten, die ohne angemessene Unterstützung keinen Zugang zu grundlegenden Chancen finden.

Ein solcher Ansatz umfasst gute Bildung, eine zugängliche Gesundheitsversorgung, wirksame Hilfe für Menschen in Not sowie faire Bedingungen für Unternehmertum und Arbeit.

Dieselbe Würde müssen wir jedoch auch bei der Lösung schwierigerer gesellschaftlicher Fragen respektieren, bei denen unterschiedliche Werte und Interessen aufeinandertreffen. Statt abweichende Meinungen automatisch abzulehnen, sollten wir ihre Argumente, ihre Folgen und ihre Vereinbarkeit mit den grundlegenden Menschenrechten prüfen.

Das bedeutet nicht, dass jeder Standpunkt gleichermaßen richtig ist oder dass wir uns in allem einig sein müssen. Es bedeutet, dass wir Menschen nicht nach Vorurteilen beurteilen dürfen und dass die Regeln einer Gesellschaft auch gegenüber denen begründbar sein müssen, die sie betreffen.

Langfristiges Denken und Verantwortung für die Zukunft

Ein weiteres Prinzip der Bewegung wird das Bemühen sein, Entscheidungen im Hinblick auf ihre langfristigen Folgen zu treffen.

Politik wird oft von Wahlzyklen beeinflusst. Eine Maßnahme, die sofort Vorteile bringt, kann politisch attraktiver sein als eine Lösung, deren Nutzen sich erst nach zehn oder zwanzig Jahren zeigt. Das bedeutet aber nicht, dass sie auch besser für die Gesellschaft ist.

Bei Entscheidungen über öffentliche Finanzen, Energie, Umwelt, Bildung oder technologische Entwicklung sollten wir auch die Folgen berücksichtigen, die künftige Generationen tragen werden.

Wir werden wissenschaftliche Forschung, technologische Innovationen und die Suche nach Lösungen unterstützen, mit denen sich die Lebensqualität ohne unnötige Verschwendung von Ressourcen verbessern lässt. Zugleich müssen wir uns vor der Vorstellung hüten, technischer Fortschritt werde automatisch jedes Problem lösen. Wenn wir auf künftige Erfindungen setzen, müssen wir auch Alternativen für den Fall bereithalten, dass sie nicht rechtzeitig kommen oder nicht wie erwartet funktionieren.

Dasselbe Denken sollte bei internationalen Konflikten gelten. Kriege verursachen oft enorme menschliche und wirtschaftliche Verluste, deren Folgen über Generationen hinweg fortbestehen. Deshalb halte ich es für wichtig, nach Mechanismen zu suchen, die

das Konfliktrisiko verringern, Diplomatie fördern und zugleich das Recht der Völker schützen, über ihre eigene Zukunft zu entscheiden.

Wie die Bewegung selbst funktionieren soll

Humanity United Movement wird nach denselben Prinzipien aufgebaut werden müssen, die es in der Gesellschaft durchsetzen will.

Es genügt nicht, von Politikern anderer Parteien Transparenz zu fordern. Wir müssen sie auch in den eigenen Reihen anwenden. Es genügt nicht, von Fachkompetenz zu sprechen, wenn wir bei der Auswahl von Kandidaten persönliche Loyalität über Fähigkeiten stellen. Und es genügt nicht, zu demokratischer Kontrolle aufzurufen, wenn die eigene Führung nicht kritisiert werden darf.

Deshalb werden klare Regeln für die Wahl und Abberufung der Führung, die Kontrolle der Finanzierung, den Umgang mit Interessenkonflikten und Entscheidungen über grundlegende programmatische Fragen geschaffen werden müssen.

Eine globale Bewegung muss länderübergreifend zusammenarbeiten können und zugleich örtliche demokratische Prozesse respektieren. Gemeinsame Prinzipien werden die Grundlage ihrer Identität bilden, konkrete Maßnahmen müssen jedoch an die Bedingungen der einzelnen Gesellschaften angepasst werden.

Wichtig wird auch sein, innerhalb der Bewegung Raum für Widerspruch zu schaffen. Wer auf einen Fehler im Programm oder unerwünschte Folgen einer Entscheidung hinweist, sollte nicht als Feind der Bewegung betrachtet werden. Er sollte die Möglichkeit erhalten, seine Argumente vorzubringen und eine ordentliche Prüfung zu erreichen.

Denn keine Organisation ist immun gegen Machtstreben, Gruppendenken oder Fehlentscheidungen. Der Unterschied zwischen einer gut und einer schlecht funktionierenden Organisation besteht nicht darin, dass die eine keine Fehler macht. Er besteht darin, wie sie Fehler erkennen, beheben und ihre Wiederholung verhindern kann.

Deshalb möchte ich, dass Humanity United Movement eine Organisation ist, die auch sich selbst kontrollieren kann.

Was wollen wir eigentlich erreichen?

Wenn ich das ganze Projekt in einem Gedanken zusammenfassen müsste, würde ich sagen: Wir wollen die Voraussetzungen dafür schaffen, dass die Menschheit ihre eigenen Fähigkeiten besser nutzen kann.

Wir haben Wissenschaftler, die die Funktionsweise der Natur erforschen können. Wir haben Technologien, die immer mehr Tätigkeiten automatisieren können. Wir haben Wirtschaftssysteme, die gewaltige Werte schaffen können. Wir haben Zugang zu Informationen, von dem frühere Generationen nicht einmal geträumt haben.
Trotzdem gelingt es uns oft nicht, diese Möglichkeiten in verantwortungsvolle Entscheidungen, gute öffentliche Dienstleistungen und menschenwürdige Lebensbedingungen für möglichst viele Menschen zu verwandeln.

Ich glaube nicht, dass ein einziges Problem die Ursache ist oder dass eine Anwendung, eine politische Partei oder eine Reform es lösen wird. Es handelt sich um eine Reihe miteinander verbundener Probleme, die bessere Institutionen, bessere Bildung, transparentere Entscheidungen und die Fähigkeit zur Zusammenarbeit erfordern.

Viditeľné peniaze ist ein konkretes Instrument, um die Kontrolle finanzieller Interessen im öffentlichen Leben zu verbessern. Die politische Akademie ist ein Weg, Menschen auf verantwortungsvolle Entscheidungen vorzubereiten. Humanity United Movement soll die politische und organisatorische Struktur schaffen, die diese und weitere Instrumente miteinander verbinden und durchsetzen kann.
Jeder dieser Bestandteile hat seine eigene Aufgabe. Keiner genügt für sich allein.

Ich erwarte nicht, dass wir ein vollkommenes System schaffen werden oder dass alle unsere Vorschläge richtig sein werden. Ich erwarte jedoch, dass wir unsere Entscheidungen offen erklären, eigene Fehler anerkennen und systematisch nach besseren Lösungen suchen können.
Wenn ein solches Projekt sinnvoll sein soll, muss es bei Menschen beginnen, die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen, sich darauf vorzubereiten und ihr Handeln kontrollieren zu lassen.

Und es muss auch Menschen offenstehen, die anderer Meinung sind als wir. Denn das Ziel ist nicht, die gesamte Menschheit davon zu überzeugen, einer einzigen politischen Organisation beizutreten. Das Ziel ist, dazu beizutragen, dass wir als Menschheit gemeinsame Probleme besser lösen können.

Genau deshalb heißt die Bewegung Humanity United Movement.

Nicht, weil wir in unseren Ansichten bereits vereint wären. Sondern weil wir trotz aller Unterschiede eine gemeinsame Zukunft haben und gemeinsam für die Welt verantwortlich sind, die wir hinterlassen.

Ein Aufruf an die neue Generation

Wenn du jung bist und manchmal das Gefühl hast, die Welt könnte wesentlich besser funktionieren, ist vielleicht gerade jetzt der Zeitpunkt, nicht länger nur zuzusehen, sondern darüber nachzudenken, was du dafür tun kannst.

Du musst kein erfahrener Politiker sein. Du musst weder Wirtschaft noch Jura noch internationale Beziehungen studiert haben. Du musst nicht auf jede Frage eine Antwort haben. Wichtig ist, dass du die Welt verstehen möchtest, bereit bist zu lernen, deine eigenen Ansichten hinterfragen kannst und den Mut hast, Verantwortung für Dinge zu übernehmen, die dich betreffen.
Genau solche Menschen möchte ich zu Humanity United Movement einladen.

Stell dir eine Politik vor, in die man nicht erst einsteigen muss, wenn man zwanzig Berufsjahre und ein Netz von Kontakten hinter sich hat. Eine Politik, auf die du dich schon heute vorbereiten kannst. Eine Politik, in der du Wissen über das Funktionieren des Staates erwerben, mit Menschen aus verschiedenen Fachgebieten diskutieren, gesellschaftliche Probleme analysieren und dich nach und nach auf Verantwortung vorbereiten kannst, die du vielleicht eines Tages übernehmen wirst.

Genau deshalb wollen wir eine politische Akademie aufbauen, die dazu beiträgt, eine neue Generation von Menschen auf die komplexen Probleme der modernen Gesellschaft vorzubereiten. Wir verlangen nicht von dir, die Ansichten der Gründer der Bewegung vorbehaltlos zu übernehmen. Wir wollen, dass du selbstständig denken lernst, mit Fakten arbeitest, gute Argumente erkennst und keine Angst hast zu sagen, dass sich jemand irrt — selbst wenn dieser Jemand zur Führung unserer eigenen Bewegung gehört.
Es gibt jedoch eine Bedingung, die uns von gewöhnlicher Politik unterscheiden soll.

Wenn wir von Politikern Transparenz verlangen, müssen wir selbst damit beginnen.

Wer sich entscheidet, Humanity United Movement beizutreten, muss bereit sein, sein Vermögen von Anfang an über das Projekt Viditeľné peniaze offen zu deklarieren und

seine Vermögenserklärung der vorgesehenen Kontrolle zu unterziehen. Nicht erst, wenn er bei einer Wahl kandidiert. Nicht erst, wenn er ein bedeutendes Amt erreicht. Von Anfang an.

Nicht, weil Vermögensbesitz an sich verdächtig wäre. Ganz im Gegenteil. Redlich erworbenes Vermögen ist kein Grund zur Scham. Wenn wir jedoch ein politisches Umfeld schaffen wollen, in dem finanzielle Interessen nicht vor der Öffentlichkeit verborgen werden, müssen wir bereit sein, mit gutem Beispiel voranzugehen.

Transparenz bedeutet zugleich nicht, dass wir uns für bessere Menschen halten als jene, die sich uns nicht anschließen. Sie bedeutet, dass wir freiwillig einen höheren Kontrollstandard annehmen und anderen erlauben zu beurteilen, ob wir ihn tatsächlich einhalten.

Vielleicht fragst du dich, ob eine kleine Bewegung gegenüber riesigen politischen Parteien, Staaten und globalen wirtschaftlichen Interessen überhaupt etwas bewirken kann.

Doch jede große Veränderung muss irgendwo beginnen. Wir müssen heute nicht genau wissen, wie die Welt in dreißig Jahren aussehen wird. Wir müssen aber anfangen, Institutionen, Regeln und Denkweisen zu schaffen, die uns befähigen, ihre künftigen Herausforderungen besser zu bewältigen als heute.

Wenn es uns gelingt, eine Organisation aufzubauen, in der Menschen zusammenkommen, die bereit sind, sich zu bilden, transparent zu handeln, länderübergreifend zusammenzuarbeiten und ihre Ansichten angesichts neuer Erkenntnisse zu überdenken, ist das schon für sich ein konkreter Schritt in die richtige Richtung.

Es spielt keine Rolle, ob du eines Tages Abgeordneter, Minister, Fachmann für öffentliche Politik oder Unternehmer wirst oder einfach ein Mensch bleibst, der sich für das Funktionieren der Gesellschaft interessiert. Jeder kann auf seine Weise beitragen.

Wenn dich dieser Gedanke anspricht, lade ich dich ein, den ersten Schritt zu tun. Registriere dich beim Projekt Viditeľné peniaze, mache dich mit seinen Prinzipien vertraut und erwäge einen Beitritt zu Humanity United Movement. Schließe dich uns in dem Bewusstsein an, dass du nicht nur von anderen Veränderung verlangen, sondern auch bereit sein wirst, bei dir selbst anzufangen.
Das Registrierungsformular findest du unter:

https://app.visiblemoney.org/register

Ich bitte dich nicht um blindes Vertrauen. Ich bitte dich, diesen Gedanken gründlich zu durchdenken, unbequeme Fragen zu stellen und selbst zu beurteilen, ob es sich lohnt, ihm deine Zeit und deine Fähigkeiten zu widmen.

Vielleicht wird gerade deine Frage einen Fehler aufdecken, den wir übersehen haben. Vielleicht hilft deine Idee, ein Problem zu lösen, mit dem wir nicht weiterkommen. Und vielleicht wirst du eines Tages zu den Menschen gehören, die darüber entscheiden, wie unsere Gesellschaft funktioniert.

Die Zukunft ist nicht nur etwas, das wir von früheren Generationen erben. Sie ist auch etwas, das wir durch unsere Entscheidungen für die kommenden Generationen schaffen.

Wenn wir wollen, dass sie besser wird, müssen wir bereit sein, schon heute daran zu arbeiten.

Humanity United Movement — eine Menschheit, eine gemeinsame Zukunft.